This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

4 Bände von Jahr 1821

~~[illegible]~~

A 54

Geist der Zeit.

Ein

Journal

für

Geschichte, Politik, Geographie, Staaten- und Kriegskunde, und Literatur.

Dritter Band.

July, August, September.

Wien, 1821.

Im Verlage bey J. G. Heubner.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
NOV 18 1970
U3
G4
1821
V.3

Geist der Zeit.

July 1821.

Ereigniſſe in Venezuela in den Jahren 1819 und 1820.

(Fortſetzung.)

Auf dem Wege von San Joachim nach Valencia, der eben ſo weit war als der am vorigen Tage, iſt nichts beſonderes Merkwürdiges zu ſehen. Die Fruchtbarkeit des Bodens nimmt ſehr merklich ab, und hier iſt ein großer Mangel an Waſſer an der Straße; weßwegen man auch nur auf wenige Hütten trifft. Es liegt hier ein kleines Dorf zwiſchen jenen beyden Städten, in deſſen Nachbarſchaft die, dem Marquis des los Foros früherhin zugehörigen Ländereyen liegen, der beym Anfange der Revolution einen ſo lebhaften Antheil daran gezeigt hatte, und ſich gegenwärtig auf der Inſel Trinidad angeſiedelt hat.

Valencia iſt eine Stadt von bedeutendem Umfang und enthält verſchiedene Kirchen. Man kommt zu ihr auf einer neuerdings errichteten ſteinernen Brücke herein, die die Einwohner dem General

Morillo verdanken. Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut, indem die Häuser zerstreut umher liegen, und das Ganze macht einen unangenehmen Eindruck. Einige Gebäude sind indeß, in der Nähe betrachtet, sehr nett und hübsch bemahlt, und auf andere Weise verziert. Wegen ihres nahen Verkehrs mit Puerto Cabello, das nur zwölf Stunden entfernt liegt, erfreut sich Valencia eines sehr bedeutenden Handels, und es wohnen hier mehrere sehr wohlhabende Kaufleute. Die Umgegend steht der um Caraccas, Victoria und Maracay sehr weit nach, nichts desto weniger aber ist die Stadt mit Obst und Pflanzen sehr gut versorgt. Des Morgens und Abends ist es hier weit kälter als weiter im Innern des Landes hinein, aber unendlich viel weniger kalt als zu Caraccas.

Bey meinem Aufbruch aus Valencia war ich wieder, obgleich noch gar nicht völlig hergestellt, im Stande, mein Maulthier zu besteigen; wir kamen früh am Morgen nach der kleinen Stadt Tocuyito, drey Stunden von Valencia entfernt, wo wir blieben, um die Sonnenhitze zu vermeiden, und dann um drey Uhr Nachmittags nach Calebobo, noch vier Stunden weiter, ritten. Hinter Valencia ist die Gegend, mit der verglichen, aus der wir herkamen, sehr schlecht und uninteressant. Zwar dicht in der Nähe jener Stadt ziehen sich große Ebenen hin, auf welchen

man zahlreiche Viehheerden weiden sieht; je weiter man aber vorwärts kommt, desto trauriger und einsöniger wird die Gegend.

Calebobo besteht nur aus drey von einander entfernt liegenden Häusern in einer weiten unfruchtbaren Ebene. Es ist aber berühmt geworden durch eine vor drey Jahren vor Morillos Ankunft gelieferte Schlacht, in welcher die Spanier geschlagen wurden. Wir nahmen unsre Wohnung in dem Hause des Teniente de Justicia und wurden nicht wenig beunruhigt durch die Berichte der Reisenden, die aus der Stadt Pao (wo Geneal Morillos Hauptquartier war) kamen, über die Schlechtigkeit der Wege und die Menge von Räuberbanden, die die Berge, die wir zu passiren hatten, unsicher machten. Unser Wirth erzählte uns, daß das letztere schon lange vor der Revolution statt gefunden habe, und daß diese Räuber selten einem das Leben schenkten, der das Mißgeschick hatte, ihnen in die Hände zu fallen. Man empfahl uns auch ferner, uns mit Lebensmitteln gehörig zu versehen, da wir auf der Straße nichts davon antreffen würden.

Nachdem wir durch die Ebene von Calebobo geritten waren, begannen wir, wüste und unfruchtbare Berge zu ersteigen, die wenig bewachsen waren, und deren Gipfel nur eine traurige und reitzlose Aus-

ſicht gewährten, die durch den Contraſt mit dem ſchönen Thal hinter uns nur deſto greller abſtach. Zufällig trafen wir auf eine einſame Hütte, von Stroh nach Art der im Lande der Patrioten befindlichen gebaut. Bey ſolchen Gelegenheiten konnte ich nie unterlaſſen, mich zu wundern, wie menſchliche Weſen ſich ſo fern von aller Gemeinſchaft mit ihren Mitmenſchen niederlaſſen konnten, und woher ſie ihre Nahrung nähmen, da keine Spur von Cultur rings umher zuſehen war. Mein Gefährte, der dieſen Weg vorher noch nie gemacht hatte, wunderte ſich hierüber nicht weniger als ich.

Wir hatten uns in Calebobo zu einigen andern Perſonen, die nach Pao reiſten, geſellt, die den Weg kannten und ebenfalls ſehr vergnügt über unſer Zuſammentreffen waren, da unſere Anzahl uns wirkſamern gegenſeitigen Schutz verſprach. Wir fanden die Abſchüſſigkeiten der Berge an vielen Stellen ſo ausnehmend ſteil und gefährlich, daß ſie in uns Empfindungen der Unruhe weckten; aber wir wollten unſere Klagen hierüber verſparen, bis wir noch mehr Urſache dazu haben würden, welches bald der Fall ſeyn mußte, indem uns unſere Reiſegefährten die Schwierigkeit, den Berg la Loma zu paſſiren, geſchildert und uns die Stelle ſelbſt ſchon bezeichnet hatten.

Nachdem wir von einem kleinen Berge herabgestiegen waren, kamen wir in einen schmalen Grund von ungefähr 30 Ellen Breite, an dessen Ende der Fuß des la Loma war. Gleich seine erste Erhebung ist so äußerst steil und schwer zu erklimmen, daß mein Maulthier zu meiner nicht geringen Gefahr zwey vergebliche Versuche machte, hinaufzuklimmen und festen Fuß zu fassen; der dritte aber gelang. Auf dem Wege nach dem Gipfel ist oft kaum Platz genug, daß die Thiere ihre Füße vorwärts setzen können, und der bodenlose Abgrund zu beyden Seiten des Wegs macht dieß zu einem wahrhaft furchtbaren Anblick; auch fallen oft Unglücksfälle vor, wir kamen indessen noch mit heiler Haut davon. Das Herabsteigen auf der andern Seite zu beschreiben, ist rein unmöglich; bey jedem Schritt erwartete ich, den Hals zu brechen, und als wir endlich heruntergekommen waren, war ich über allen Begriff erschöpft, und genöthigt einige Zeit anzuhalten, um mich zu erhohlen.

Von der Spitze des la Loma war nichts auf beyden Seiten zu sehen als die nähmlichen kahlen und traurigen Berge, auf denen sich nicht die kleinste Spur von Vegetation zeigte, und die wüste Einöde, die vor uns lag, schien mir eine fast endlose Beschwerlichkeit zu weissagen. Auf diesen Bergen ward das Auge nicht wie anderwärts durch Züge von Pa-

pagayen oder der vielen anderen Arten bunter Vögel erheitert, die sonst überall in diesen Gegenden in so großem Ueberfluß vorhanden sind. Nur Weihen (buzzards) und Kahlköpfe (Turkey buzzards), deren es überhaupt in Südamerica in überaus großer Menge gibt, ließen sich blicken, die auf der Lauer auf die armen Thiere lagen, die vor Müdigkeit umkamen, und von denen wir Leichname hier und da liegen sahen.

Wir setzten unsere Reise fort ohne irgend eine Veränderung der Ansicht der Gegend, bis wir gegen 8 Uhr Abends eine kleine Hütte erreichten, noch vier Stunden von Pao entfernt. Da der Mond aufging, brachen wir um 1 Uhr wieder auf, und zogen weiter um die Stadt noch zu erreichen, ehe die drückende Sonnenhitze einträte. Als wir uns nun dem Hauptquartier Morillos näherten, fühlte ich eine ziemliche Beklemmung und schwebte zwischen Furcht und Hoffnung in Hinsicht der nahenden Zusammenkunft.

Nachdem wir von den Bergen herabgekommen waren, erreichten wir eine große, weit sich ausdehnende Ebene, die ringsherum von Bergen eingeschlossen war. Sehr beträchtliche Heerden von Pferden und Lastthieren weideten auf derselben, die augenscheinlich treffliches Futter darboth. Die Stadt war unserm Anblick durch eine dichte Baumpflanzung ver-

hüllt, und wir mußten noch über eine Stunde reisen, ehe wir sie erreichen konnten. Wir kamen nach halb 6 Uhr dort an, und wurden sofort nach der Behausung des Obergenerals gewiesen, der bereits aufgestanden war.

Alle Officiere seines Stabes kamen heraus, um mich zu sehen, und ich ward der Gegenstand einer allgemeinen Neugierde. Der Adjutant hatte dem General nicht sobald meine Ankunft berichtet, als *ich herein* kommen sollte; und indem ich ging, mich diesem berühmten Mann vorzustellen, der nicht nur mein künftiges Schicksal, sondern auch mein Leben selbst in Händen hatte, wogten Empfindungen in mir, von denen Niemand einen Begriff hat, der nicht in einer ähnlichen Lage war.

Bey meinem Eintritt erhob er sich von seinem Sitze, präsentirte mir einen Stuhl, und entschuldigte sich, daß er die Ursache davon gewesen sey, daß ich in so übeln Gesundheitsumständen diese Reise hätte machen müssen, von denen er nicht eher etwas erfahren habe, bis es schon zu spät gewesen sey; er sagte, daß er zu meinen Gunsten geschriebene Briefe vom General Cires, Oberst Tovar, dem General-Capitän, und den Commandanten von la Guayra, Maracay und Valencia empfangen habe, die die gute Meinung bestätigt hätten, die er schon vorher beym

Durchlaufen meiner Papiere von mir gefaßt habe. Er erklärte mir hierauf, „daß ich von diesem Augenblick an frey sey,“ und bath mich, daß ich in seinem Hauptquartier so lange, als es mir gefiele, bleiben und mit seinen Stabsofficieren an seiner Tafel speisen möchte.

Diese Aufnahme vom General Morillo, die an Leutseligkeit alles übertraf, was ich mir hätte vorstellen können, war mir, wie man sich leicht denken kann, äußerst erwünscht, und befreyte mich von der Centnerlast von Besorgniß, die mich bisher gedrückt hatte. Die Hoffnung, mein Vaterland nach so vielen gefährlichen Abenteuern, in die ich verwickelt gewesen war, wiederzusehen, war in der That entzückend. Kurz dieser glückliche Wechsel meines Schicksals machte mich so freudetrunken, daß ich beynahe alles für Traum hielt, und mich dieser Augenblick für alle meine in Südamerica erduldeten Mühseligkeiten reichlich entschädigte.

Der General knüpfte hierauf eine Unterredung in Beziehung auf die Patrioten an, gegen welche er eine tiefe Verachtung bezeigte, und bespöttelte ihre Drohung, Caraccas anzugreifen, was er übrigens, wie er sagte, herzlich wünschte, daß sie es nur thun möchten, damit er dadurch Gelegenheit bekäme, ihnen näher auf den Leib zu rücken, als es ihm bisher ge-

ſtattet geweſen ſey. Er fragte mich, ob man bey geſundem Menſchenverſtande wohl glauben könne, daß ſolches indisciplinirtes, zuſammengelaufenes Geſindel, wie die Soldaten der Patrioten, es mit den wackern Truppen unter ſeinem Commando würden aufnehmen können.

Gegen keinen der revolutionären Anführer drückte er ſich heftiger aus, als gegen Arismendi, der auf eine ſo *unwürdige* Weiſe ihm die Schenkung ſeines *Lebens* und die Rückgabe ſeines Vermögens vergolten hatte. Er lachte herzlich darüber, daß dieſer General ſich aus England eine prachtvolle Uniform verſchrieben habe, in welcher er in Caraccas einziehen wolle, und bedauerte, daß Bolivars plötzliche Rückkehr die Ausführung dieſes Planes verhindert habe, weil er höchſt wahrſcheinlich dann im Stande geweſen ſeyn würde, jenen nach Verdienſt zu empfangen. Er gab dem Arismendi Schuld, daß er weder das Land kenne, das er angreifen wollte, noch die Stärke der Macht, die es vertheidigte, und fragte, ob es wohl ſo leicht ſey, einen Feind aus ſeiner Stellung in dieſen Gebirgen, durch die ich gekommen ſey, herauszutreiben? und ob, ſelbſt den Fall vorausgeſetzt, daß er ſelbſt ſich bis hinter Victoria zurückziehen müßte, eine eindringende Macht wohl mit leichter Mühe durch dieſe ſteilen und engen Päſſe nach

Carnicas werde bringen können? Auch sey es ja ihrer gesammten vereinigten Macht nicht möglich, wie er behauptete, seine Armee zu besiegen, geschweige denn einen bloß detaschirten Theil derselben.

Ferner erklärte der General Morillo, daß er das unbegränzteste Zutrauen in sämmtliche Bewohner der Provinz Carnicas setze, welche zahlreicher, wohlhabender und wackerer wären als die aller andern Provinzen auf dem festen Lande; wie er fest von dem entschiedenen Vorzug, den sie der spanischen Regierung gäben, überzeugt wäre, und daß, obgleich die ganze Welt geneigt sey, zu glauben, daß der dermahlige Kampf von „der ganzen Volksmasse Südamericas gegen die Spanier geführt werde," dieß doch nur ein Aufstand „von wenigen ehrgeitzigen Männern" sey, die sich in ihren Berichten an die übrige Welt lügenhaft für die Majorität ihrer Landsleute ausgäben.

Zum Belege hierzu führte er das Beyspiel Margaritas an. Als er sich von dieser Insel zurückzog, begleiteten ihn sämmtliche angesehene Einwohner derselben, und siedelten sich seitdem auf spanischen Grund und Boden an. Eben so Barcelona, welcher Ort nach seiner Einnahme durch die Patrioten (wovon ich selbst Zeuge war) von seinen sämmtlichen frühern Bewohnern verlassen ward,

die den Spaniern folgten. Alles dieß, was er sagte, war vollkommen richtig, so wie, daß, als die Independenten einige Jahre zuvor genöthigt waren, alle wichtige Plätze, selbst Caraccas, die sie inne hatten, zu verlassen, dieß nicht weniger der Stimmung der Einwohner gegen sie als der spanischen Kriegsmacht zuzuschreiben gewesen sey.

Er machte hierauf Bemerkungen über die lächerlichen Berichte, die man über seine „verzweifelte“ Lage ausgesprengt habe, und zeigte mir einen Auszug aus einer Zeitung von Demerara, in welchem stand, daß er mit den Ueberresten seines Heers zu Havannah angelangt sey, und sich glücklich gepriesen habe, den Gefahren, denen er auf dem festen Lande ausgesetzt gewesen wäre, entronnen zu seyn.

Als die Rede auf das Project des Congresses *zu Angostura* kam, eine Stadt, mit Nahmen Bolivar, zu bauen, meinte er: er vermuthe, daß man dieselbe von Stroh bauen werde, denn er wisse nicht, was sie sonst für Baumaterialien dazu hätten.

Einer der Officiere von Morillos General-Stab, war ein geborner Schotte, Nahmens Arbuthnot, der seit seinem achten Jahre in Spanien gewesen, und mit dem Regiment von Castilien (in welchem er im Mutterlande gedient hatte) nach

Südamerica als Capitän gekommen war. Ich wohnte während meines Aufenthaltes zu Pao bey diesem Manne, und ging mit ihm zum Frühstück und Mittagsessen beym General.

Von dem Capitän Arbuthnot erhielt ich Auskunft über verschiedene Gegenstände, die durch meine eignen Beobachtungen vollkommen bestätigt wurden. Unter andern erklärte er, daß Niemand nach Südamerica mit friedlichern Gesinnungen gegen dessen Bewohner habe kommen können, als General Morillo; als Beleg hierzu führte er dessen Benehmen gegen Arismendi an. Er sagte, daß der General erst dadurch zu strengern Maßregeln gegen sie genöthigt worden sey, weil sie selbst alle gefangene Spanier auf eine unmenschliche Weise behandelt, und sie nicht allein getödtet hätten, sondern dabey mit der erfinderischsten Grausamkeit zu Werke gegangen wären.

In Margarita, erzählte er, hätten Weiber und Kinder ebenfalls Theil an diesen teuflischen Handlungen der Barbarey genommen, und sich höchlich an den Zuckungen der gemarterten Schlachtopfer zu weiden geschienen. Er führte das Beyspiel einer Ermordung eines spanischen Capitäns zu Norte an, der auf einen Esel auf offnem Markte gesetzt, von Personen beyderley Geschlechts und jeden Alters

mit Messern, Dolchen, Keulen, Feuerbränden und allem, was ihnen nur zu ihrem schauderhaften Zweck dienlich schien, angefallen und niedergemetzelt wurde. Dieß setzte den General Morillo so in Wuth, daß er weder Alter noch Geschlecht zu schonen befahl.

Ich bin weit entfernt, diese Handlung des spanischen Oberbefehlshabers entschuldigen oder beschönigen zu wollen, durch welche vielleicht viele Unschuldige, die nicht den geringsten Theil an den Feindseligkeiten gegen ihn und sein Gefolge hatten, ums Leben kamen; aber ich habe dieß angeführt, weil es mir erzählt worden ist. Es folgt wenigstens so viel daraus, daß dieser grausame Befehl nicht ohne einige vorhergegangene Anreitzung gegeben war, und daß das Gemüth bey der Nachricht eines so unglücklichen Schicksals eines Landsmannes sehr in Wallung gerieth, ist nicht zu verwundern.

Während meiner ganzen Reise nach dieser Stadt, war ich bey meiner Ankunft in jeder Stadt der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit gewesen; aber hier war das Haus, in dem ich einquartiert war, mit Personen besetzt, deren Neugierde, „den englischen Capitän“ zu sehen, auf eine höchst lächerliche Weise ergetzlich war. Capitän Arbuthnot ward in einem fort bestürmt, mich unter allerley Vorwänden hervorzuziehen, um den zahlreichen Besuchern Genü-

ge zu leisten; und der Eigner des Hauses verdankt mir manche höfliche Nachfrage nach seinem Befinden, um daß man sich ohne Zweifel sonst nicht viel bekümmert hätte.

Capitän Arbuthnot ist noch ein junger Mann, und nicht allein beym General Morillo, sondern auch bey allen spanischen Officieren sehr geachtet. Er ist von guter Familie in Schottland, und das einzige Glied derselben, das sich zur katholischen Religion bekennt. Die Art, wie er zu dieser Religion und seiner spanischen Officierstelle kam, ist so einzig in ihrer Art, daß man mir verzeihen wird, wenn ich sie ihm hier nacherzähle. Seine Großmutter war dem katholischen Glauben zugethan, und von seiner Wahrheit, so wie von den Folgen der Nichtannahme desselben so fest überzeugt, daß sie beschloß, einen Versuch zu machen, die Seele ihres Enkels zu retten. Sie ersuchte in dieser Absicht seinen Vater, ihm einen Besuch bey ihr auf einige Zeit zu gestatten, und der Vater gab hierzu, wiewohl ungern, weil er ihre überspannten religiösen Ansichten kannte, seine Einwilligung. Kaum war der damahls achtjährige Knabe in ihren Händen, als sie ihn sogleich heimlich nach Spanien schickte, und ihn in ein Kloster schaffen ließ, um ihn zum geistlichen Stand erziehen zu

lassen; dem Vater meldete sie, er sey gestorben, was derselbe auch ohne weitern Verdacht glaubte.

Als die Revolution in Spanien ausbrach, hatte er bedeutende Fortschritte in seinen Studien gemacht, hatte aber keine Neigung zu der geistlichen Laufbahn. Er benutzte daher die günstigen Zeitumstände, und es gelang ihm, eine Anstellung in dem Regiment von Castilien zu bekommen, in welchem er seitdem diente. Er wurde hierauf Hauptmann, und ward noch vor meiner Abreise aus diesem Lande um Oberstlieutenant, dem nächst darauf folgenden Grad im spanischen Dienst, ernannt. Er hat seit langer Zeit nichts von seiner Familie gehört, und ist vielleicht von derselben auf immer getrennt. Er spricht Englisch in einem ausländischen Accent, versteht und schreibt dasselbe aber ganz vollkommen.

Die Stadt Pao ist klein; ihre Häuser sind im *Ganzen genommen* bloße Hütten. Die Einwohner sind meistens Farbige, haben sich aber bey allen Gelegenheiten als solche standhafte Anhänger der Sache des Königs gezeigt, daß die Stadt mit dem Beynahmen „die loyale Stadt Pao“ beehrt worden ist. Der Marktplatz ist sehr breit, auf ihm steht die Kirche, die für einen solchen Ort bedeutend groß ist. Die Hitze in der Stadt ist übermäßig, und die Unbequemlichkeiten durch dieselbe werden noch durch

eine große Menge Dünste vermehrt, die überall aufsteigen. Der Boden umher ist unfruchtbar, und bringt kaum genug zum Bedarf der Consumtion der Einwohner hervor.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft hierselbst waren 11 englische Soldaten von der Armee von Paez desertirt, und hatten mit vielen Schwierigkeiten Pao erreicht, wo sie vom General Morillo gut aufgenommen und behandelt wurden. Mit einigen dieser Leute unterhielt ich mich häufig, besonders mit einem, der Sergeantmajor unter den Patrioten und früher Sergeant im 31. Regiment gewesen war. Er erzählte mir, daß alle brittische Soldaten, die er kenne, sorgsam auf jede Gelegenheit zum Desertiren kauerten, dergleichen sich indeß nur selten darböthe; er schilderte ihren Zustand als den schrecklichsten, den man sich denken könne. Noch zwey andere außer denen, die ihre Flucht glücklich bewerkstelligten, hätten zugleich mit ihnen sich fortgemacht, diese aber wären entweder eingehohlt worden, oder hätten die Sache verrathen, wie er fürchte, denn sie wären sämmtlich von einem Detaschement von Paez Cavallerie verfolgt worden, und würden in die Hände desselben gefallen seyn, wenn sich ihrer nicht wohlwollend die Einwohner angenommen hätten, die sie nicht allein versteckt gehabt, sondern auch auf alle

mögliche Weise ihnen zu ihrer Desertion behülflich gewesen wären.

Er sagte, sie hätten sich fest entschlossen gehabt, entweder ihre Unternehmung durchzusetzen, oder dabey umzukommen, indem der Tod der Lage weit vorzuziehen gewesen sey, in der sie sich so lange befunden hätten. Sie wären für den Dienst bey den Patrioten durch den Oberst Urslar (der damahls gefangen war) engagirt worden, gegen welchen Mann sie sowohl in den Unterredungen mit mir als in ihrem förmlichen Vernehmungen Groll zeigten; in der letztern behaupteten sie, daß er beynahe achthundert Mann geworben, ausgerüstet und nach Südamerika geschafft habe; welche Erklärung ihm einen unersetzlichen Nachtheil zufügte.

General Morillo befragte mich über meine Kenntniß von Oberst Urslar, und ich bestrebte mich, meine Antworten so günstig als möglich für ihn einzurichten; aber unglücklicherweise bewirkten sie gerade den entgegengesetzten Erfolg und entschieden mit der Anklage der erwähnten Männer ohne Zweifel sein Geschick. Dieser unglückliche Mann hatte bey seiner Vernehmung sehr unvorsichtigerweise ausgesagt, daß er ein Engländer und früher Garde-Capitän gewesen sey. Er hatte dieß ohne Zweifel in der Erwartung gethan, deßwegen besser behandelt zu

werden. Ich konnte aber natürlich von dem Inhalt ſeiner Ausſage nichts wiſſen, und hatte erklärt, daß er, wie es auch wirklich der Fall war, ein Deutſcher ſey, und in der deutſchen Legion gedient habe. General Morillos damahlige Ausdrücke deuteten mir an, daß Urslar nichts zu hoffen hatte. Ich leugnete, daß er der Mann geweſen ſey, der die achthundert Mann ausgerüſtet gehabt, und erklärte die Art und Weiſe ſeines Engagements mit General Elſom, von welchem er eben ſo getäuſcht worden wäre wie ich vom General Engliſh, indem dieſe beyden Männer perſönlich von Bolivar die Befugniß, Truppen zu werben, erhalten hätten. Hiervon ſchien aber der General nicht befriedigt zu ſeyn, und er mochte vielleicht muthmaßen, daß dieß von mir nur aus Gunſt für Urslar ſo ausgeſagt werde.

Was die engliſchen Deſerteurs betrifft, ſo erhielten diejenigen von ihnen, die es verlangten, Päſſe nach den engliſchen Colonien; drey von ihnen gingen aber freywillig in den ſpaniſchen Dienſt. Einer dieſer leztern ſagte mir, daß er dieß bloß deßwegen gethan habe, um Gelegenheit zu haben, ſich an den Patrioten für die ſchlechte Behandlung zu rächen, die er von ihnen erlitten habe.

Ich blieb zu Pao acht Tage, während welcher ich fortwährend alle mögliche Höflichkeitsbezeugungen

vom General Morillo empfing. Er ließ mich stets bey Tafel zu seiner rechten Hand sitzen, und war scrupulös in seiner Aufmerksamkeit für mich; er nannte mich nie anders als Capitän, und, mit einem Wort, wenn ich ihm von seinem Monarchen empfohlen gewesen wäre, so hätte er sich nicht freundschaftlicher gegen mich benehmen können.

General Morillo ist dem Ansehen nach ungefähr 45 Jahre alt. Er ist groß und kraftvoll gebaut, hat ein volles Gesicht; seine Augen, Haare und Augenbraunen sind schwarz, seine Gesichtszüge sind im Ganzen genommen einnehmend, und seine ganze Haltung sehr kriegerisch. Er trägt keinen Knebelbart. In seinen Manieren liegt eine sehr einnehmende Offenheit und Freymüthigkeit; und er kann seine Gefühle nicht verstellen. Er besitzt durchaus keinen Stolz, und knüpft eben so offen eine Unterhaltung mit einem Fähnrich an, als mit einem General. Ich sah ihn immer in guter Laune, und sein Gespräch bey Tafel war eben so unterhaltend als interessant. Er ist witzig, und brachte bei mehreren Gelegenheiten sehr passende Wortspiele an. Wenn er übler Laune wird, so sollen die Ausbrüche seiner Wuth, wie ich gehört habe, sehr heftig seyn; sie gehen aber bald vorüber, und dann schämt er sich selbst, ihnen Raum gegeben zu haben. Er hält nichts

auf Pomp und äußern Schein, und begnügt sich, wo es angeht, nur mit einer Wache vor der Thür, wie dieß zu Pao der Fall war.

Wenn er von einem Ort nach einem andern reiset, so läßt er sich nur von wenig Adjutanten begleiten, und hält seinen Einzug so heimlich als möglich, um den Förmlichkeiten zu entgehen, mit denen man ihn sonst empfangen würde. Er kleidet sich sehr gut, und trägt stets zwei Sterne und andere geringere Orden. Er empfängt alle, die ihm aufwarten, mit vieler Leutseligkeit, und hört aufmerksam auf die Vorstellung selbst der niedrigsten Individuen; ich selbst habe ihn mit mehreren derselben mit größter Herablassung reden hören.

Nie war ein General beliebter, als es Morillo bey seinen Officieren und Soldaten ist. Er wird von ihnen vergöttert, und seine Gegenwart belebt und ermuthigt sie in allen Lagen. Die Einwohner, die unter seiner Jurisdiction stehen, scheinen ihn sehr zu achten, und viele von ihnen sprachen mit mir von ihm in Ausdrücken der größten Anhänglichkeit. In der That ist auch sein Benehmen gegen sie das gerade Gegentheil von dem, was seine Gegner vorgeben.

Er scheint gern auf die Campagnen in Spanien zurück zu kommen, und spricht sehr achtungs-

voll von den brittischen Befehlshabern und der brittischen Armee überhaupt. Die Hochachtung, die er gegen Lord Hill ausdrückte, in dessen Division er eine Brigade commandirte, war ganz unbegränzt. Er bedauerte, daß „der arme Engländer“ (sein eigner Ausdruck) durch einen so groben Betrug hinters Licht geführt, und in eine so schlimme Lage gebracht worden sey, in welcher er endlich umkommen mußte; und er erklärte, wie laid es ihm thue, im Feld mit Leuten als Feind zusammen zu treffen, mit denen er so lange als Freund gekämpft habe; er bemerkte aber, daß „sie ihn aufgesucht hätten, nicht er sie,“ sie also die Folgen auf sich nehmen müßten, und er von seiner Regierung Befehle erhalten habe, die, wenn jene in seine Hände fielen, seiner Amtspflicht gemäß vollziehen zu müssen, ihm sehr schmerzlich seyn würde.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß Morillo ein Mann von eigenthümlichem militärischen Talent ist, und seinen gegenwärtigen hohen Rang einzig und allein seinen persönlichen Verdiensten verdankt. Er hat seine kriegerische Laufbahn als gemeiner Soldat begonnen, und war beym Ausbruch der Revolution weiter nichts als Sergeant bey der Marine. Bald darauf wurde er wegen seines guten Verhaltens Alferes (welches dem englischen „Fähnrich“ entspricht), und brachte so viel bewaffnete Bau-

ern, als er konnte, zusammen, mit denen er Vigo angriff. Nachdem er hier den Franzosen in einem Treffen eine Niederlage beygebracht, und sie in die Stadt zurückgejagt hatte forderte er sie auf, sich zu ergeben. Der französische Commandant weigerte sich, dieß zu thun, einzig aus der Ursache, weil er gehört hatte, daß dort kein Officier von hinlänglich bedeutendem Rang sey, mit dem er unterhandeln könnte. Morillo bekleidete sich deßwegen selbst mit den charakteristischen Auszeichnungen eines Oberstlieutenants, und ließ dem Franzosen wissen, daß Oberstlieutenant Morillo seine Capitulation annehmen werde, worauf auch der Platz übergeben ward.

Als die Regierung diese Eroberung und die Art, wie sie bewerkstelligt war, erfuhr, ertheilte sie ihm die wärmsten Lobsprüche wegen seines Verhaltens, und authorisirte ihn, den Rang, den er sich selbst beygelegt hatte, ferner beyzubehalten. Er fuhr fort, sich auszuzeichnen, und errichtete das Regiment der Union (welches jetzt bey ihm in Südamerika unter dem Nahmen des Regiments von Valançay sich befindet), und commandirte in der Folge eine spanische Brigade in Lord Hills Division. Er ward dem Könige als ein Officier von den größten Verdiensten vorgestellt, und von ihm mit unbeschränkter Vollmacht bekleidet, alles zu verfügen und die Ordnung und

Ruhe in der empörten Colonie von Venezuela wieder herzustellen.

Als ein Beweis von der Wahrheit der Behauptung, daß er unbegrenztes Zutrauen auf die Eingebornen setze, braucht nur angeführt zu werden, daß er unbewaffnet in dieser wilden Gegend herum reitet, und bloß in Begleitung weniger Stabs-Officiere, die eben so wenig sich mit Mitteln zur Vertheidigung versehen haben. Wäre er also der von allen verwünschte Tyrann, als welcher er von allen seinen Feinden geschildert wird, so würde nichts leichter als seine Ermordung seyn; auch wären die Thäter in keiner besondern Gefahr, entdeckt zu werden. Eben so ist der Umstand, daß er nur eine Wache vor der Thür hat, ein anderer Beweis seines Zutrauens, indem es auf diese Weise ebenfalls sehr leicht wäre, ihn aus dem Wege zu räumen, wenn man dieß wollte. Aber ich bin völlig überzeugt, daß der Tod des General Morillo eben so sehr von der Mehrheit der Eingebornen des Landes als von seinen eignen Landsleuten betrauert werden würde.

Als ich vom General Morillo Abschied nahm, konnte ich nicht umhin, meine dankbaren Empfindungen über die großmüthige Behandlung, die mir angedeihen war, auszudrücken, und ich muß bekennen, daß es mir fast leid that, ihn verlassen zu müssen,

Er drückte die besten Wünsche für die vollständige Wiederherstellung meiner Gesundheit und meine glückliche Rückkunft in mein Vaterland aus, und bath mich daselbst zum Herzog von San Carlos, dem spanischen damahligen Gesandten in London, zu gehen, und demselben über die Lage der Sachen in Südamerika Auskunft zu geben, indem er hinzufügte: „ich bitte sie dringend, nicht mehr als die reine Wahrheit zu sagen. Sie haben beyde Theile kennen lernen, und können ein richtiges Urtheil fällen; sagen Sie aber nur die Wahrheit, und nichts als die reine Wahrheit.“

Ich hatte einen Reisepaß von des Generals eigner Hand, in welchem vorgeschrieben war, daß ich in jeder Stadt ein Bagagepferd und die Diäten eines spanischen Capitäns erhalten soll, welche drey Realen oder einen Schilling und drey Pence nach englischem Gelde betrugen. Mit dieser Summe konnte ich in einer so fruchtbaren Gegend, wo alle Arten Lebensmittel so wohlfeil waren, wie in der Provinz Caraccas, nicht nur vollkommen gut auskommen, sondern behielt auch noch genug übrig, um mir Cigarren und dergleichen zu kaufen. Aber an vielen Orten nahm man sogar keine Bezahlung von mir für das, was ich erhielt.

Ich nahm meinen alten Weg über la Loma zu-

rück, durchschnitt dann die Ebenen von Calebobo, und kam nach Valencia, wo ich einen Tag rastete, um die Stadt zu besehen. General Morillo hatte seinen Wunsch ausgedrückt, daß ich ganz nach meiner Bequemlichkeit und meinem Belieben reisen, und in den Städten so lang als es mir angenehm sey, bleiben möchte. In Valencia erhielt ich vom Alcalden ein Einquartierungsbillet auf einen verabschiedeten Hauptmann der Miliz, Nahmens Spinosa, der in dem Rufe stand, sich gegen alle bey ihm einquartierte Officiere sehr rauh und barsch zu benehmen. Als ich Abends gegen 10 Uhr an die Thür pochte, antwortete mir ein junges Mädchen aus dem Fenster, daß ihr Vater nicht zu Hause sey, und sie die Thüre nicht öffnen könne, da sie selbst eingeschlossen sey; ihr Vater würde aber bald zurückkommen, und ich möchte einstweilen vor der Thür warten. Dieß that ich denn auch willig, und bald kam der alte Herr, der mich fragte, was ich hier mache. Er empfing das Billet sehr mürrisch, und da er in meiner Kleidung und Aussprache etwas Auffallendes fand, fragte er mich, wer ich sey. Als ich ihm dieß gesagt, ging er ins Haus, und ließ mich vor der Thür stehen bleiben, bis er seine Töchter eilig in einen andern Theil des Hauses geschafft hatte, worauf er mich einließ. Er benahm sich fortwährend sehr unwirsch, bis ich

ihm General Morillos Paß zeigte, worauf er sogleich erklärte, über meine Anwesenheit in seinem Hause sehr erfreut zu seyn, und mir versprach, mich den folgenden Tag, welchen ich noch dort bleiben wollte, bey sich zu bewirthen.

Am folgenden Morgen nahm er mich zu allen seinen Bekannten mit, welche mich sehr höflich aufnahmen, und bewirthete mich auch versprochenermaßen mit einer Mahlzeit, die indessen sehr frugal war. Als ich im Begriff war abzureisen, brachte er mir das Billet, und bath mich, auf der Rückseite in spanischer Sprache folgendes Zeugniß auszustellen: „daß er mich als einen Officier und Edelmann empfangen, mich mit dem Besten in seinem Hause tractirt, und ich dafür durchaus nichts ausgegeben hätte.“ Seine armen Töchter waren während meiner ganzen Anwesenheit eingesperrt. Dieser Mann ward mir später als ein vollendeter Sonderling geschildert.

In Valencia scheinen die Einwohner so wenig zu glauben, daß die Patrioten ihre Drohung, in Caraccas einzudringen, ins Werk zu setzen im Stande sind, daß sie mit der Wiederherstellung ihrer Kirchen und Häuser beschäftigt sind.

Ueber San Joachim kam ich dann wieder zurück nach Maracay, wo ich bey meinem alten Freunde, dem Commandanten, abtrat, der seine herzliche

Freude über meinen verbesserten Gesundheitszustand ausdrückte. Er war bereits durch einen Brief vom General Morillo von meiner Abreise von Pao unterrichtet, und wünschte mir zur Wiedererhaltung meiner Freyheit Glück. Ich blieb zwey Tage lang bey ihm, und setzte dann meine Reise weiter fort.

Von Maracay kam ich nach Tumero, wo ich die Nacht über blieb. Hier besuchte ich den unglücklichen Oberst Urslar, der Kriegsgefangener unter Aufsicht des Regiments von Valancay war. Er saß in enger Verwahrung, und empfing Diäten, die zu seiner guten Beköstigung völlig hinreichten. Es saß mit ihm zugleich dort auch ein junger irländischer Officier von Devereurs Legion, der bey seiner Ankunft zu Juan Greigo in Margerita mit ungefähr 30 Mann an Bord einer kleinen Jacht gebracht worden war, um nach Pampatar überzufahren; diese Jacht ward aber unterwegs von den Spaniern gekapert. So war er ein Gefangener geworden, ohne einen Fuß auf den Boden der Patrioten gesetzt zu haben. Seine Soldaten wurden in dem spanischen Regiment von Burgos angestellt, womit sie wohl zufrieden waren; und der junge Mann erklärte ebenfalls in spanische Dienste zu gehen entschlossen zu seyn, sollte es auch als Trommelschläger seyn, wenn er nur angenommen würde. Er sagte, er sey erst achtzehn

Jahr alt, und habe kurz vor seiner Abreise aus Irland erst die Schule verlassen, und sey von seinem Vater gegen seine eigene Neigung nach Südamerika geschickt worden.

Oberst Urslar war von dem Schiffsvolk des Kanonenboots, von dem er gefangen ward, viel schlimmer als ich behandelt worden. Man riß ihm sogleich alle Kleider vom Leibe, und band ihn nackend auf dem Boden des Boots an, wo er in dieser Lage den stechenden Sonnenstrahlen ausgesetzt war; auch erhielt er Schläge und andere Mißhandlungen. Als er in Cumana ankam, war er zuerst von dem Gouverneur examinirt, und sodann eingekerkert worden; fünf Tage darauf wurde er in Ketten nach la Guayra geschickt. Sobald er aber hier angekommen war, wurden ihm sogleich die Fesseln abgenommen, und er anständig gekleidet nach Caracas gebracht, und erhielt hier, obgleich in engem Gewahrsam sitzend, ein Bett und anderweitige gute Aufwartung, so wie zu seiner Beköstigung täglich 6 Realen, was eine für diese Gegend sehr liberale Ration war.

Es war ihm eine Anstellung im spanischen Dienst vom General-Capitän angebothen worden, die er aber ausschlug, nicht, wie er mir sagte, aus persönlicher Abneigung dagegen, sondern aus Furcht, daß dieß, wenn es bey seinen Freunden in England

bekannt würde, einen Schandfleck auf seinen Charakter werfen möchte, da sie alle wüßten, daß er sich für die Sache der Independenten eingeschifft habe. Er zog heftig auf die Patrioten wegen ihrer niederträchtigen Kniffe los, womit sie uns sämmtlich getäuscht hätten, und drückte den Wunsch aus, daß die Ausländer in ihrem Dienst nur so gut wie wir beyde von der Lage der Spanier unterrichtet seyn möchten, welche so himmelweit von der verschieden wäre, die er sich früher eingebildet gehabt hätte.

Es war ein herzrührender Anblick, einen Mann, der so lange im brittischen Dienst gestanden hatte, und ein so trefflicher und wackerer Officier war, in einer solchen Lage, in der er sich hier befand, zu sehen, besonders da, wie ich fest überzeugt war, wenig Hoffnung vorhanden war, daß er begnadigt werden würde. Er war von den Aussagen der Deserteurs gegen ihn benachrichtigt und auf General Morillos Befehl aufgefordert worden, sich dagegen zu rechtfertigen. Aber es war keine besondere Hoffnung da, zu vermuthen, daß eine Erklärung von seiner Seite den Eindruck von eilf beeidigten Männern entkräften würde, und ein anderes Mittel, den Vorwurf, 800 Mann geworben und equipirt zu haben, zu beseitigen, gab es nicht.

Er verließ sich aber immer noch auf den edel-

müthigen Charakter des General Morillo, von dem er täglich hörte, und rechnete fast sicher auf seine Befreyung. Obgleich ich es nicht übers Herz bringen konnte, ihm alle Hoffnung zu rauben, so konnte ich doch nicht umhin, ihm zu rathen, nicht bloß an das Irdische zu denken, und verließ ihn mit großer Bekümmerniß über seine unglückliche Lage und Aussicht. Später hörte ich zu Caraccas, daß er erschossen worden sey.

In Tumero war ich in einem Hause einquartiert, welches zwey alte Weiber und vier jüngere Schwestern inne hatten; jede von ihnen hatte am Hals einen Kropf, was, wie ich oben bemerkte, dieser Stadt und Maracay eigenthümlich ist.

Von Tumero reiste ich weiter nach Victoria, und ward unterwegs von einem farbigen Creolen eingeholt der nach Caraccas wollte, und mit welchem ich eine Unterredung anknüpfte. Er drückte seine Empfindungen sehr freymüthig aus, die alle zu Gunsten der Independenten waren, und erklärte sich selbst für einen großen Bewunderer Bolivars und einiger anderer von dessen Anhängern, die er nahmhaft machte. Er behauptete, daß das Mißlingen der Sache der Patrioten bloß ihrem eigenen Mangel an Eintracht zuzuschreiben sey, daß sich jeder von ihnen viel zu sehr von seinem persönlichen Interesse

leiten ließ, und daß, so lange sie dabey blieben, bloß ihren egoistischen Rücksichten Gehör zu geben, die Hoffnung, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, sicher verschwinden werde.

Aus manchen Bemerkungen dieses Mannes ersah ich, daß er eine bessere Kenntniß von den Patrioten hatte als die, mit denen ich bisher, mich über dieselben unterhalten hatte; ich wünschte daher zu wissen, auf welche Weise er zu dieser Kunde gelangt sey. Er befriedigte meine Neugier sofort, indem er mir erzählte, daß er einige Zeit vorher von seinem Herrn in die Provinz Barinas geschickt, daselbst aber von den Patrioten gefangen und bey ihnen als Soldat angestellt worden sey; daß er aber nach vielen ausgestandenen Strapazen und Entbehrungen, die er in seines Herrn Hause nicht gewohnt gewesen sey, eine günstige Gelegenheit benutzt habe, zu den Royalisten zu desertiren; daß er dem General Morales zu Calebobo alle Auskunft, die er über die feindliche Partey gehabt, gegeben habe, und nun eben im Begriff sey, zu seinem alten Herrn in Caracas zurückzukehren.

Bey dieser Erzählung nach seiner vorigen Lobrede auf die Independenten mußte ich herzlich lachen, und erinnerte ihn an seine vorgängigen Bemerkungen. Er gestand ein, daß sein Benehmen tadelns-

werth sey, daß aber die Dienste „eines einzigen Mannes mehr oder weniger," nicht viel ausmachen würden, und daß er es überhaupt für überflüssig gehalten habe, sich solcher Mühseligkeiten zu Gunsten einer Sache zu unterziehen, die keinen glücklichen Ausgang nehmen könnte, so lange noch so viele Eingeborne des Landes wider sie wären.

Bey meiner Rückreise nach Caraccas verbrachte ich die Nacht in einem Hause auf dem Gipfel der schönen Berge zwischen Cucuissa und San Pedro. Die Kälte war übermäßig stark, und viel größer als in der Stadt Caraccas, und unglücklicherweise hatte ich nicht gehörige Bekleidung, um mich dagegen zu schützen.

Den folgenden Abend, den 9. März 1820, erreichte ich Caraccas, und wurde von dem General-Capitän mit der ersinnlichsten Höflichkeit empfangen, und eingeladen, bey ihm zu Mittag zu speisen, ehe ich nach la Guayra weiter reisete. Er wünschte, daß ich so lange zu Caraccas verweilen möchte, als es mir beliebte, und bezahlte meine Rechnung im Gasthofe für mich.

In dieser Nacht, ungefähr nach halb neun Uhr, spürten wir auf einmahl einen sehr heftigen Stoß eines Erdbebens, wodurch mehrere kleine Häuser einstürzten. Sobald das krachende Getöse gehört wurde,

stürzte Alles hinaus auf die Straße; es war aber nur ein vorübergehender Erdstoß gewesen. Ich hatte dabey das Gefühl, als würde das Haus in die Höhe gehoben, und wieder niedergesetzt, während der Blick des Auges einen Augenblick wie von einem Schatten verhüllt wurde.

Ich blieb fünf Tage in Caraccas, und reiste dann, versehen mit einem Befehl des General-Capitäns an den dortigen Commandanten, mir eine günstige Gelegenheit zur Ueberfahrt nach England, oder, wenn ich dieß lieber wollte, nach den westindischen Inseln zu verschaffen, weiter nach Guayra.

Se. Excellenz hatte gewünscht, ich möchte nicht in einem Fahrzeug unter spanischer Flagge absegeln, damit ich nicht etwa von Corsaren der Independenten gefangen würde, was ich ernstlich zu vermeiden wünschte.

In la Guayra wurde ich mit den wärmsten Glückwünschen von den englischen und amerikanischen Kaufleuten, die ich daselbst kennen gelernt hatte, empfangen. Ich erhielt ein Billet als Capitän auf einen Einwohner der Stadt, und während meines ganzen Aufenthaltes täglich drey Realen Diäten.

Während meiner Reise, auf der ich durch den größten Theil der Provinz Caraccas kam, und mehrere der bedeutendsten Städte von Venezuela be-

ſuchte, hatte ich ſtets Gelegenheit, mich mit den Einwohnern zu unterhalten, und ihre Gedanken und Meinungen kennen zu lernen, was ich auch nie zu thun unterließ.

Das Reſultat, was ich aus meinen Beobachtungen zog, iſt die Ueberzeugung, daß der größte Theil der Eingebornen des Landes gegen die Sache der Independenten eingenommen iſt, wenigſtens ſo wie dieſelbe jetzt geleitet wird. Man erklärt die Patrioten überall für Räuber und Mörder, und verlacht ihre ſo oft wiederhohlte Drohung, Caraccas anzugreifen.

Die Patrioten behaupten einſtimmig, daß, wenn ſie die Eroberung der Hauptſtadt unternehmen würden, nicht allein die Einwohner der Städte in der Provinz Caraccas, ſondern auch die creoliſchen Soldaten in Morillos Dienſt ſich auf ihre Seite ſchlagen würden. Das Nähmliche hatten ſie auch ſchon früher großſprecheriſch gemeint, als wir Barcelona und Cumana angriffen; aber ich zweifle nicht, daß ſie in dem einen Falle eben ſo wenig Grund zu jener Behauptung haben werden, als ſie, wie die Erfahrung gezeigt hat, in dem andern hatten. Was den Uebergang der creoliſchen Truppen betrifft, ſo enthält das Benehmen derſelben im ſpaniſchen Dienſt einen directen Gegenbeweis einer ſolchen Behauptung, zu dem der Vorfall bey la Cruz in der Ebene ein Bey-

spiel abgab. Bey diesem Ort wurde ein Corps Creolen von einer weit überlegenern Macht unter der Anführung des General Paez angegriffen; die ersteren leisteten einen verzweifelten Widerstand, und zwangen endlich die letzteren, sich mit bedeutendem Verlust zurückzuziehen. Sämmtliche Officiere und Sergeanten der Creolen waren entweder getödtet oder verwundet, und die Uebriggebliebenen beendigten das Gefecht unter einem gemeinen Soldaten, der das Commando übernommen hatte.

Wären die Einwohner im Allgemeinen so sehr zu Gunsten der Independenten geneigt, als diese behaupten, so würde die Vernichtung von Morillos Macht sehr leicht seyn. In der Provinz Caraccas sind alle Eingeborne mit Waffen versehen, und tragen dieselben beständig. Selbst beym Besuchen ihrer Pflanzungen innerhalb der Stadtmauern tragen sie beständig ihre Degen, und wenn sie irgend eine Reise von einiger Bedeutung zu machen haben, so nehmen sie noch außer denselben Carabiner und Pistolen mit; sie sind also völlig im Stande, den Patrioten Hülfe zu leisten, wenn sie sonst wollten, und ihre Gesammtzahl verbunden mit der disponiblen Streitmacht der Independenten würde ein Heer bilden, mit welchem General Morillo nicht den Kampf würde bestehen können. Aber wie mich dünkt, ist schon der

Umstand, daß die Eingebornen ohne Unterschied Waffen tragen dürfen, Beweises genug von dem Zutrauen, das General Morillo in sie setzte; denn wenn das Mißvergnügen und die Unzufriedenheit unter denselben so überhand genommen hätte, wie die Patrioten so angelegentlich behaupten, so würde nach aller Wahrscheinlichkeit der spanische Oberbefehlshaber zum Behuf seiner eignen Sicherheit die Führung der Waffen untersagt haben.

Um selbst so viel Truppen als möglich bey sich zu haben, hat General Morillo nur sehr unbedeutende Besatzungen nach Puerto Cabello, la Guayra, Caraccas und Valencia gelegt. Wie leicht würde es daher, besonders für die beyden letztgenannten Städte, (die befestigt sind) seyn, besetzt und behauptet zu werden; aber man ist so fern von dem Anschein eines solchen Verlangens, daß sämmtliche Einwohner dieser Städte, die angesehensten nicht ausgenommen, als Miliz enrollirt sind, und bey dem letzten Allarm die Waffen für die Spanier mit großem Eifer und Eile ergriffen. Als Beleg hierzu dient der Fall, als Brion vor la Guayra erschien, kurz vor meiner Ankunft auf Margarita. Die nähmliche Bemerkung machte ich, als während meines Aufenthalts in la Guayra Gerüchte verbreitet wurden, daß die Schwarzen in verschiedenen Gegenden, beson-

bers zu Ocumare, im Aufstand begriffen seyen. Die Einwohner rückten sogleich aus, und patrouillirten des Nachts umher, um die Stadt zu beschützen.

Es scheint allerdings, als wären unter den Schwarzen, die in den Plantagen arbeiten, viele Mißvergnügte und zum Aufstand Gereizte; man behauptet aber ziemlich allgemein, daß dieß nicht mit freundschaftlichen Verbindungen, die die Patrioten mit denselben etwa angeknüpft hätten, in Verbindung stehe.

Daß hier selbst in Caraccas es Leute gibt, die der Sache der Independenten günstig sind, ist gewiß; eben so gewiß aber ist es auch, daß die Anzahl derselben in Vergleich mit denen von entgegengesetzter Gesinnung sehr unbedeutend ist, was sich ganz evident daraus ergibt, daß hier keine thätige Mitwirkung für die Pläne der Patrioten Statt findet. Es sind dieß Leute, die sich bloß nach ihrem persönlichen Interesse richten, und auf deren Freundschaft man sich nicht verlassen kann. Ich habe gehört, daß gerade Leute solcher Gattung bey jeder Gelegenheit, wenn sich die Patrioten näherten, sich vor denselben geflüchtet, und daß viele derselben sich in Caraccas und der umliegenden Gegend angesiedelt haben, um nicht mit denen in Berührung zu kommen, deren größtmöglichstes Waffenglück sie doch wünschten.

Der größere Theil der Einwohner dieses Landes würde ohne Zweifel erfreut seyn, die Unabhängigkeit zu erlangen*), aber nur nicht nach dem System der jetzigen Freyheitshelden, deren grausames und ungerechtes Benehmen allgemeinen Widerwillen und Haß erregt hat. Sie haben ihrerseits selbst unglaublich viel mehr dazu beygetragen, in der öffentlichen Meinung herabzusinken, als die heftigsten Schilderungen von Seiten ihrer Gegner je würden haben bewirken können.

Viele, die beym Ausbruch der Revolution thätigen Antheil daran nahmen, verloren später, wegen des Benehmens der Insurgenten, den Geschmack daran, zogen sich vom Kampf zurück, und nahmen

*) Viele von den Eingebornen hegen die Meinung, daß es ihnen unmöglich seyn würde, ihre Unabhängigkeit fortwährend zu behaupten, wenn sie auch die Spanier besiegten, und zwar wegen der geringen Bevölkerung des Landes. Auf dem Gebiethe der Patrioten sagte mir General Sucré, daß die ganze Bevölkerung von Venezuela vor der Revolution nicht über eine Million Seelen betragen habe. Diese Angabe stimmte mit andern in der Provinz Caraccas angestellten Berechnungen überein; die letzte Schätzung, von der ich hörte, war von einem Kaufmann aus la Guayra gemacht, welcher behauptete, daß nach dem Abzug, der durch den Krieg, Auswanderung u. dgl. m. verursacht worden, schwerlich zusammen über sechsmahlhunderttausend Seelen herauskommen möchten.

den vom General Morillo angebothenen Pardon an, worauf sie ihre Besitzungen zurückerhielten, und sich wiederum mit der spanischen Regierung verbanden. Die Unverbrüchlichkeit seines gegebenen Worts, die der Befehlshaber der Royalisten bey allen solchen Gelegenheiten bewies, hat ihm bey den Einwohnern große Achtung erworben; und ich wiederhohle hier, und betheure feyerlich, daß ich selten eine so freundschaftliche Gesinnung gegen ein Individuum gewahr worden bin, als die ist, welche die Eingebornen gegen den General Morillo zeigen.

Der Wunsch, daß der Friede bald wieder hergestellt werden möchte, ist nicht zu verkennen. Der furchtbare Charakter des Kriegs, der seit zehn Jahren in diesem Lande wüthet, das mörderische Benehmen der Anführer der Insurgenten selbst, und der beständige Zustand der Unruhe und Ungewißheit, in welchem sie so lange gelebt haben; — alles dieß hat allgemein die Sehnsucht nach Ruhe erzeugt. Ich habe sie oft mit wehmüthigen Empfindungen von ihren blühenden Umständen vor der Revolution sprechen hören, und daß sie zweifelten, ob die jüngsten unter ihnen es je erleben würden, ihr Vaterland wieder in einem solchen Zustand von Wohlbefinden zu sehen.

Ich bin durchaus gar nicht der Meinung, als

wäre das damahlige oder jetzige spanische Regierungssystem untadelhaft, aber ich bin überzeugt, daß eine Verbesserung der Lage der Eingebornen, die von den Spaniern (welche willig und geneigt sind, ihnen Vorrechte, die sie früher nicht besaßen, einzuräumen, und beleidigende Mißbräuche abzustellen) ausgeht, einen bessern Erfolg haben wird, als sie von den Independenten erwarten können, die sattsam gezeigt haben, wie wenig sie die wahre Bedeutung des Worts, „Freyheit" verstehen, und wie sehr die Theorie derselben durch die Praxis in den Händen solcher Menschen umgewandelt wird. Unter ihnen hat stets bloß ein Kampf wegen persönlichen Ehrgeitzes oder Herrschsucht gewaltet, und um ihre egoistischen Pläne durchzusetzen, haben sie sich nicht entblödet, alle Schranken der Gerechtigkeit zu überspringen und göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen zu treten.

Die Politik, die die Spanier gegen ihre Colonien überhaupt beobachteten, gründete sich auf ganz handgreiflich verkehrte Ansichten. Der illiberale Vorzug, den man Eingebornen des Mutterlandes zum Nachtheil derer der Colonien gab, die unpolitische Beschränkung des Ackerbaues und Handels, mit dem Bestreben, den letztern bloß für Spanier ausschließlich vortheilhaft zu machen, und vorzüglich der Zustand von Unwissenheit, in welchem man das Volk

von Südamerika durch Gesetze, die den Verkehr mit Personen von andern Nationen untersagten, zu erhalten bemüht waren; — alles dieß hat gerade das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung hervorgebracht, und am Ende eben die Uebel bewirkt, die man dadurch blindlings verhindern wollte.

Indem sich die Eingebornen wiederum der bestehenden Ordnung der Dinge anschlossen, wurden sie dazu nicht aus Abneigung gegen eine Regierungsform bewogen, die sie selbst, errichtet hatten, wäre dieselbe nur gehörig organisirt und beschränkt gewesen; aber sie hatten aus Erfahrung gelernt, daß Männer, die so viel versprochen, so heftig gegen die Spanier als Anwälde des Despotismus und Feinde der Freyheit declamirt, und die Maßregeln derselben als ungerecht und mit dem Wohl der Unterthanen unvereinbarlich verdammt hatten, — daß diese Männer sich nachher selbst so benahmen, als wollten sie die Meinung erregen, daß es ihre Absicht sey, an Mißbräuchen diejenigen noch zu übertreffen, gegen die sie so bitter losgezogen hatten.

Die Regierung der Independenten, die ganz die ursprünglichen Klagen gegen das spanische Monopolwesen vergaß, hat ein ganz ähnliches System eingerichtet, dessen übeln Einfluß auf den Handel sie gar nicht einzusehen verstand. Zu Angostura wird das

Recht, auf Schiffen Vieh auszuführen, oder Rhum, Toback und andere solche Artikel, selbst Quarappo (das gewöhnliche Getränk der Eingebornen) zu verkaufen, ausschließlich dem überlassen, der dafür das Meiste biethet; es darf daher kein Anderer ohne die Erlaubniß dessen, der jenes Vorrecht an sich gekauft hat, mit dergleichen Artikeln Handel treiben, und muß vorher sich mit demselben in Bedingungen einlassen. So haben sie noch dazu bloß auf den unbedeutendsten Handel sehend, ein System selbst angenommen, was sie vorher so sehr mißbilligten.

Wäre die Revolution durchaus auf die Principien der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegründet gewesen, so würden ihre Anstifter von der Mehrzahl ihrer Landsleute Hülfe und Beystand erhalten haben, so aber haben sie selbst ihrer Sache den größten Abbruch gethan, und die Eingebornen scheinen mehr von einer wahrscheinlichen günstigen Reform durch die Spanier, die das Unpolitische ihrer frühern Maßregeln eingesehen haben, zu hoffen, als von einer verzweifelten Umwälzung unter der Anführung solcher Leute, wie ich sie oben beschrieben habe.

Die Spanier stehen mit den Eingebornen in dem besten Vernehmen. Es finden unter ihnen ohne Unterschied gegenseitige Heirathen Statt, und von dem Gefühl von Entrüstung, das nach der Angabe

der Patrioten unter ihnen herrschen soll, zeigt sich fast keine Spur. Ich muß indessen bekennen, daß ich einmahl des Nachts auf einem öffentlichen Kaffehhaus in la Guayra sehr entrüstet war über den Mangel an Delicatesse und Klugheit von zwey jungen spanischen Officieren, die in einer Unterredung mit einander (laut genug, um von den Umstehenden verstanden zu werden) die unanständigsten und beleidigendsten Bemerkungen über die Creolen im Allgemeinen äußerten. Ein solches Benehmen war nicht nur nicht zu rechtfertigen, sondern sehr unbesonnen, und würde, wenn es dem General Morillo zu Ohren gekommen wäre, von demselben sehr streng gerügt worden seyn.

Es werden ohne Zweifel oft gegen Ausländer Bemerkungen von Seiten der Spanier über die Creolen und von diesen über die Spanier gemacht, in welchen sie sich gegenseitig bekritteln; aber, das erwähnte Beyspiel abgerechnet, habe ich sie zusammen in Gesellschaft immer in vollkommner Zutraulichkeit und Eintracht mit einander umgehen gesehen. Man muß übrigens gestehen, daß die Creolen viel größere Ursache haben, sich über die Spanier zu beklagen, als diese umgekehrt über sie; und daß ein Tadel, über die ersteren ausgesprochen, sich im Munde der Spanier übel ausnimmt, weil, wie jene auch be-

schaffen, und wie sehr sie in der Civilisation hinter andern Ländern zurück sind, dieß doch alles von den Spaniern herrührt, die sich ihrerseits ihres gegenwärtigen Zustandes von Cultur eben auch nicht zu rühmen haben.

Was die gegenseitige Macht der Spanier und Patrioten betrifft, so sind die Zahlangaben ohne Zweifel von beyden Seiten übertrieben worden. Als ich Angostura verließ, behaupteten die letztern, daß sie wenigstens zehntausend Mann in Venezuela hätten, welche Macht sie als hinlänglich zur Eroberung von Caraccas betrachteten. Ich habe schon oben bemerkt, wie sehr sie bey allen Gelegenheiten alle ihre Vortheile vergrößern und die ihrer Gegner verkleinern, aber obgleich ich fest überzeugt bin, daß ihre Armee noch lange keine zehn tausend Mann beträgt, so würde doch selbst diese Anzahl, undisciplinirt und schlecht bewaffnet wie sie ist, Morillos Heer durchaus nicht gewachsen seyn.

Die Spanier gaben die Zahl der Soldaten unter Morillos Commando (nach den letzten Berechnungen der täglich ausgetheilten Rationen) über fünfzehn Tausend an, in welche Anzahl alle Civilbedienten und die Garnisonen von Carupinar, Cumana u. s. w. mit einbegriffen sind. Diese Angabe ist, wie ich überzeugt bin, eben so übertrieben als

die der Patrioten; ich glaube aber doch, daß General Morillo, außer den genannten Garnisonen, eine disponible Macht von achttausend Mann hat. Diejenigen seiner Truppen, die ich zu Gesicht bekam, waren vortrefflich disciplinirt, und sehr gut ausgerüstet.

Man kann keine schöneren Regimenter sehen als die von Valançay und Castilien. Das erstere war 1200 Mann stark, und führte die militärischen Evolutionen auf die vortrefflichste Weise aus. Da dieß Morillos eigenes Regiment ist, so wird es stets vollzählig gehalten, und große Sorgfalt auf dasselbe verwendet. Die übrigen Regimenter stehen diesem nicht an Kunde der militärischen Uebungen, wohl aber an Zahl nach. Außer diesen habe ich Theile der Regimenter Barbastro, Burgos und Navarra, die Husaren Ferdinands VII. und creolische Uhlanen gesehen; diese waren sämmtlich gut gekleidet und bewaffnet. General Morales commandirt die Avantgarde zu Calebobo, deren Stärke ich nicht sah, und General la Torres hat ein Corps Creolen bey sich, um damit die Patrioten auf ihrem Wege nach und von Neugranada zu necken.

Man könnte wohl die Frage aufwerfen, warum denn die Spanier, wenn sie an Macht den Patrioten so überlegen sind, nicht geradezu auf dieselben

losgehen und sie vernichten? Dieß möchte wohl allerdings Personen, die unbekannt mit den Schwierigkeiten, einen Krieg in dieser Gegend zu führen, sind, als möglich erscheinen; aber in der That bilden die Schwierigkeiten die Schutzwehr der Independenten, die als Eingeborne des Landes viel besser mit denselben zu kämpfen und sie zu überwinden verstehen. Könnte Morillo sie dazu bringen, mit ihm in offner Feldschlacht zu streiten, so würde die Sache sogleich entschieden seyn, indem die Patrioten unmöglich einer solchen Uebermacht an Disciplin würden widerstehen können. Daher vermeiden sie dieß auch sorgfältig, und ziehen sich stets zurück, wenn Morillo auf sie losgeht, der seinerseits sie in diesen ungeheuern Ebenen ohne Wahrscheinlichkeit, sie zu erreichen, verfolgen, und dabey nur seine eignen Leute aufreiben würde, die mit dem Mangel und Mühseligkeiten, die sie dort finden würden, den Streit nicht bestehen könnten

Als Morillo zuerst aus Spanien kam, verlor er, unbekannt mit der Natur des Climas, die Blüthe seiner Armee durch einen Operationsplan, dessen Verderblichkeit die Erfahrung sattsam zeigte; und ich zweifle sehr, ob er auch mit der größten und zahlreichsten Verstärkung, die er aus Europa zu hoffen hat, je im Stande seyn werde, die Macht der

Eingebornen in den Ebenen völlig zu vernichten. Er würde ohne Zweifel den Theil des Landes, dessen Erhaltung der Mühe lohnt, wirksam beschützen, aber doch bey allen Gelegenheiten den räuberischen Einfällen von Menschen ausgesetzt seyn, die da existiren können, wo dieß andern unmöglich ist, sich ihnen entgegen zu setzen, und bey denen die Befriedigung ihrer wenigen Bedürfnisse stets in ihrer eigenen Gewalt ist.

Obgleich die spanischen Soldaten gut gekleidet und genähret werden, so erhalten sie doch keinen Sold. Die Officiere erhalten nur ein Achtel ihres Tractements, und selbst dieses wird nicht immer prompt ausgezahlt. Sie sind sämmtlich eben so des Krieges müde wie die Eingebornen, und verhehlen ihr Verlangen nicht, in ihr Vaterland zurückzukehren. Sowohl Officiere als Soldaten sind aufs Aeußerste gegen die Independenten erbittert, wegen den, von denselben an ihren Landsleuten verübten Grausamkeiten, die jenen in die Hände fielen. Trotz ihrer schlechten Lage, indem sie keinen Sold empfangen, betragen sie sich doch untadelhaft, und Beyspiele von Desertion sind fast unerhört.

Wenn sie wegen Krankheit oder Wunden zum activen Dienst unfähig werden, so kommen sie in „las companias cousadas," oder Invaliden-Com-

pagnien, und werden dann bloß zu Garnisondiensten in Puerto Cabello, Caraccas und la Guayra gebraucht. Solche Leute werden nicht so gut gekleidet, und gehalten wie die activen Truppen, und nur mit dem Allernothdürftigsten versehen. Wenn sie so weit herunterkommen, daß sie auch diese Dienste nicht mehr zu versehen im Stande sind, so können sie in Südamerika bleiben, und werden so gut wie die andern versorgt; wenn sie aber selbst um ihren Abschied anhalten, so wird für sie keine Ueberfahrt nach Spanien besorgt, und sie müssen sich fortzuhelfen suchen, so gut es gehen mag.

Die Einwohner der Provinz Caraccas wenden etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Beobachtung des äußern Anstandes, als die der weniger volkreichen Provinzen; in Hinsicht ihres sittlichen Charakters kann ich aber eben nicht sagen, daß ich eine sehr wesentliche Verschiedenheit bemerkt hätte. Es herrscht dort der nähmliche Mangel an Gefühl für das Anständige, und Fremde werden eben so sehr durch die Undelicatesse des Betragens des weiblichen Geschlechtes beleidigt. — Doch muß ich der Wahrheit zur Ehre bekennen, daß ich in der letztern Hinsicht Ausnahmen getroffen habe, nur sind dieselben leider sehr selten.

Die Eingebornen (sowohl die unter der spani-

schen als der patriotischen Regierung) sind sehr unreinlich, vorzüglich in Hinsicht ihrer Häuser, die sie mehrere Tage hinter einander unausgekehrt lassen. Auch beschränkt sich die Unsauberkeit nicht bloß auf die niedern Stände, sondern ich habe sie auch in den Häusern von bedeutendem Ansehen, die Männer von dem ersten Rang unter den Creolen inne hatten, gefunden. Die Folge davon ist, daß Häuser, die ein vielversprechendes Aeußere haben, im Innern einen schmutzigen und widrigen Anblick darbiethen, und daß zugleich deßwegen ohne Zweifel sich hier so viel schädliche Insecten aufhalten. Scorbione sieht man in einem fort an den Wänden oder auf der Diele hin und her laufen, und sie sind so zahlreich, daß man sehr wohl daran thut, ehe man sich zu Bette legt, erst gehörig zu untersuchen, ob etwa sich dergleichen in demselben finden.

Die Einwohner haben eine sehr sonderbare Gewohnheit, nie in ihren Stuben zu Mittag zu speisen, sondern allemahl wo anders, und häufig an einem sehr unbequemen Ort, obgleich sie allerdings eine Idee davon haben, was zum wahren Wohlleben gehört, wozu sie aber die Lage des Aufenthalts für unwesentlich halten. Sie haben ferner den Gebrauch, ihre Fenster stets zugemacht zu halten, als wäre ihnen der Zugang frischer Luft unangenehm;

eine Sitte, die ihre übrige Unſauberkeit noch vollends unerträglich macht.

Ueberall in dieſer Gegend habe ich bemerkt, daß man das Cigarrenrauchen bis zur Ausſchweifung treibt, ſelbſt bey Kindern. Kleine Mädchen fangen dieſe Sitte im achten Jahre an, und gewöhnen ſich zuletzt ſo daran, daß ſie es nicht mehr laſſen können. In den größern Städten unterlaſſen die Weiber von angeſehener Familie dieſe entſtellende Sitte, wenn ſie in Geſellſchaft ſind, entſchädigen ſich aber dafür zu Hauſe. Man bekömmt äußerſt ſelten Perſonen zu ſehen, die noch gute Zähne haben; in der Regel ſind dieſelben bey beyden Geſchlechtern ſo verdorben, daß es wirklich äußerſt auffallend iſt; dieß rührt ohne Zweifel von dem ausſchweifenden Rauchen her.

Die wenigen öffentlichen Beluſtigungen, die es in Südamerika gibt, ſind ziemlich roh; ſie beſtehen meiſt in Hahnengefechten und Stierhetzen. Die Einwohner haben Gewandtheit darin, zu Pferde den Stier in vollem Galopp beym Schwanz niederzuwerfen. Die Weiber ſcheinen dieſen unmenſchlichen Schauſpielen mit eben ſo viel Vergnügen beyzuwohnen als die Männer. Das Laſter der Spielſucht iſt allgemein verbreitet. — In Caracas und la Guayra ſind öffentliche Spiele verbothen,

aber man kehrt sich in keinem Kaffehhause an dieß Verboth.

Kein Volk behandelt seine Hausslaven besser, als die Einwohner der Provinz Caraccas. Ich hatte dieß schon einige Jahre zuvor in Havannah bemerkt, und man behauptet, daß dieß allgemein in den spanischen Colonien der Fall sey; ein Umstand, der sehr viel zu ihrem guten Ruf beyträgt, und an dem Westindien wohl thäte, wenn es sich ein Beyspiel nähme; denn auf einigen der westindischen Inseln habe ich bemerkt, daß die Sclaven mehr wie Thiere denn als Menschen behandelt werden.

Die Provinz Caraccas ist ganz ausnehmend fruchtbar, und Lebensmittel sind daher sehr wohlfeil. Obgleich feines Mehl in Ueberfluß aus Nordamerika nach Puerto Cabello und la Guayra eingeführt wird, und von da sehr leicht weiter ins Innere geschafft werden kann, so ist doch Weitzenbrot sehr selten, indem die Einwohner dem aus indianischem Korn den Vorzug zu geben scheinen. Ihr Hauptgetränk ist der Guarappo, welches aus Zuckerrohr und indianischem Korn gebrauet wird, und, wenn es nicht zu stark ist, sehr angenehm schmeckt. Es ist indeß berauschend, und in ihm suchen die Einwohner häufig „ihren Sorgenbrecher.“ Ein Krug

desselben kostet ungefähr einen halben (englischen) Penny (1½ kr).

Ich blieb in la Guayra beynahe sechs Wochen, während welcher Zeit ich fortwährend von den Behörden und Einwohnern Beweise der höflichsten Zuvorkommenheit empfing. Ich lernte hier einen englischen Kaufmann aus Guracoa kennen, Nahmens Roche, der mir einen vollständigen Anzug kaufte, und sich nach auf andere Weise sehr gütig gegen mich benahm. Von diesem Manne wurde ich bey den angesehensten Kaufleuten und Familien der Stadt eingeführt, und brachte so meine Zeit auf eine so angenehme Weise hin, als es nur in einem von Vergnügungen so entblößten Ort zu erwarten war.

La Guayra liegt sehr sonderbar an der Abdachung sehr hoher Berge. An der Stelle, wo es steht, ist kein ebener Grund und Boden, man muß daher von dem Damm aus immer bergan steigen, wenn man in andere Theile der Stadt will. Ein kleiner aber klarer Fluß, der sich durch Felsstücke von den Bergen herunter windet, strömt durch dieselbe ins Meer. Die Stadt litt von dem Erdbeben im Jahr 1812 so sehr, daß sie jetzt nicht viel mehr als ein Haufen von Ruinen ist. Häuser und Speicher bringen hier eine außerordentliche Miethe ein, da der Handel sehr bedeutend und der Raum sehr gering

ist. Auf dem nicht großen Marktplatz ist den unglücklichen Spaniern (und den Creolen, die ihnen zu Hülfe eilten), welche von den Patrioten vor Morillos Ankunft ermordet wurden, ein Denkmahl errichtet*). Die Bucht verdient kaum diesen Nahmen, und scheint bloß wegen ihrer Nähe bey Caraccas zu einem Hafen gewählt worden zu seyn. Die Brandung ist stark und fast stets fortwährend, und der Ankergrund so schlecht, daß ein Fahrzeug selten la Guayra erreicht, ohne einen Anker verloren zu haben. Das Landen ist nicht allein sehr mühsam, sondern auch wegen der stets wogenden Brandung gefährlich. Böte gehen häufig unter; und Güter werden fast nie ohne Verlust aus- oder eingeschifft. Die Ufer der Küste in der Nähe von la Guayra sind in Ueberfluß mit Cocusnußbäumen bewachsen, aus deren Früchten eine bedeutende Quantität von Oehl gemacht wird.

Am 23. Aprill 1820 segelte ich von la Guayra in dem königlichen Schiffe Salisbury nach St. Tho-

*) Die Anzahl dieser unglückseligen Schlachtopfer betrug 800. Sie wurden an einen Ort, eine Meile von der Stadt, gebracht, und daselbst je zwey und zwey nach einander erschossen. Die Leichname wurden sodann auf einen Haufen geworfen und verbrannt. Ein Kreuz, an diesem Orte errichtet, bezeichnet ihr trauriges Geschick.

mas ab. Indem ich dieſen Platz verließ, that ich es faſt ungern, weil ich mich lebhaft des menſchenfreundlichen Betragens von Männern gegen mich erinnerte, die ich vorher für unbarmherzige Cannibalen gehalten hatte, deren Benehmen mir aber ſattſam zeigte, daß ſie der edelſten und trefflichſten Empfindungen der Humanität fähig ſeyen. Während meines ganzen Aufenthalts unter ihnen konnte ich mein Gedächtniß auch nicht mit einem Beyſpiel der geringſten Beleidigung oder der unbedeutendſten unnöthigen Strenge beläſtigen. So lange ich gefangen ſaß, thaten meine Wachen ihre Schuldigkeit, ohne die Rückſicht, die mir zukam, aus den Augen zu ſetzen. Wenn ich ſelbſt gemeine Soldaten um die geringſte Nachſicht bath, ſo ward, wo möglich, mein Wunſch ſogleich und auf eine Weiſe, die den Werth der Gefälligkeit ſehr erhöhte, gewährt; und wo dieß nicht anging, ſo geſchah die Verſagung in Ausdrücken, die bewieſen, wie ſehr ihnen die Nothwendigkeit derſelben leid that. Als ich krank darnieder lag, bewieſen mir Feinde (die dieß noch dazu nicht aus Nothwendigkeit, ſondern durch meine eigene freye Wahl waren) eine ſo freundſchaftliche Sorgfalt, ſo theilnehmende Bekümmerniß und ſo unaufgeforderten Beyſtand, daß ich dieſem die Wiedererlangung des größten irdiſchen Guts und zugleich die Ueberzeugung verdankte, daß

sie ihrerseits von den Gefühlen des großmüthigsten und uneigennützigsten Mitleidens beseelt seyen. Kurz ich hatte sowohl von den Civil-Behörden als den Soldaten und Einwohnern ohne Ausnahme diejenige edelmüthige Theilnahme und wohlwollende Behandlung erfahren, die man dem Unglücklichen stets wiederfahren lassen sollte. Man wird sich daher nicht wundern, wenn ich Menschen ungern verließ, denen ich so sehr verpflichtet war, und deren Andenken mir stets in dankbarer Erinnerung bleiben wird.

Als ich in St. Thomas ankam, war meine Lage äußerst drückend und hoffnungslos. Es war wahr, ich besaß meine Freyheit, war aber dabey in Gefahr, mitten unter dem Ueberfluß, der mich umgab, aus Mangel der dringendsten Lebensbedürfnisse umzukommen. An einem Ort, wo ich mich nicht an die Regierung wenden konnte, da ich ein Ausländer war, und in einer Gegend, wo ich Niemanden kannte und von Geld ganz entblößt war, hatte ich keine andere Aussicht, als Kummer und Elend. Wenn diesem letzten abgeholfen werden sollte, so mußte dieß durch mitleidige Fremde geschehen, deren neugierigen Nachfragen, Sticheleyen oder Vorwürfen ich auf gleiche Weise ausgesetzt war, und deren Beystand (wenn ich anders dergleichen erhalten sollte) von freyen Stücken geleistet werden mußte, da sich mein

Geist nicht dazu verstehen konnte, darum zu betteln.

In einer Gemüthsstimmung, wie man sie sich bey meiner Lage leicht denken kann, wandelte ich die Straßen von St. Thomas auf und nieder, traurig umherschauend, ob nicht die Vorsehung mir irgend ein Rettungsmittel zusenden würde. Ich sah der betriebsamen Menschenmenge zu, die ihren täglichen Geschäften eifrig nachging, und stellte bey mir selbst Vergleichungen zwischen meiner hülflosen Lage und ihrer glücklichen an. Genagt von bittern Gewissensbissen, mein Vaterland so unbesonnen verlassen zu haben, um in fast ganz unbekannten Gegenden mein Glück zu versuchen, und mich ganz den Besorgnissen hingebend, wegen der verzweifelten Lage, in welche mich meine Unklugheit gestürzt hatte, bildete ich mir in diesem Augenblick fest ein, daß es unter der Sonne kein hülfloseres Geschöpf gäbe, als ich sey!

Aber die Hand der Vorsehung entriß mich dem drohenden Elend. Der Commandeur des Salisbury der sich während der Fahrt auf alle Weise gefällig gegen mich gezeigt hatte, both mir ein Asyl am Bord seines Schiffes an, so lange dasselbe hier in St. Thomas verweilen würde, und Jemand, mit dem ich zufällig in London bekannt worden war, hatte die Güte, mir eine Geldsumme vorzustrecken, um meinen dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen.

Diese Hülfe, obgleich sehr annehmbar, war aber nur temporär; meine völlige Rettung sollte ich der Freundschaft eines Eingebornen des Landes verdanken, gegen welches ich die Waffen zu tragen, England verlassen hatte. Ich hatte in la Guayra beständig in dem Hause eines sehr angesehenen Kaufmanns, Don Esteven Esoobas, zu Mittag gegessen, und war daselbst oft mit meinem jetzigen, gütigen Befreyer zusammengetroffen. Der Nahme dieses achtbaren Mannes ist Don Manuel Uhagon, Inhaber des angesehenen Handlungshauses unter dieser Firma zu Bilbao, welchen Ort er aus Neugierde, la Guayra, Caraccas und einige der westindischen Inseln zu sehen, verlassen hatte. Zu meinem Glück traf ich mit ihm zu St. Thomas zusammen, und kaum hatten seine Fragen eine Darstellung meines hülflosen Zustandes bewirkt, als er mir sogleich mit der größten Delicatesse seine Börse und Dienste anboth. Er war eben im Begriff, nach Europa zu schiffen, und lud mich ein, ihn zu begleiten, was ich mit Freuden annahm, und sogleich ward für mich ein Platz zur Ueberfahrt nach Bordeaux ausgemacht.

Diesem edelgesinnten jungen Mann war der abenteuerliche Feindseligkeitsgeist gegen Spanien nicht unbekannt, der mich in diese üble Lage gebracht hatte, aber er ist einer von denen, die sich über die kleinlichen Vorurtheile, welche Personen von verschiede-

nen Nationen zu trennen pflegen, erhoben haben; er sah in mir nur einen Mitmenschen, den mißverstandener Eifer für eine mißverstandene Sache in die Lage einer großen Noth versetzt habe, aus der er, unter ähnlichen Umständen die Hand seiner Befreyung segnen würde. Er handelte demnach ganz im Geist des göttlichen Gebothes, „was du willst, daß dir geschehe, das thue dem Andern gleichfalls.“ Ich würdige gewiß seine Motiven richtig, denn ich bin fest überzeugt, daß sie die edelsten und uneigennützigsten waren.

Bey unsrer Heimfahrt trafen wir oft mit andern Fahrzeugen zusammen, und die gegenseitige Frage war immer: ob etwa Seeräuber der Independenten sich hätten sehen lassen? — den gegen ihre Räubereyen ist kein Kaufmann sicher, weil sie oft die hülflose Lage derselben benutzen, ohne Rücksicht auf die Flagge, unter der dieselben segeln.

Wir kamen glücklich bis Bordeaux, wo mich mein großmüthiger Freund mit den Mitteln, in mein Vaterland zurückzukehren versah, und nachdem ich zu Land über Paris nach Boulogne gereist war, schiffte ich mich daselbst ein, und hatte das Glück, am 4. August 1820 den Boden Englands wieder zu betreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fahrt zur Pestzeit von Barcelona nach den balearischen Inseln in den Monathen Juny, July und August 1820.

Sechszehn Monathe waren verflossen, seit dem ich das schöne Eiland Majorca verlassen, wo ich, zwar unter tausend politischen Stürmen, doch fünf ruhige Jahre im Schooße meiner Familie und im Kreise biederer Männer, treuer Freunde verlebte.

Lange schon wünschte ich eine Reise nach Majorca zu machen, um meine Freunde zu besuchen und diese schöne Insel in Kreuz und Quer zu durchstreifen; Geschäfte, geistige und körperliche Anstrengung in den drey letzt verflossenen Monathen machten mir jetzt Zerstreuung und Ruhe nothwendig; das Angenehme einer kleinen Seereise, die freundschaftlichen Bande, die mich an Majorca knüpften, das Einladen meiner Freunde, selbst das Inmichdringen meiner Gattinn bewog mich, einen so süßen Wunsch zu erfüllen.

Abreise von Barcelona.

Den 30. May Abends, nachdem ich mich von meiner Familie verabschiedet hatte, begleiteten mich einige meiner Freunde nach dem Hafen. Als wir bey dem Spatziergang der Esplanada vorbeygingen, war eben die ganze Besatzung und die schöne Nationalgarde in voller Parade aufmarschirt, um das Nahmensfest des Königs Ferdinands zu feyern. Tausende von Zuschauern stimmten mit fröhlichem Vivat der König! in den Donner der Kanonen.

Unsere Schebecke hatte eben die Anker gelichtet; es war sieben Uhr Abends, als wir im Boot an Bord gingen. Wir waren vierundzwanzig Passagiere, bunt durcheinander gemengt; eine Französinn, welche in Majorca verheirathet war, nun Witwe, zwey Bernhardiner-Mönche, welche vom General-Kapitel zurückkehrten, und der Capitän nahmen die enge, kleine Kajüte ein; in Amerika zu Krippeln geschossene Soldaten, Kinder und Weiber, ein Paar italienische Schuhputzer, zwei bankerotte Schiffs-Capitäne, ein Officier, welcher in der Verschwörung des Generals Lacy mitbegriffen war, mein Bedienter und ich lagerten uns in dem engen Raume des Fahrzeugs, theils auf, theils unter dem Verdeck. Das Boot zog uns am Schlepptau aus dem Hafen, die Segel wurden gespannt, und als es eben Nacht zu werden an-

fing, waren wir über die Brandung. Mit kleinem aber frischem Winde ging's nun allgemach in die See. Nach und nach verloren sich die flimmernden Lichter von Barcelona und der Küste aus dem Gesicht, nur der Fanal leuchtete noch in der Ferne, als einzelner Stern. Das Schiffsvolk bethete seinen Rosenkranz und sang mit rauher mißtöniger Stimme sein Nachtgebeth, das Boot wurde an Bord genommen, und ich nahm in demselben mein Lager ein; Jedermann begab sich zur Ruhe. Die tiefe Stille ward nur durch das Knarren des Steuerruders unterbrochen.

Vor Sonnenaufgang hatten wir beynahe die Mitte des Canals erreicht, der Wind änderte und war uns entgegen bis acht Uhr, wo eine gänzliche Windstille eintrat, so daß wir den ganzen Tag nicht von der Stelle kommen konnten. Die Hitze war sehr groß (mein Thermometer zeigte 24 Grad Reaumur) und vor der brennenden Sonne konnte man sich nicht bergen; Viele waren seekrank.

Mit anbrechenden Abend erfrischte sich der Wind, war uns aber günstig. Wir lavirten die Nacht hindurch und benutzten denselben soviel als möglich; noch konnten wir die hohen Berge Pingmajor und Gelazo von Majorca nicht sehen, als der Wind sich wieder legte, und wir, gleich dem vorigen Tag, wie bezaubert auf einer Stelle schaukelten. Die Schiffsge-

sellschaft hatte sich nun ein Bischen besser kennen gelernt und war vertrauter geworden. Die beyden Mönche, der Officier, die beyden Schiffloſen Capitäne und ich speiseten mit unserm Patron zusammen auf dem Verdeck im Schatten eines überhängenden Segeltuches.

Iviza.

Den ganzen Abend hatten wir Gegenwind und wurden dazu vom Strome so abgetrieben, daß wir um neun Uhr Nachts die große, sichere Bucht von St. Antonio auf der pityusischen Insel Iviza einlaufen mußten. Am folgenden Morgen sahen wir das schöne, aber übelbebaute Hügelland, eine einzeln stehende Kirche, und einige zerstreut liegende Mayerhöfe. Schon früh um vier Uhr kam ein Mann und forderte uns den Ankerzoll ab.

Den 2. Juny in der Früh fuhren wir mit günstigem Winde ab, und segelten der südlichen steilen Küste entlang nach dem Hafen von Iviza zu. Die ganze Küste ist mit außerordentlichen hohen, aus dem Meer hervorragenden, meist verwitterten Felsen umgeben, welche in den mannigfaltigsten Formen erscheinen und einen imposanten, mahlerischen Anblick gewähren, aber auch die Schifffahrt, besonders bey starkem Südwind äußerst gefährlich machen. Die hohen Berge, welche die Insel auf dieser Seite wie

vine steile Mauer begränzen, sind meistens mit Pienien bewachsen, nirgends ist die Spur von bewohnenden Menschen wahrzunehmen.

Gegen Mittag legte sich der Wind beynahe gänzlich; so daß wir in einer Stunde kaum zwey Seemeilen zurücklegten. Gegen Abend waren wir nahe an der Insel Formentera; der Himmel überzog sich mit Wolken, eine gänzliche Windstille trat ein, und unsere Lage wurde gefährlich, wenn wir den Hafen von Iviza nicht erreichten, ehe es Nacht wurde, und so mußten die Matrosen das Fahrzeug am Schlepptau fortziehen, um alle mögliche Zeit zu gewinnen. Es fing inzwischen an Dunkel zu werden, die Brandung an dem niedern, gefahrvollen Riff zwischen Iviza und Formentera fing an hoch zu gehen, einzelne Windstöße, so gefährlich für diese Art von Fahrzeugen, die dadurch mit ihren hohen lateinischen Segeln so leicht dem Umwerfen ausgesetzt sind, fingen an unsere Lage bedenklich zu machen, unser Schiffsvolk war der gefährlichen Einfahrt des Hafens nicht kundig, weil keiner von ihnen seit fünfzehn Jahren dort gewesen war; eine Menge isoliter Klippen, welche bey der Nacht nicht zu sehen sind, machen die Einfahrt unsicher. Fischerboote, die wir in der Entfernung sahen, hatten sich geahneten Sturmes wegen zurückgezogen; wir hatten gehofft ihre

practischen Kenntnisse zu benutzen. Mit Anstrengung und Vorsicht gelang es uns endlich, in vier langen bangen Stunden den Hafen zu erreichen. Eben als wir den Anker fallen ließen, fing ein fürchterlicher Südwind zu rasen an, und der Regen fiel in Strömen vom Himmel. Es war Mitternacht. Ein Segeltuch wurde als Gezelt über das Verdeck gespannt, um sich vor Regen zu schirmen; der Koch bereitete kaltes Nachtmahl; die Einen wünschten von überstandener Arbeit, die Andern von Furcht und Angst sich zu erhohlen.

Manches wohlangebrachte Späßchen würzte das muntere Gespräch, das Gläschen ging wacker in die Runde, Arbeit und Gefahr war vergessen im sichern Hafen. Jedermann begab sich zur Ruhe, auch die Wogen auf hoher See und der brausende Wind fingen sich zu legen an.

Iviza die Stadt.

Den folgenden Tag gingen wir im Boot ans Land. Die Stadt ist amphitheatralisch auf einen hohen, auf den meisten Seiten steilen Hügel gebaut und für einen Ueberfall der nahen Barbaresken gut befestigt. Der flache, niedere Theil derselben oder die Marine genießt dieses Vortheils nicht; auch herrscht nicht die beste Uebereinstimmung unter den

Einwohnern der obern und untern Stadt. Die erste hat keine eigentlichen Straßen, sondern in die kreuz und quer laufende Fußwege, die je nach dem Bedürfniß, und Local nach den wie Schwalbennester an den Kalkfelsen hängenden Häusern hinführen, unter welchen sich einige sehr geräumige und wohlgebaute auszeichnen. Ziehbrunnen und Cisternen versorgen die Stadt mit Wasser.

Die Cathedralkirche, ein altes geschmackloses Gebäude, das Kastell, welches der Gouverneur, die Besatzung und der Bischof bewohnen, und das Stadthaus liegen auf dem höhern Theile der Anhöhe die die Stadt einnimmt, auch ein Dominikanerkloster (das einzige auf der Insel) befindet sich hier.

Handel und Gewerbe wird hier nicht getrieben. Erst seit der Revolution befindet sich ein Gasthof für Reisende hier. Brennholz und Kohlen, nebst einer großen Menge Salz für Rechnung des Staats, sind die wenigen Artikel, welche ausgeführt werden. Die Einwohner der Stadt, wenige Wohlhabende ausgenommen, leben äußerst frugal; Ziegenfleisch, Fische, Milch und selten Gartengewächse, aber besonders Reiß, machen alle Bedürfnisse der Küche aus. Melonen und besonders Wassermelonen, sind vortrefflich, auch Steinobst und Trauben werden gezogen; der Wein ist gut. Jede Familie mästet das Jahr hindurch ihr Schwein;

dieſe niedlichen Schooßthierchen ſind den Tag hindurch vor der Hausthüre angebunden, und werden des Nachts in den Schooß der Familie aufgenommen. Dieſe und andere der Geſundheit nachtheilige Gebräuche und die daraus entſtehende Unreinlichkeit der Straßen, geben den Einwohnern das blaſſe, kränkliche Ausſehen, daß unter ihnen ſo gemein iſt.

Für Schulen und Unterricht iſt hier nichts oder wenig gethan, noch weniger für das Landvolk, welches in der tiefſten Rohheit in allen ſeinen Leben und Thun bloß auf ſeine äußerſten Bedürfniſſe ſich einſchränkt. Der Acker- und Weinbau, Oliven und Viehzucht ſind in ihrer Kindheit; eigentliche Landwirthſchaft kennt man hier gar nicht, der Landmann fabricirt ſich alles ſelbſt; Tuch, Leinen, und ſeine von feinen Eſpartoſtricken verfertige Beſchuhung, die nicht unbequem und niedlich iſt. Die Kleidertracht der Männer gleicht mehr der eines Matroſen als der des Landmanns; ihre bis auf die Schulter herab hängenden, borſtigen Haare, welche ſie öfters in ſcharfer Lauge beitzen, wodurch der untere Theil ganz blond wird, geben ihnen ein beſonderes Ausſehen; überhaupt haben ſelbe den gegründeten Ruf tapferer, vortrefflicher Seeleute. Die Kleidung der Weiber iſt von altem Schlage, unbequem zur Arbeit und doch niedlich, den fatalen, vier Spannen langen Haar-

zopf, den sie nachschleppen, abgerechnet. Hals und Brust, Arme und Finger sind überflüßig mit goldenen und silbernen Ketten, Corallengehängen, Amuleten und Fingerringen überladen. Auf dem Lande, wie in der Stadt, ist der außerordentliche Luxus des schönen Geschlechts, gepaart mit dem äußersten Elend, dem Beobachter auffallend, und die damit verbundene unbefangene Sorglosigkeit auf den kommenden Tag. Nahrung und häusliche Bequemlichkeit kommen unter diesen glühenden Himmel wenig in Betracht, wenn der niedliche Fuß mit feinem seidenen Strumpfe, und leichtem weißen Schuhe versehen ist. Das enge, musselinene, mit Blumen verzierte Röckchen, das kurze, schwarze, niedliche Mieder geben ihnen, und oft den Männern mehr zu schaffen, als die ganze Haushaltung: so tragen sie auch alle ihre Erdensorgen mit sich herum; sie kennen kein Bedürfniß, als daß der Liebe, wie man solche im Süden kennt.

Die Ivizanerinnen sind von der Kaste der Majorcanerinnen; sie können so wenig als diese ihre maurische Abkunft verläugnen, und unterscheiden sich so sehr von ihren Schwestern in Catalonien und Arragon, als ein arabisches Pferd von einem holsteinischen. Dieser zarte, feine Wuchs, diese schwarzen feurigen Augen, können nur mit Andalusiens Schönen wetteifern.

Die Landsprache ist die den übrigen balearischen und pityusischen Inseln, die alte limousinische; die Aussprache ist aber angenehmer und lieblicher und hat nicht das Harte, Rauhe des catolonischen Accents; eben so der Charakter der Einwohner im Vergleich der Einwohner des einen Landes zum andern.

Der Hafen ist geräumig, sicher und bequem, obschon er alles der Natur und nichts der Kunst zu danken hat. Auf der Westseite der untern Stadt ist eine vierfache Reihe von Pappeln angelegt, welche zum Spaziergange dienen, wo an Sonn- und Feyertagen sich die Einwohner versammeln. Ich besuchte einige Bekannte, mit welchen ich früher in Majorka Umgang hatte, und ging des Nachts an Bord, wo wir uns die Zeit mit Sepia fischen verkürzten, deren wir eine große Menge fingen.

Sonntags in der Früh ging ich ans Land, Abends war Prozession, die aus der Dominikanerkirche ausging; das Wetter war schön, und es waren alle Einwohner auf den Straßen und Balkonen zu sehen, besonders das schöne Geschlecht erschien im vortheilhaftesten Lichte. Die Männer aller Classen trugen die Nationalcocarde; sogar die Mönche hatten dieselbe auf die Brust geheftet.

Nachts wurde ich auf einen eigens wegen mir veranstalteten Ball gebethen. Das unbefangenste,

reinste Vergnügen herrschte unter den Anwesenden. Um zwölf Uhr beurlaubte ich mich von diesen guten Menschen, die in ihrer Abgeschiedenheit an mir wanderndem Fremdlinge so herzlich die Gastfreundschaft übten. Einige aus ihnen begleiteten mich mit Fackeln bis an mein Boot, das meiner im Hafen wartete.

Der folgende Tag war zu unserer Abreise bestimmt. Um zehn Uhr gingen wir unter Segel. Wir hatten wenig Wind, so daß wir bis Abends kaum das Cap von Formentera umgesegelt hatten; den folgenden Morgen waren wir noch der westlichen Spitze der Insel gegenüber, und hatten beynahe den ganzen Tag gänzliche Windstille.

Unser Schiffs-Capitän war indessen düsterer Laune und nachdenkend. Als ich ihn um die Ursache befragte, sagte er mir, daß er gestern von einem von Majorca angekommenen Schiffer erfahren habe, daß auf jener Insel gefährliche, ansteckende Krankheiten herrschten; daß der Hafen und die Thore der Stadt gesperrt seyen, und sich viele Menschen nach Minorca flüchteten; er sagte aber, daß er die Sache übertrieben glaube.

Diese Nachricht schlug den guten, fröhlichen Muth der Schiffsgesellschaft nieder, tiefsinnig legte sich jeder in seinen Winkel, und der Wunsch bald nach Palma zu kommen, verlor bey den meisten

viel an seiner Lebhaftigkeit. Ich verhehle es nicht, daß diese fatale Nachricht sehr überraschend und wirklich niederschlagend für mich war, weil ich mir die unangenehmen und gefahrvollen Folgen eines solchen Ereignisses nicht bergen konnte; indessen hoffte ich noch mit den Andern, die Nachricht möchte wohl übertrieben seyn. Wie gern will man sich nicht immer das Böse vom Halse demonstriren.

Den folgenden Tag verloren wir Iviza aus dem Gesichte. Nachmittags erblickten wir die hohen Gebirge von Majorca, und nach und nach kamen wir zwischen Furcht und Hoffnung dem Lande näher; es fing an Abend zu werden, und auffallend war uns, kein einziges zu- oder abgehendes Schiff in der See zu sehen.

Gelazor und Pingmajor fingen an sich mit dichten Wolken zu überziehen; die zur Düsterheit aufgeregte Einbildungskraft ließ uns nicht mehr in der vor uns liegenden schönen Insel den erwünschten Zweck und das Ende unserer beschwerlichen Reise erblicken; wie im Traum stand das in düstern Nebel verhüllte Land vor uns. Wir langten auf der Rhede an und konnten nun mit dem Fernrohre deutlich die gesperrten Pforten von Calatrava und Portillo sehen. Der Hafendamm war menschenleer; es wurde Nacht und die Wachfeuer fingen zu lodern an; Jedermann

war traurig in sich gekehrt, still. Wir hatten die Mündung des Hafens erreicht, als, wie der Gebrauch, uns das Sanitätsboot entgegen kam, und durch das Sprachrohr fragte, wo wir her kämen, und ob wir wüßten, was auf diesen Inseln Neues vorginge. Auf unser Verneinen erfuhren wir, daß die Pest dort herrsche, daß in Sanservera täglich fünfzig Menschen sterben u. s. w., wenn wir uns retten wollten, so sollten wir die hohe See suchen und den Hafen augenblicklich verlassen. Das war ein Donnerschlag für Alle. Wir hatten den letzten Bissen aufgezehrt; auch hätte man uns in keinen andern Hafen mehr aufgenommen, weil die officielle Nachricht schon an die Regierung und Präfecten der mittelländischen Küste abgegangen war. Zwischen der Wahl an Hunger oder Pest zu sterben, schien uns das letztere noch vorzüglich, und so gleiteten wir *langsam* an den einzeln liegenden Schiffen vorbey und ließen den Anker fallen. Als dieser über Bord geworfen wurde, sagte der Capitän: Herr erbarme dich unser! — Amen! sagte das Schiffsvolk. Nun waren wir in Palma, am erwähnten Ziele meiner Reise.

P a l m a.

Es regnete fürchterlich die ganze Nacht hindurch; jeder hatte sich in einen schützenden Winkel

verkrochen, aber Wenige konnten dem Schlafe ein Stündchen Ruhe abgewinnen. Mit Tagesanbruch waren alle auf dem Verdeck. Um sechs Uhr wurden wir vom Doctor untersucht, und erhielten die Erlaubniß, ans Land zu steigen, welches Wenige unter uns von Herzen wünschten, ausgenommen die ihre Familien hier hatten, zu deren Rettung sie gekommen waren.

Ich begleitete die französische Dame bis an ihr Haus. Sie hatte die ganze Reise hindurch stark an der Seekrankheit gelitten, und der Schreck über die Pest hatte sie nun ganz niedergeschlagen.

Die meisten Hausporten waren zugeschlossen und die Straßen beynahe menschenleer. Es war ein düsterer, regnerischer Morgen; mir war bange, nach meinen Freunden zu fragen.

Um mich genauer zu erkundigen, ging ich nach dem Gasthofe eines hier etablirten Franzosen. Seine Frau, welche mit sieben Kindern allein geblieben war, sagte mir, daß ihr Mann vor fünf Tagen mit dem englischen Obersten Shipley, welcher sich mit seiner Familie seit mehreren Jahren in Arta aufhält, nach Paris verreiset wäre. Da erfuhr ich dann, daß mehrere meiner Freunde theils auf dem Lande, andere an Sanitäts-Cordon und einige nach Mahon geflüchtet waren. Ich verließ nun den Gasthof und

bezog eine Wohnung bey einem meiner Freunde. Welche Ueberraschung, als ich ins Zimmer trat! Weinend empfingen mich die guten Leute. Gott im Himmel! in welcher unglücklichen Stunde das so oft gewünschte Wiedersehen! riefen alle aus. Nach und nach wurde meine Ankunft bekannt, man hatte mich schon früher erwartet; als ich aber über die gewöhnliche Zeit ausblieb, glaubte man, ich hätte die Schreckenspost noch zur Zeit in Barcelona erfahren, und deßwegen meine Reise verschoben.

Es war herzrührend für mich, so viele gute Menschen zu sehen, die ihrer eigenen Angst und Noth über mein Unglück vergaßen, und so von Herzen mich und meine Familie bedauerten. Unglück und gemeinschaftliche Gefahr verbinden überhaupt die Menschen fester und aufrichtiger als Glück und Wohlleben, nur den Egoisten kann nichts, auch das größte allgemeine Unglück, Pest, Tod oder Verderben seines eigenen Vaterlandes, der Ruin in einer ganzen Generation, nicht rühren. Kaltblütig sehen solche Verworfene noch Mittel in der allgemeinen Noth, die zu ihrem hölliſchen Zwecke führen sollen. Auch Majorca ist Zeuge davon, und hat das Leid, daß auch unter seinen Bürgern solche Scheusale der Menschheit leben.

Auf der südwestlichen Spitze der Insel zwischen

Cap de Geca und Cap Ferrutx nahe am Meer liegt ein niedliches Dorf, Sanfervera genannt, von achtzehnhundert Seelen bewohnt. Ein dort liegendes Rittergut dieses Nahmens gab in den sechziger Jahren ihm diesen und sein Entstehen. Die Einwohner lebten meist vom Ackerbau mit Pferd- und Schafzucht verbunden; unter ihnen einige wohlhabend, die meisten aber arm und elend, alle roh und in tiefster Unwissenheit. Ihre Felder waren ewige Lehen des Edelhofes und an selben zinsbar; Kirchenzehenden, und königliche Abgaben zehrten den Schweiß dieser Armen auf, sie ernährten sich noch vor der dießjährigen Ernte mit aus grünen, im Ofen gedörrter Gerste gebackenem Brot.

Hier war es, wo die Pest sich zuerst zeigte. In den ersten Tagen des Maymonaths landete an der Küste ein barbarisches Schiff (diesen Umstand verschwiegen die Einwohner) mit Korn und Wachs beladen. Das Schiffsvolk, welches diese Artikel einzuschwärzen suchte, hatte mit mehreren Menschen Umgang gepflogen. Während einigen Tagen starben zwey Matrosen vom Schiffe, und die übrigen begruben dieselben mit ihren Kleidern im Sande am Seeufer. Ein Müller aus dem Dorfe sah es und gewahrte, daß man einen der Todten mit einem neuen Kaput begraben. Er merkte sich die Stelle, und als Abends

das Schiff abgefahren war, ging er Nachts hinaus, grub den Leichnam aus, nahm ihm den Kaput ab, und scharrte ihn wieder ein. In wenigen Stunden fiel er krank, den andern Tag starb er, und in wenig Tagen folgten ihm neun Kinder und Hausgenossenen, ein Einziger blieb verschont. Niemand wußte noch die Ursache. Die Krankheit fing sich nun rasch zu verbreiten an, man betrachtete dieselbe als ansteckendes Fieber, welches von dem Elende und der ungesunden Nahrung des Gerstenbrotes und gekochtem Johannisbrot herrühre. Täglich starben schon fünf bis acht Personen, von den Befallenen heilte keiner, und doch konnte der Arzt weder die Gesunden zur Vorsicht, noch die Kranken zum Gebrauche der Arzney bereden. Den 19. May starben neun Personen und fünfzehn wurden befallen. Der Eigenthümer des Ritterguts, Hr. Antonio Servera, verließ mit seiner Familie in der Nacht das Dorf, und kam am folgenden Morgen nach Palma.

Nun fing erst die Sache an Aufsehen zu erregen, und die Regierung wurde aufmerksam. Die Gesundheits-Commission versammelte sich, und sandte einen Arzt nach Sanservera, um die Krankheit und die Symptome derselben zu untersuchen. Dieser gab dieselbe für bösartige gasterische Fieber aus; der Arzt des Ortes aber, der brave Doctor Cliteres, erklärte

dieſelbe geradezu für die levantiniſche Peſt. Dadurch entſtand nun ein gelehrter Streit unter der Facultät und wurden noch lange die nöthigen Maßregeln vernachläſſiget, durch welche das Uebel in ſeinem Entſtehen hätte unterdrückt oder doch wenigſtens auf dieſen einzigen Ort eingeſchränkt werden können. Während dieſer ſo koſtbaren, verlornen Zeit gingen die Einwohner des verpeſteten Sanſevera noch frey in den nahe- und fernliegenden Orten, ſelbſt die Hauptſtadt nicht ausgenommen, herum.

Zwey Stunden links von Sanſevera liegt der ſchöne, reiche Flecken Arta in einer geſegneten, fruchtreichen Ebene mit 4000 Einwohnern. Sorglos ſahen ſie das Feuer der Verwüſtung und den Tod unter ihren unglücklichen Nachbarn wüthen; ſo unaufgeklärt und fanatiſch als jene, vermieden ſie nicht einmahl den täglichen Umgang mit denſelben, ungeachtet aller Vorſtellungen und Warnungen der Hellerſehenden.

In den erſten Tagen ſchon (24. May) ſtarben Mehrere, und die Facultät hatte noch über den wahren Nahmen und die Eigenſchaften der Krankheit nicht einig werden können. Dieſe Ungewißheit vermehrte die Unordnung und erzeugte im Allgemeinen eine Gleichgültigkeit, die in der Folge ſo ſchädlich hätte werden können.

Endlich nahm das Sterben in Sanservera so zu, daß man täglich schon fünfzehn bis zwanzig Todte zählte; die Pestbeulen zeigten sich klar; gelehrte Theorien verloren sich nun in die schreckliche Gewißheit der Gegenwart und dem bangen Erwarten verheerender, fürchterlicher Zukunft; Angst und Verzweiflung trat an die Stelle sträflicher Sorglosigkeit.

Den 27. May in der Nacht wurde endlich zu kraftvollen und ernsthaften Maßregeln geschritten. Alle in der Stadt liegende Truppen marschirten noch dieselbe Nacht aus, um einen Cordon zu bilden, und die angesteckte Gegend zu isoliren, das Lazareth von Palma wurde in Stand gestellt, das außer der Stadt liegende Franziskanerkloster Jesus, des Weigerns der Mönche ungeachtet, zu einen solchen umgeschaffen, die Pforten der Stadt bis auf zwey gesperrt; alle Ortschaften der Insel erhielten die schärfsten und zweckmäßigsten Verordnungen und die kleinste Uebertretung ward mit der Todesstrafe belegt. Der oberste Gesundheitsausschuß, vom Präfecten der balearischen Inseln präsidirt, nahm, nebst den ordentlichen Mitgliedern, noch andere einsichtsvolle Männer in seine Mitte, unter ihnen den edlen Bischof; zwey Oberrichter, arbeitliebend und thätig, versahen die Stellen als Secretäre bey den beyden Sectionen, in welche sich die Junta getheilt hatte.

Diese nahm nun dictatorische Gewalt an, und die öffentliche Gesundheit wurde als das erste und höchste Gesetz erklärt, in Folge dessen eine Verordnung an alle Einwohner der Insel erlassen, welche die Pflichten eines jeden während dieser Frist festsetzte, und die Strafe im Uebertretungsfalle bestimmte. Die Untersuchung und das Absprechen über Sanitäts-Verbrechen wurde einem permanenten Kriegsgericht übertragen, auch die obere Junta erklärte sich permament. Am 30. May erstattete diese officiellen Bericht an die Regierung in Madrid, an die Präfecten von Valenzia und Cantalonien, und bath dringend um Geld, Truppen, Munition und Gewehre. Das Abfahren aller Schiffe nach dem Continent ward verbothen und nur nach dem Lazareth von Mahon erlaubt. In jedem Flecken und Dorfe bildete die Municipalität eine Gesundheits-Comission, welcher angesehene Männer aus der Stadt, die Güter im Bezirk besaßen, beygesellt wurden; jedes Dorf besetzte mit bewaffneten Bürgern die Zugänge, und ohne Gesundheitsschein wurde Niemand eingelassen.

Die von Palma ausmarschirten Truppen waren nach Villafranca, einem acht Stunden von der Stadt entfernten Dorfe gekommen, wo sie sich sechs Tage lang aufhielten. Am 3. Juny Abends rückten

dieſelben in dem großen Flecken der Inſel Manacor, welcher neuntauſend Einwohner zählt, ein. Es war eben Markt und viele Einwohner von Sanſervera und Arta waren dahin gekommen, und erſt auf Befehl des commandirenden Oberſten wurden dieſelben aus dem Orte getrieben. Den folgenden Tag erkrankte einer der Einwohner, er wurde augenblicklich in ein Haus außer dem Orte gebracht, wo er in vier und zwanzig Stunden ſtarb. Das Haus wurde abgebrannt, und ſo blieb Manacor verſchont. Die entſchloſſene raſtloſe Thätigkeit des Alcalden hat dieſen Ort gerettet.

Die Truppen rückten nun noch eine Stunde vorwärts, wo auf einer vier Stunden ſich ins Meer erſtreckenden Erdzunge, deren äußerſte Spitze Cap Ferrux und Cap de Perra ausmachen, Sanſervera, Arta, das Dorf Cap de Perra und St. Lorenzen, nebſt einer großen Menge Landhäuſer und Mayerhöfe ſich befinden; dieſe Erdzunge wurde nun durch eine ſechs Stunden lange Linie, welche Soldaten und Bürger aller Claſſen und Stände bildeten, von einem Seeufer zum andern, von dem übrigen Theile der Inſel abgeſondert, Menſchen und Vieh, die ſich inner derſelben befanden und das Ueberſchreiten wagen würden, vogelfrey erklärt, aller Umgang bey Todesſtrafe verbothen.

Diese nahm nun dictatorische Gewalt an, un
öffentliche Gesundheit wurde als das erste und
Gesetz erklärt, in Folge dessen eine Verordnu
alle Einwohner der Insel erlassen, welche die
ten eines jeden während dieser Frist festsetz
die Strafe im Uebertretungsfalle bestimmt
Untersuchung und das Absprechen über
Verbrechen wurde einem permanenten Kri
übertragen, auch die obere Junta erklärt
mament. Am 30. May erstattete diese
Bericht an die Regierung in Madrid, a
fecten von Valenzia und Cantalonien,
dringend um Geld, Truppen, Muniti
wehre. Das Abfahren aller Schiffe n
tinent ward verbothen und nur nach
von Mahon erlaubt. In jedem Flec
bildete die Municipalität eine Gesu
sion, welcher angesehene Männer
die Güter im Bezirk besaßen, be
jedes Dorf besetzte mit bewaffneten
gänge, und ohne
eingelassen.

[illegible]

er dem Volke
andeur Ban-
nzose, welcher
id durch seinen
der letzten Pest
e, und Thomas
lbeter Edelmann
er diesen Unglück-
und That beyzuste-
engung nicht dahin
n von diesen fanati-
n. So nahm Unord-
de Uebel zu.

n kleinen, von 1200
elches nur eine Vier-
nt war, zeigten sich
e. Die Munizipalität
sion nahm aber jetzt, so
oche hindurch, so zweck-
ß der Ort [illegible]schont blieb
[illegible]

[illegible]
e diejenig[illegible]
on allen Mensch[illegible]

Indessen war man allgemein in der fürchterlichsten Ungewißheit, ob sich der Stoff der Ansteckung, der sich durch die leiseste Berührung fortträgt, auch in die Hauptstadt oder andern Orten verbreiten würde. Mit Recht konnte dieses gränzenlose Unglück befürchtet werden, da die Einwohner der angesteckten Orte beynahe einen Monath lang mit allen übrigen Handel und Verkehr trieben.

Den 3. Juny verboth die Junta das Begraben der Todten in den Kirchen oder im Innern der Städte und Dörfer; eine Verordnung, die schon unter der Regierung Carls IV. herauskam, deren Befolgung aber nicht Statt fand, auch nie streng geahnet worden. Eine Commission wurde mit der augenblicklichen Vollziehung dieser Verordnung beauftragt; auch ich wurde zum Mitglied derselben ernannt, und erhielt den Auftrag, einen Plan für den für die Stadt bestimmten Freidhof zu entwerfen. Schon den folgenden Tag wurde mit fünfzig Arbeitern der Anfang gemacht.

Die Pest wüthete indessen fürchterlich unter den unglücklichen Einwohnern Sanserveras und Arta. Im ersten Orte starben täglich fünf und zwanzig bis dreyßig, im andern eben so viel. Die Krankheit hatte sich bis jetzt nur in einige Straßen verbreitet, und der übrige Theil hätte leicht noch gerettet wer-

den können, wenn gesunde Vernunft unter dem Volke geherrscht hätte. Der Johanniter-Commandeur Bannuls von Monferner, ein geborner Franzose, welcher schon mehrere Jahre in Arta lebt, und durch seinen langen Aufenthalt in Malta während der letzten Pest viele practische Kenntniß erlangt hatte, und Thomas von Villalonga, ein junger, gebildeter Edelmann aus Palma, welcher freywillig unter diesen Unglücklichen blieb, um ihnen mit Rath und That beyzustehen, konnten es mit aller Anstrengung nicht dahin bringen, ihre Vorsichtsmaßregeln von diesen fanatischen Halbwilden befolgt zu sehen. So nahm Unordnung und mit dieser das wüthende Uebel zu.

Auch in St. Lorenzo, einem kleinen, von 1200 Menschen bewohnten Dorfe, welches nur eine Viertelstunde von der Linie entfernt war, zeigten sich Spuren der schrecklichen Seuche. Die Munizipalität und die Gesundheits-Commission nahm aber jetzt, so wie die ganze Schreckensepoche hindurch, so zweckmäßige weise Maßregeln, daß der Ort verschont blieb und in Allem nur fünf Todte zählte. Die Kranken wurden augenblicklich mit der größten Vorsicht in ein eigenes dazu bestimmtes Gebäude außer dem Dorfe gebracht, wo dieselben, so wie diejenigen, die sie abwarteten, genau bewacht, von allen Menschen abgesondert leben mußten.

Indessen war man allgemein in der fürchterlichsten Ungewißheit, ob sich der Stoff der Ansteckung, der sich durch die leiseste Berührung fortträgt, auch in die Hauptstadt oder andern Orten verbreiten würde. Mit Recht konnte dieses gränzenlose Unglück befürchtet werden, da die Einwohner der angesteckten Orte beynahe einen Monath lang mit allen übrigen Handel und Verkehr trieben.

Den 3. Juny verboth die Junta das Begraben der Todten in den Kirchen oder im Innern der Städte und Dörfer; eine Verordnung, die schon unter der Regierung Carls IV. herauskam, deren Befolgung aber nicht Statt fand, auch nie streng geahnet worden. Eine Commission wurde mit der augenblicklichen Vollziehung dieser Verordnung beauftragt; auch ich wurde zum Mitglied derselben ernannt, und erhielt den Auftrag, einen Plan für den für die Stadt bestimmten Freidhof zu entwerfen. Schon den folgenden Tag wurde mit fünfzig Arbeitern der Anfang gemacht.

Die Pest wüthete indessen fürchterlich unter den unglücklichen Einwohnern Sanserveras und Arta. Im ersten Orte starben täglich fünf und zwanzig bis dreyßig, im andern eben so viel. Die Krankheit hatte sich bis jetzt nur in einige Straßen verbreitet, und der übrige Theil hätte leicht noch gerettet wer-

den können, wenn gesunde Vernunft unter dem Volke geherrscht hätte. Der Johanniter-Commandeur Bannuls von Monferner, ein geborner Franzose, welcher schon mehrere Jahre in Arta lebt, und durch seinen langen Aufenthalt in Malta während der letzten Pest viele practische Kenntniß erlangt hatte, und Thomas von Villalonga, ein junger, gebildeter Edelmann aus Palma, welcher freywillig unter diesen Unglücklichen blieb, um ihnen mit Rath und That beyzustehen, konnten es mit aller Anstrengung nicht dahin bringen, ihre Vorsichtsmaßregeln von diesen fanatischen Halbwilden befolgt zu sehen. So nahm Unordnung und mit dieser das wüthende Uebel zu.

Auch in St. Lorenzo, einem kleinen, von 1200 Menschen bewohnten Dorfe, welches nur eine Viertelstunde von der Linie entfernt war, zeigten sich Spuren der schrecklichen Seuche. Die Munizipalität und die Gesundheits-Commission nahm aber jetzt, so wie die ganze Schreckensepoche hindurch, so zweckmäßige weise Maßregeln, daß der Ort verschont blieb und in Allem nur fünf Todte zählte. Die Kranken wurden augenblicklich mit der größten Vorsicht in ein eigenes dazu bestimmtes Gebäude außer dem Dorfe gebracht, wo dieselben, so wie diejenigen, die sie abwarteten, genau bewacht, von allen Menschen abgesondert leben mußten.

In dieſer Zeit langte die officielle Nachricht vom Hofe an, daß fünf algieriſche Raubſchiffe, welche die Peſt an Bord hatten, aus dortigen Hafen ausgelaufen ſeyen, ſchon drey däniſche Kaufſchiffe gekapert hätten und auch gegen ſpaniſche Schiffe kreutzen. Dieſes Ereigniß und die Nähe der afrikaniſchen Küſte vermehrten den allgemeinen Schrecken, und die gegründete Sorge für die daraus entſtehenden ſchrecklichen Folgen. Zwey bewaffnete Fahrzeuge wurden ausgerüſtet, um die Küſten zu bewachen, dieſe erhielten auch den Auftrag, jedes Schiff oder Boot, welches aus den Buchten des eingeſchloſſenen Bezirkes, wo die Peſt regiere, auslaufen würde, in Grund zu ſchießen.

Die Junta beſchäftigte ſich nun, das Geld aufzutreiben, welches zu den großen täglichen Ausgaben erfordert wurde. Alle öffentlichen Caſſen wurden zu dieſem Behufe in Beſchlag genommen, freywillige Anleihen und Beyträge gefordert. Viele brave, Menſchen liebende Männer haben ſich bey dieſem Anlaſſe großmüthig bewieſen. Der gute Biſchof Peter Ganzales Vallejo, welcher dieſe Stelle erſt ſeit ſechs Monathen bekleidete, nahm alle für Sanſervera zu machenden großen Ausgaben auf ſich, und überließ den Unglücklichen ſeine ihm dort gebührenden Zehenden der dießjährigen, auf der ganzen Inſel überflüſ-

ſigen Ernte. Nicolas Francopolo, ein Grieche, welcher hier als ottomaniſcher Conſul wohnt, both ſich an, in den verpeſteten Orten jeden Dienſt zu verſehen. Und hundert Thaler gab er als freywilligen Beytrag. Frauenzimmer und andere gute Menſchen bothen ſich an, die armen Kranken in den arg angeſteckten Orten abzuwarten. Das iſt wahres Chriſtenthum, durch wahre Tugend und Aufklärung erzeugt.

Auch aus Catalonien kam Hülfe, meiſtens zwar Darlehen: für den Mehrtheil derſelben verbürgte der brave General Marquis von Viget, der größte Gutsbeſitzer von Majorca, ſeine eigenen Güter. Doch kam auch von dort manche fromme Gabe. Die patriotiſche Geſellſchaft von Barcelona ſchickte ſiebenhundert, das Infanterie Regiment Murcia tauſend, und das vierhundert Mann ſtarke Schweizer Regiment Wimpfen zweyhundert und fünfzig Thaler; Officiere und Soldaten ſteuerten daran.

In den unglücklichen Sanſevera, und in Arta wüthete indeſſen die Peſt fürchterlich fort; die Zerſtörung nahm mit jeden Tag zu; bis vierzig Perſonen ſtarben täglich im erſten Orte, vierzig bis ſechszig im andern. Man verzweifelte beynahe an aller Hülfe, die brutale Halsſtärrigkeit der niedern Volksclaſſen in Verſchmähung aller Hülfsmittel und Vor-

die vor der Linie stehenden Bäume niedergehauen, und damit Verhaue gebildet. Diese Distanz durfte bey Todesstrafe Niemand, weder von der einen, noch von der andern Seite, betreten; das sich darauf treffende Vieh wurde niedergeschossen, und auf jeden Menschen der sich näherte, augenblicklich gefeuert. Eben so durfte auch das dort stehende oder schon geschnittene Korn nicht eingeerntet werden. Alle inner diesen Bezirk stehende Häuser wurden abgebrannt, und die Brunnen zugeworfen.

Im Centrum der Linie wurden zwey Barieren errichtet und mit doppelten Wachen versehen, ein Officier war eigens beauftragt, die Correspondenz abzuhohlen, und abzugeben, auch Lebensmittel und Arzeney wurden durch diesen einzigen Communicationspunct an die verpesteten Orte gesendet; ein Lazareth wurde hinter der Linie errichtet, um die erkrankten Soldaten eher darin zu beobachten, als dieselben in das in Manacor errichtete Spital geschickt wurden.

Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817, von Maximilian Prinzen von Wied-Neuwied.

(Fortsetzung von S 320 im 4. Band (November) dieser Zeitschrift vom Jahre 1820.)

VI.

Reise von Villa de S. Salvador zum Flusse Espirito Santo.

Villa Nova de Benevente ward von den Jesuiten am Flusse Iritiba oder eigentlich Paritigba, erbaut, die hier eine Menge bekehrte Indier versammelten. Ihre Kirche nebst dem unmittelbar damit vereinigten Kloster sind noch vorhanden; letzteres ist gegenwärtig zum Casa da camara gemacht. Es liegt auf einer Höhe über der Villa und gewährt besonders von dem an der Nordseite befindlichen Balcon aus, eine herrliche Aussicht. Es ist hier sehr wenig Verkehr. Anfangs hatten die Jesuiten hier 6000 Indier versammelt, und die beträchtlichste Aldea an dieser Küste

gestiftet; allein die schweren königlichen Dienste und eine sclavische Behandlung vertrieb die meisten derselben wieder, die sich in andern Gegenden zerstreuten, so daß jetzt der ganze District von Villa Nova mit Einschluß der portugiesischen Einsiedler, nicht mehr als 800 Seelen, worunter 600 Indier, zählt. Dennoch hat sich hier der Handel seitdem gehoben, indem die Ausfuhr schon auf 2000 Cruzados — den Betrag des ausgeführten Zuckers nicht in Anschlag gebracht — gestiegen ist, die vorher nicht mehr als 100000 Reis — etwa 313 Gulden — betrug. Ehemahls bedrängten die freyen wilden Indier, besonders die Goaytacases und die Stämme der Tapuyas, worunter man besonders Puris und Maracas begreift, diese Colonie sehr.

Villa Nova selbst ist ein kleiner Ort mit einigen gutgebauten Häusern, der an Sonn- und Feyertagen durch die aus der umliegenden Gegend zur Messe kommenden Bewohner lebhafter wird. Während des hiesigen Aufenthaltes erlegten zwey Jäger des Prinzen eine große schöne Giftschlange, hier zu Lande Curucucú genannt; sie erreicht eine Länge von 8 bis 9 Fuß und eine beträchtliche Dicke, und hat eine fahl gelbröthliche Farbe, mit einer Reihe schwarzbrauner Rautenflecke auf dem Rücken. Ihr Biß wird sehr gefürchtet und von ihr verwundete Menschen sollen in weniger denn sechs Stunden sterben.

Vom Iritiba gelangt man zunächst zu dem Flusse Goaraparim. Sumpfige Wiesen und Moräste dehnen sich unweit der See aus, Gebüsche wechseln mit ihnen ab, und zuweilen erfreuet herrlicher Urwald den Wanderer. Man hörte hier die See, deren Uferhügel mit Wald bedeckt sind, beständig brausen. Der Pfad war wie eine dunkle Laube überwachsen, majestätische alte Waldstämme standen zur Seite, deren Rinde eine Welt von Pflanzen, und in ihren Zweigen Fleischgewächse enthielten. Junge Cocospalmen zierten am Boden das durch Schlinggewächse verworrene Dickicht, dessen junges Laub mit der schönsten rothen und gelbgrünen Farbe hervorbrach und hoch oben wiegten sich im Winde die Federkronen der alten Palmen, deren Stämme sich knarrend hin und her wiegten. An einer Stelle erreichte die Gesellschaft ein bloß aus Arri-Palmen bestehendes vorzüglich schönes Wäldchen. Junge kräftige Bäume dieser Gattung, von 20 und 30 Fuß Höhe, stiegen mit ihren schwarzbraunen, mit Stachelringen umgebenen, geraden Stämmen empor. Ihre schön gefiederten Blätter schirmten den feuchten Boden gegen die brennende Mittagssonne; andere jüngere, die noch ohne Stamm waren, bildeten das Unterholz, über welche alte abgestorbene Palmen, vertrocknet und verfault, gleich abgebrochenen Säulen hervorragten. Einsam klopfte an diesen der Verwesung

preisgegebenen Bäumen der gelbhaubigte Specht — picus flavescens — oder die schöne Art mit rothem Kopf und Halse — picus robustus. Die Blumen der feuerfarbenen Heliconia überdeckte die niedern Gesträuche in der Nähe, welche eine schöne Winde mit den herrlichsten himmelblauen Glocken umschlang, und die holzigen Schlingpflanzen zeigten sich hier wieder in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit mit ihren sonderbaren Windungen und Gestalten. Tocone, Pavo's — pis à gorge ensanglantée — Papageyen und andere Vögel belebten diese prachtvolle Wildniß. Jenseit des Waldes liegt die Povoação de Obú, einige, zwey Legoas von Villa Nova entfernte Fischerhütten. Eine Povoação — Dorf ohne Kirche — Nahmens Miaïpé, von 60 bis 80 Fischerfamilien bewohnt, beherbergte die Tropa am Abende. Nicht weit von Miaïpé liegt die Villa de Goaraparim, wohin ein über einige in die See vortretende Felsenkuppen gehender Weg führt. Unweit der Villa tritt ein schmaler Arm des Meeres, Goaraparim, in das Land hinein, der mehrentheils für einen Fluß ausgegeben wird.

Die Villa hat etwa 1600 Einwohner, der ganze Destrict über 3000 Seelen; jene ist also etwas größer als Villa Nova da Benevento. Die Straßen sind nicht gepflastert, nur an den Häusern hat man schlechte Steinwege; die kleinen Gebäude haben mei-

stens nur ein Stockwerk. Im Allgemeinen ist der Ort arm, doch befinden sich in der Nähe einige beträchtliche Fazenda's, Eine derselben — Fazenda de Campos mit 400 Negersclaven — gerieth nach dem Absterben des letzten Besitzers in eine vollständige Unordnung, indem die Sclaven revoltirten und nicht mehr arbeiteten. Ein Geistlicher benachrichtigte die Erben des Gutes in Portugall von dem Verfall ihres Eigenthums, und erboth sich die Sache in Ordnung zu bringen, wenn man ihm einen Antheil an dem Besitz gestatten wolle. Dieß ward angenommen, allein die Rädelsführer der Sclaven ermordeten ihn in seinem Bette, bewaffneten sich und bildeten in jenen Wäldern eine Art Republik von Schwarzen, denen niemand leicht Abbruch thun konnte. Sie benutzten nun die Fazenda für sich, ohne jedoch viel zu arbeiten, lebten frey und jagten in den Wäldern. Mit den Sclaven dieser Fazenda, machten sich die des Engenho velho ebenfalls unabhängig, und eine gegen sie abgeschickte Compagnie Soldaten konnte nichts ausrichten. Diese Neger beschäftigten sich besonders mit Aufsuchung einiger vorzüglichen Producte dieser Wälder, wie den wohlriechenden peruvianischen und den Copaiva Balsam (Oleo de Copaiiba) und noch eine andere Art, der von einem hohen Baum dem Pao de Oleo kommt. Man haut denselben an, und be-

legt bey dem Ausfließen des Saftes die Wunde mit Baumwolle, welche das Harz einsaugt; dabey hat man den Glauben, daß der Baum beym Vollmonde angehauen und das Oehl beym abnehmenden Monde abgenommen werden müsse. Es wird sodann in kleinen wilden Cocosnüssen, deren Oeffnung oben mit Wachs verschlossen, zum Verkauf gebracht. Der Balsam ist so fein, daß er bey der Hitze durch die feste Nuß durchschwitzt. Diese verwilderten Neger nehmen Fremde sehr gut auf, und zeichnen sich sehr durch ihr Betragen vor den entlaufenen Negersclaven in Minas Geraës und andern Orten aus, welche man dort von ihren im Walde angelegten Dörfern — Quilombos — Gayambolos nennt. Diese fallen, besonders in Minas, die Reisenden an, plündern und tödten sie öfters, daher man dort gewisse eigene Gayambolen Jäger, Capitaes do mato hat, welche bloß darauf ausgehen die Schwarzen in ihren Schlupfwinkeln zufangen oder zu tödten.

Nicht weit von dem am Seestrande gelegenen Ponta da Fruta erblickt man schon auf einem fernen Berge das Kloster Nossa Senhora da Penha unweit Villa do Espirito Santo. Wälder, Wiesen, und Gebüsche wechseln hier mit großen, weiten Rohrbrüchen ab, in denen viele weiße und andere Reiher wateten, und manche neue schöne Pflanze sich dem

Fremdling darbiethet. Im Grase an dem Sandufer einer Lagoa ward die grüne Çipo-Schlange sehr häufig gefunden, die ihren Nahmen von der schlanken, biegsamen Gestalt ihres Körpers hat. Sie ist dunkelolivengrün, auf der Unterseite gelb, wird 5 bis 6 Fuß lang. Die Brasilianer, die alle Schlangen hassen, tödten sie wo sie solche finden, obwohl sie völlig unschädlich ist.

VII.

Aufenthalt zu Capitania, und Reise zum Rio Doçe.

Der Fluß Espirito Santa, der bey seinem Ausflusse ins Meer eine beträchtliche Stärke hat, entspringt in den Grenzgebirgen der Capitania Minas Geraës, windet sich in mancherley Richtungen durch die großen Urwälder der Fapuyas herab, in denen Puris und Botocudas abwechselnd umherstreifen, und tritt am Fuße einer, von jenen höhern Gebirgen nach dem Meere sich hinabziehenden Kette hervor, in welcher der Monte de Mastre Alvaro der höchste Berg seyn soll. Die portugiesischen Ansiedlungen an der Mündung dieses schönen Flusses sind schon alt, allein sie litten sehr durch die Kriege mit den Fapuyas, besonders mit den drey Stämmen der

am Garaiba wohnenden Uctacás oder Goaytacases. In der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts enthielt der District von Espirito Santo nicht mehr als 500 Portugiesen, und vier indische Dörfer.

Gegenwärtig erblickt man auf dem südlichen Ufer des Flusses, nicht weit von seiner Mündung in einem schönen Busen, die Villa Velha do Espirito-Santo, eine kleine schlechte offene Villa, die größtentheils in einem Quadrate erbaut ist. An einem Ende steht die Kirche, und am andern, nahe am Wasser, das Casa da Camara — königliche Gebäude oder Rathhaus. Unmittelbar neben der Villa, liegt auf einem hohen mit Wald bedeckten Berge, das berühmte Kloster von Nossa Senhora da Penha; eines der reichsten in Brasilien, das von der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro abhängt; es soll ein wunderthätiges Marienbild besitzen, weswegen eine Menge Menschen dahin wallfahrten. Jetzt befanden sich nur zwey Geistliche daselbst. Von diesem Kloster übersieht man den weiten Spiegel des Meeres, und ins Land hinein eine schöne Gebirgskette, und dazwischen mancherley Gruppen mit Thälern, aus welchen der breite Fluß höchst mahlerisch hervortritt. Die Villa besteht aus niedrigen Lehmhütten, ist ungepflastert und im sichtbaren Verfall, seitdem etwa eine halbe Stunde aufwärts am nördlichen Ufer die Villa de

Victoria erbaut worden; ein hübscher kleiner Ort, der später zur Cidade erhoben worden.

Espirito-Santo war nur eine Unterstatthalterschaft, ward aber später auch zur Capitania erklärt. Die Cidade de Nossa Senhora da Victoria ist ein ziemlich netter Ort, mit ansehnlichen Gebäuden, nach der altportugiesischen Bauart mit Balcons von hölzernem Gitterwerke versehen, mit gepflasterten Straßen, und einem mäßig großen königlichen Gebäude, dem Jesuiten-Convent, worin der Gouverneur wohnt, der hier zu seiner Verfügung eine Compagnie reguläres Militär hat. Außer mehreren Klöstern befindet sich hier eine Kirche, eine Kapelle und ein Hospital. Die Stadt ist jedoch etwas todt, und man betrachtet hier Fremde als eine Seltenheit mit der größten Neugierde. Der Küstenhandel ist nicht ganz unbedeutend, daher beständig mehrere Sanchas, Sumacas und andere Barcos hier liegen, auch können Fregatten bis zur Stadt hinauf segeln; die Fazenda's in der Nähe gewinnen viel Zucker. Mandioccomehl, Reiß, Bannanen und andere Erzeugnisse, welche längst der Küste hin versandt werden.

Mehrere Forts vertheidigen den Eingang in die Mündung des schönen Flusses Espirito Santo, eine unmittelbar an der Mündung, eine zweyte von Stein erbaute Batterie, höher aufwärts mit acht

eisernen Kanonen, und noch höher am Berge zwischen dieser und der Stadt eine dritte Batterie von etwa 17 bis 18 Kanonen, worunter sich einige wenige metallene befinden. Die Stadt ist auf angenehmen Hügeln etwas uneben erbaut, und der an ihr vorbeyströmende Fluß hier auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, die zum Theil aus Felsen bestehen, die oft nackt und schroff und mit Fleischgewächsen bewachsen. Mehrere grün bewachsene Inseln schmücken den Fluß, und Landeinwärts findet das Auge, wenn es demselben folgt, einen schönen Ruhepunct auf hohen grünen waldigen Gebirgen.

Die Gesellschaft nahm in einem kleinem Fischerdorfe Barra de Jucú am Flusse Juca, vier Stunden von der Stadt ihre Wohnung, in einem dem Obersten Falcão, Befehlshaber des dortigen Milizregimentes, einem der angesehensten Pflanzer jener Gegend, gehörendem Landhause. Hier richteten sie sich für eine Zeit von mehreren Monathen ein, da sie gesonnen waren die Regenzeit hier zuzubringen.

Um für ihre Sammlung große und seltene Thiere zu erlegen, die die Nähe der Menschen mehr scheuen, gingen die Reisenden in den zwey bis drey Stunden entfernten weitläuftigen Urwald in der Nähe der Fazenda von Araçatiba. Dieser Wald bildete eine schauerliche Wildniß, überall entflohen mit

lautem Geschrey die Papageyen, und rund umher erscholl die Stimme der Saüassú-Affen. Cianen oder Cipós aller, mitunter der sonderbarsten Arten, verflechteten die hohen Riesenstämme zu einem undurchdringlichen Dickicht; die Prachtblumen der Fleischgewächse, die herabhängenden Ranken der die Bäume umschlingenden Farrenkräuter waren jetzt alle im üppigsten Triebe; junge Cocospalmen zieren überall die niedere Dickung, besonders an feuchten Stellen; hier und da bildete die Cecropia peltata besondere Gebüsche mit ihren silbergrauen geringelten Schäften. Unerwartet trat die Gesellschaft aus diesem heiligen Dunkel ins Freye, und es gewährte eine angenehme Ueberraschung, als man hier plötzlich am Fuße des hohen Morro de Aracitiba, eines mit Wald bewachsenen Felsgebirges auf einer schönen grünen Fläche das große weiße, mit zwey kleinen Thürmchen versehene Gebäude der Fazenda de Araçatiba erblickte. Dieses Gut hat 400 Negersclaven und in der Nähe sehr ausgedehnte Pflanzungen, besonders von Zuckerrohr. Nicht weit von hier entfernt wohnen die Söhne des Obersten, ebenfalls auf besondern Fazenda's. Das Gebäude der Fazenda de Araçatiba hat eine breite Front von zwey Stockwerken und einer Kirche; die Negerhütten mit dem Zucker-Engenho und den Wirthschaftsgebäuden liegen unweit

des Hauses am Fuß eines Hügels. Etwa eine Stunde von hier befindet sich in einer wilden, von hohem Urwalde ringsumgebenen Gegend am Flüßchen Jucú eine zweyte Fazenda, Coroaba genannt, die einen andern Besitzer hat. Nicht weit von hier zu S. Agostinho hatte der Gouverneur den Bau einer Kirche unternommen, weswegen er sich jetzt daselbst aufhielt. An diesem Orte befindet sich ein Militärquartel gegen die Wilden; man war damit beschäftiget, von da aus einen Weg nach Minaes Geraës zu bahnen, und ein Officier hatte bereits auf Befehl des Gouverneurs eine Reise dorthin unternommen, um die Communication durch die Wälder zu eröffnen. Die Regierung hat zu S. Agostinho etwa 40 Familien, welche von den azorischen Inseln, besonders von Ferçeira, S. Miguel, und einigen wenigen von Fayal herüber gekommen waren, angesiedelt. Diese in großer Armuth lebenden Leute klagten sehr über ihre traurige Lage, man habe ihnen große Versprechungen gemacht, und sie nicht erfüllt.

Nachdem man mehrere den Reisenden sehr nöthige Gegenstände, welche dieselben in Capitania — so nennt man ebenfalls die Gegend am Espirito Santo schlecht weg — erwarteten, nach Caravellas gesandt hatte, so faßte der Prinz und Herr Freyreiß den Entschluß, schnell die Reise dahin anzu-

treten. Sie verließen daher am 19. December, leicht eingerichtet, und von einigen wenigen wohl bewaffneten Leuten zu Pferde begleitet, Barra de Jucu. Wegen Mangel an Canoes um über den Espirito Santo zu setzen, waren sie genöthigt, die Nacht in einem einzelnen, auf einer Höhe am Flusse liegenden Wohnung, Pedra d'Agoa, zu übernachten, wo der gute Wille des alten Bewohners derselben, sie reichlich für die Unannehmlichkeiten der nur wenig vor Regen und Wind geschützten Hütte entschädigte. Gegen Abend versammelte sich das umherlaufende Vieh; unter dem sich ein sonderbares Schaf befand, der Bastard eines Schafbockes und einer Ziege. Das Thier glich sehr seiner Mutter, es war dick, stark, und rund, von sehr sanften Ziehenhaar, und trug etwas mehr auswärts gebogene Hörner. Bey den jungen Lämmern, die von den Knaben eingefangen wurden, fand man häufig in der noch unverwachsenen Nabelhöhle eine Menge Maden, gegen welche man Merkur an diese Stelle strich; ein in heißen Ländern sehr gewöhnliches Uebel. Es gibt in Brasilien noch ein anderes Insect, das sein Ey in das Muskelfleisch oder unter die Haut, selbst des Menschen legt; nach dem Stich dieses Thieres spürt man einen kleinen örtlichen Schmerz, die Stelle schwillt bis zu einer gewissen Höhe an, alsdann zu-

gen die Leute des Prinzen, sehr gut mit diesem beschwerlichen Uebel bekannt, eine Made, einen kleinen weißen länglichten Wurm hervor, worauf die gemachte kleine Wunde sogleich heilte.

Am folgenden Tag ward in der kleinen Povoação Praya Molle — 3 Legoas von Capitania übernachtet. Es liegen hier auf einer nur wenig über der Meeresfläche erhabenen grünen Fläche mehrere Wohnungen zerstreut. Die Reisenden fanden in einer derselben sehr freundliche Aufnahme, und da alle Bewohner derselben sehr viel Sinn für Musik hatten, eine angenehme Abendunterhaltung durch Musik und Tanz. Der sich recht gut auf die Verfertigung von Guitarren — Violas — verstehende Sohn vom Haus spielte, und die übrigen jungen Leute tanzten die Baduca, wobey sie mit dem Körper sonderbare Verdrehungen machten, mit den Händen den Tact schlugen, und abwechselnd mit ein Paar Fingern einer jeden Hand schnalzten — eine Nachahmung der spanischen Castagnetten. Obwohl die Portugiesen viele musikalische Anlagen haben, so sieht man in Brasilien auf dem Lande doch nur die Viola. So allgemein unter den dortigen Landleuten die Liebe zu Musik und Tanz verbreitet, eben so ist es auch die Gastfreundschaft, wenigstens in den meisten Gegenden. Am folgenden Tag fand man im Walde das

merkwürdige beutelförmige Nest eines kleinen Vogels vom Geschlechte der Plattschnäbel — Todus, — welches derselbe immer in der Nähe der Nester einer besondern Wespengattung — Marimbondo — erbaut, um es, wie man behauptet, vor den Nachstellungen seiner Feinde zu sichern. Der Prinz wollte sich dem Vogelneste nähern, allein die Wespen, die sich sogleich zeigten, hielten ihn davon entfernt. In den Gebüschen hinter Pavoaçao Carapebucú längs der Küste hin wohnen einzelne arme Familien, die sich vom Fischfange und dem Ertrag ihrer Pflanzungen ernähren. Es sind meistens Neger, Mulatten, oder andere farbige Leute; Weiße findet man wenige darunter, sie klagten sogleich ihre Armuth und Noth, an der nur Trägheit und Mangel an Industrie schuld seyn kann, denn der Boden ist fruchtbar. Zu arm, um Sclaven kaufen zu können, und zu träg um selbst Hand anzulegen, hungerten sie lieber. Von hier aus nordwärts gelangt man in eine Gegend, wo man nicht mehr Creolen und Mulatten, sondern Indier im civilisirten Zustande antrifft. Ihre einsamen Wohnungen liegen zerstreut in einem schattenreichen Haine von prachtvollen Waldstämmen; dunkle Pfade schlängeln sich von einer Hütte zur andern; in den krystallhellen kleinen Bächen, worin die schönen Gewächse des Waldes sich spiegeln, sieht man

die nackte dunkelbraune Jugend mit ihren kohlschwarzen Köpfen scherzen. In diesem reitzenden Walde fanden die Reisenden schöne Vögel; der goldene Jacamar — Galbula magna — lauerte am Wasser, auf niedern Zweigen sitzend, auf Insecten, und unbekannte Lockstimmen tönten durch den einsamen Wald. Nachdem man 4 Legoas zurückgelegt, traten sie aus dem Walde heraus, und erblickten vor sich auf einer Anhöhe über dem Meere die Villa Nova de Almeida.

Villa Nova ist eine große Aldea der civilisirten Indier, welche von den Jesuiten hier angelegt ward; sie hat eine große steinerne Kirche und zählt in einem Bezirk von ungefähr 9 Legoas, etwa 1200 Seelen. In der Villa wohnen meistens Indier, aber auch einige Portugiesen und Neger. Viele besitzen hier Häuser, in die sie von ihren Phosen — Pflanzungen — nur an den Sonn- und Festtagen hereinkommen. In dem jetzt dem Geistlichen zur Wohnung dienenden Jesuiter-Kloster findet man noch einige alte Schriften dieses Ordens, was eine Seltenheit ist, da man in allen seinen übrigen Conventen die Bibliotheken nicht geachtet, sondern zerstört oder verschleudert hat. Die Jesuiten lehrten hier vor Zeiten besonders die Lingoa geral, ihre Kapelle Dos Reys Magos soll sehr schön gewesen seyn. Der Ort

ist todt, und scheint nicht stark bewohnt zu seyn; auch herrscht viel Armuth hier. Die Indier bauen ihre Nahrung auf ihren Phoßen von Mandiocca und Mays, führen etwas Holz und Töpferwaaren aus, und treiben dabey einen nicht ganz unbedeutenden Fischfang in der See und in dem bey der Villa vorbeyfließendem Flusse Saúcnha oder Dos Reys Magos. Zu diesem Behufe schneiden sie die Zweige vom Lingi-Baume, klopfen solche wund, binden sie in Büschel zusammen, und werfen sie ins Wasser, besonders da, wo der Fluß einen geringen Fall hat; zuweilen flicht man einen Zaun quer durch denselben, um die Fische aufzuhalten. Diese werden von dem ins Wasser übertretenden Safte betäubt, kommen an die Oberfläche, sterben, oder können leicht mit den Händen gegriffen werden. Die diese starke Wirkung hervorbringenden Pflanzen, sind einige Arten der Genus Paullinia und die Jacquinia obovata, ein Strauch mit rothen Beeren und verkehrt eyförmigen Blättern, der in den Gebüschen an der Küste wächst, und den Nahmen Finguy — Lingi — da Praya trägt.

Die Wälder, durch welche der Saßanha herab fließt, der in der alt-indischen Sprache Apyaputang genannt ward, sollen von Coroados und Puris bewohnt seyn. Man spricht auch von dem Stamme

der Hipotos — Schipotos — die höher oben zwischen dem Rio Doçe und dem Saüanha wohnen sollen, allein diese Angaben der Nahmen der verschiedenen Stämme der Urbewohner sind unverläßig. Von Saüanha vorwärts bis zum Mucari ist die Seeküste beynahe bloß von einzelnen Küsten-Indier-Familien bewohnt. Sie reden hier durchgehends die portugiesische Sprache, und haben Bogen und Pfeile mit der Flinte vertauscht. Ihre Wohnungen unterscheiden sich wenig von denen der portugiesischen Ansiedler; Hauptbeschäftigung ist die Arbeit in ihren Pflanzungen und der Fischfang. Von Saüanha nordwärts bedeckt die ganze Küste dichter Wald. In wenig Stunden erreicht man den Fluß Pyrakäaßu — großer Fischfluß — wie ihn die Indier ursprünglich nannten. Hier an der Barra — Mündung — liegt eine kleine Povoaçao von wenigen Häusern — Aldea Velha — und etwas höher am Flusse hinauf befindet sich ein bedeutendes Dorf von den Jesuiten, die zur Zeit ihrer Herrschaft hier eine Menge Indier versammelten, gegründet. Fischfang und Muscheln verschafften ihnen die nöthigste Nahrung, daher man noch gegenwärtig am Flußufer große Haufen von Muschelschalen findet.

Als in der Folge viele portugiesische Ansiedler sich am Pyrakäaßu niederließen, sollen die Jesui-

ten einen Theil der Indianer, die früher hier gewohnt, weggeführt und mit ihnen Villa nouva gegründet haben, um sie von den Portugiesen entfernt zu halten. Sechs bis sieben Strohhütten bilden in einer kleinen Thalfläche die Aldea Velha, nur ein einziges etwas ansehnlicheres Haus befindet sich darunter, und wird jetzt vom Commandanten des Districts, einem Lieutenant der Besatzung von Espirito Santo bewohnt. Man betrachtet diese Station, wohin der Officier auf einige Jahre commandirt wird, als eine Art von Verbannung. Auch klagte der jetzt hier wohnende Officier sehr über Mangel an Unterhaltung und allen Annehmlichkeiten des Lebens; selbst manchen Bedürfnissen mußte er an diesem von der Welt abgeschiedenen Aufenthalt entsagen. Außer Manbioccamehl und etwas Fischen ist fast nichts von Lebensmitteln zu bekommen. Die Einwohner selbst sind arme Fischer; jedoch ist der Fluß Fischreich, und hat eine gute Barra, daher können Lanchas ihn ziemlich weit hinauf segeln.

Wegen dem hohen, breiten und reissenden Strom war die Ueberfahrt etwas beschwerlich. An den seichten Uferstellen bemerkte man Möven und Meerschwalben, und zahlreiche Flüge, des seines sonderbaren Schnabels wegen bekannten Verkehrtschnabels — Rynchops nigra. — Jenseits des Flusses liegen in

den sich hinziehenden Wäldern die Pflanzungen der Neger zerstreut; sie bauen hier besonders Mays, Mandiocca und Baga — Ricinus — aus dessen Samen sie Oehl pressen. In dem schönen finstern Walde schwärmten die schönsten Schmetterlinge auf mannigfaltigen Blüthen umher, während das Tosen der Brandung der See ertönte. Bald ward die Seeküste wieder erreicht, und nachdem noch 4 Legoas zurückgelegt waren, erreichte man gegen Abend den Militärposten Quartel do Riacho. Die See macht in dieser Richtung viele Buchten, was dem Wege eine unangenehme Einförmigkeit gibt, denn so wie man eine Landzunge zurückgelegt hat, erscheint in der Ferne schon wieder eine andere. Einzelne Indianer-Wohnungen liegen in dem dichten Gebüsche zerstreut unter einander weit entfernt an dieser Küste; ein Theil ihrer Bewohner wagt sich in Canoes weit in die See hinaus, um Fische zu fangen.

Quartel do Riacho besteht aus einem Unterofficier und sechs Soldaten, zur Weiterbeförderung der Befehle und zur Verbindung am Rio Doçe. Am Meeresufer liegen zwey Häuschen, in deren einem die Familien einiger Soldaten wohnen, die auf den nahen Pflanzungen ihren Unterhalt gewinnen. Von nun an erhielten die Reisenden von dem Kriege, den man in den Wäldern am Rio Doçe mit dem feind-

lichen Stamme der Botocudos führt, immer genauere Kunde, nachdem sie jetzt an den Grenzen der Wildnisse jener Nation angelangt waren. Der hier commandirende Unterofficier selbst hatte einen Pfeilschuß durch die Schulter erhalten, als er noch auf einem der Quartelle am Rio Doçe diente, war aber völlig von dieser gefährlichen Wunde geheilet. Der Stamm der Botocudos streift an den Ufern des Rio Doçe bis hinauf zu dessen Ursprung, in der Capitania Minas Geraës, in den Wäldern umher. Diese Wilden zeichnen sich durch die unter ihnen herrschende Sitte, Menschenfleisch zu essen, und durch ihren kriegerischen Geist aus; sie leisteten den Portugiesen bisher beharrliche Gegenwehr. Erschienen sie auch zuweilen an einem Orte mit allen Zeichen friedlicher Gesinnungen, so begingen sie doch an einem andern Feindseligkeiten und Ausschweifungen; daher nie ein dauerndes Einverständniß mit ihnen Statt gefunden. Schon vor vielen Jahren hatte man, acht oder zehn Legoas aufwärts am Rio Doçe, an der Stelle, wo jetzt die Povoaçao von Linhares erbaut ist, einen Militärposten — Destacamento — von sieben Soldaten errichtet, und ihn mit einer Kanone versehen, um die neu anzulegende Straße nach Minas zu decken. Anfangs wurden wirklich die Wilden dadurch zurück geschreckt, als sie aber nach und nach mit den

Europäern und ihren Waffen bekannter wurden, verlor sich allmählich ihre Furcht. Einst überfielen sie das Quartel, tödteten einen der Soldaten, und würden auch die übrigen, die schnell entflohen waren, noch eingeholt und getödtet haben, wenn diese nicht in dem Fluß ihr Heil gesucht, und auf dem zufällig eben mit der Ablösung anlangenden Canoe sich gerettet hätten. Da die Wilden sie nicht erreichen konnten, so verstopften sie nun die Kanone mit Steinen, und zogen sich in die Wälder zurück. Der kürzlich verstorbene Staatsminister Conte de Linhares, erklärte ihnen hierauf in einer bekannten Proclamation förmlich den Krieg; auf seinen Befehl wurden die am Rio Doçe schon früher errichteten Militärposten verstärkt und vermehrt, um die Ansiedlungen der Europäer und den Verkehr mit Minas stromaufwärts zu decken. Seitdem verschonet man die Botocudos nirgends mehr; sie wurden ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts ausgerottet, wo man sie fand, und nur hier und da bey besondern Veranlassungen wurden einzelne, noch völlig unmündige Kinder erhalten und auferzogen. Dieser Ausrottungskrieg wurde mit um so größerer Erbitterung und Grausamkeit geführt, je fester man sich überzeugt hielt, daß sie alle in ihre Hände gefallene Feinde tödteten, und ihr Fleisch verzehrten. Und als man

erfuhr, daß sie hier und da am Rio Doçe, ihrer Gewohnheit nach, durch Händeklatschen friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt, und dann die, im Vertrauen auf diese Friedenserklärung gutmüthig zu ihnen hinüber gefahrnen Portugiesen, heimtückisch mit ihren furchtbaren Pfeilen getödtet, so erlosch auch der letzte Funke des Glaubens, bey diesen Wilden Menschengefühl zu finden.

Daß man indessen hierin zuweit ging, zeigt die auffallend sichtbare sehr günstige Wirkung an, die das gemäßigte und menschenfreundliche Benehmen des Gouverneurs Conte dos Arcos, in der Capitania Bahia, bey den am Rio Grande de Belmonte sich aufhaltenden Botocudos hervor gebracht hat. Wirklich in hohem Grade überraschend, und zu den wichtigsten Betrachtungen veranlassend, ist der Contrast, den der Reisende findet, wenn er von dem Schauplatze des unmenschlichen kleinen Krieges am Rio Doçe, nach einem Zwischenraum von wenigen Wochen in die Gegenden am Rio Grande de Belmonte eintritt, und daselbst die Einwohner durch einen seit etwa drey oder vier Jahren geschlossenen Frieden mit eben jenen Wilden in den friedlichsten Verhältnissen leben sieht.

Um die merkwürdige Gegend am Rio Doçe näher kennen zu lernen, verließen die Reisenden,

von zwey Soldaten begleitet das Quartell do Riachs, und setzten unmittelbar bey den Hütten über den Riacho (Bach). Man hatte von hieraus einen sehr beschwerlichen Weg von 8 starken Legoas im tiefen Sande, und der glühenden December-Hitze zu machen.

Der Boden ist ein schwer mit Quarz und kleinen Kiesel gemischter Sand, der die Füße der Menschen und Thiere gar sehr ermüdet. Niedriges Gesträuch bedeckt nach dem Lande hin den Sand; hinter diesem steigt der dichte Wald in die Höhe, in welchem nicht weit von der Praya entfernt, das Quartell das Comboyos, wo drey Soldaten zur Erhaltung der Communication stationirt sind. Sie fanden hier Spuren von den colossalen Seeschildkröten — Tartarugas — die um ihre Eyer in dazu in den Sand gescharrte Gruben zu legen, aus dem Meere aufs Land kriechen. Noch lagen an vielen Stellen Ueberreste dieser Thiere, Panzer und Skelette, an denen die überaus großen Schädel auffallend waren; so fand man einen der nicht weniger den drey Pfund wog. Die Indier essen das Fleisch dieser Schildkröten, und gewinnen eine Menge Fett von ihnen auch suchen sie deren Eyer, von denen man oft 12 bis 16 Dutzend in einer Grube findet, sehr sorgfältig auf. Diese Eyer sind rund, weiß, mit einer leder-

artigen biegsamen Haut überzogen, und enthalten ein wasserhelles Albumen, und einen schönen weißen Dotter, der, obwohl er schmackhaft ist, doch etwas Fischartiges im Geschmacke hat. Sie begegneten einigen indischen Familien, die ganze Körbe voll dieser Eyer nach Hause trugen. Man kann die Größe dieser Meerschildkröten nach den gefundenen Panzern beurtheilen, deren Länge gegen 5 Fuß betrug.

Beym Eintritt der drückenden Mittagshitze befand sich die erschöpfte Tropa in einem gänzlichen Mangel an Trinkwasser, um den brennenden Durst, sowohl der Lastthiere als der von Schweiß triefenden Fußgänger zu löschen. Der heiße Boden gewährte, als die Gesellschaft im Schatten der niedrigen Gesträuche lagerte, wenig Erhohlung, nur die Füße ruhten, und den Thieren ward durch das Abladen einige Erhohlung verschafft. Hier kam der Gesellschaft die Erfahrung einiger jungen Indier vortrefflich zu statten, die das zwischen den Blättern der Bromelia-Stauden befindliche Wasser in dem Gesträuche sammelten. Nach einem gefallenen Regen ist dieses Wasser frisch und rein, dermahlen aber war es schwarz und schmutzig; man fand sogar Froschlaich und junge Frösche darin. Es ward durch ein Tuch gegossen, und gab dann, mit etwas Branntwein, Limonensaft und Zucker vermischt eine herrliche Er-

quickung. Man fand hier häufig auf den Bromelia-Stauden einen kleinen blaßgelben Laubfrosch, mit einem dunklen Striche durch das Auge. Nach einiger Ruhe ward die Reise bis tief in die Nacht fortgesetzt, wo die Gesellschaft in dem Quartell da Regencia übernachtete. Es ist dieses ein Militärposten von 5 Mann an der Mündung des Rio Doçe, um Befehle längs der Küste hin weiter zu befördern, die Reisenden über den Fluß zu setzen, und die Verbindung mit der Povoacão von Linhares zu unterhalten. In dem geräumigen Hause befanden sich mehrere Zimmer mit hölzernen Pritschen und einem Tronco — dieser, — eine Strafe für Soldaten — besteht in einem langen auf die Kante senkrecht gestellten Brete, worinnen der Reihe nach runde Löcher eingeschnitten sind, durch welche der Kopf des Deliquenten geschoben wird; das Bret umschließt den Hals, während der Mensch in horizontaler Stellung auf der Erde ausgestreckt liegen muß.

Die hier commandirten Soldaten leben schlecht; ihre einzige Nahrung besteht aus Fischen, Mandioccamehl, schwarzen Bohnen, und zuweilen etwas Salzfleisch. Sie waren alle farbige Leute, Creolen, Indier, Mameluken oder Mulatten.

Der Rio Doçe ist der bedeutendste Fluß zwischen Rio de Janeiro und Bahia. In den Winter-

monathen, besonders im December erreicht er eine so beträchtliche Stärke, daß er noch einmahl so breit als der Rhein an seinen breitesten Stellen erscheint, zu andern Zeiten, besonders nach anhaltend trockener Witterung erscheinen indeß in seiner Mitte überall Sandbänke. Daher seine Mündung nie zugönglich ist, und große Schiffe können wegen der Untiefen und Sandbänke nicht einlaufen; selbst Lanchas nur bey dem höchsten Wasserstande. Er entspringt in der Capitania von Minas Geraës, wo er durch die Vereinigung des Rio Piranga mit dem Ribeirão do Cormo gebildet wird, und den Nahmen Rio Doçe annimmt. Er durchströmt eine bedeutende Fläche Landes, und macht mehrere kleine Caxoriras, von denen drey bald auf einander folgende die Escadinhas heißen. Ein dichter Urwald, der eine große Menge verschiedener Thierarten ernährt, bedeckt die Ufer dieses schönen Stromes, unter ihnen ist die gefleckte Unza — Yaguarélé — und der schwarze Tiger — Yaguarélé noire — die größten und gefährlichsten sind.

Aber weit furchtbarer als diese Raubthiere, und der Schrecken dieser undurchdringlichen Wälder ist der hier lebende Urbewohner, der rohe wilde Botocude. Aus Mangel an Menschen ist diese Gegend noch sehr wenig bevölkert, so daß bis jetzt noch bloß auf dem Flusse eine Communication unterhalten wird. Man

hatte zwar vor wenig Wochen längs des südlichen Ufers herab eine Picade — Waldpfad — eröffnet, allein noch war er lange nicht vollendet, und der Wilden wegen nur mit Bewaffneten zu passiren. Der Staatsminister Conde de Linhares hatte sein Auge vorzüglich auf diese schöne, fruchtbare Gegend gerichtet; er legte neue Militärposten an, und erbaute acht oder zehen Legoas am Flusse aufwärts, die jetzt nach ihm Linhares benannte Povoação, an der Stelle wo ehedem das erste Quartell gewesen war. Er sandte Deserteurs und andere Sträflinge hierher, um die neue Colonie zu bevölkern, und hätte nicht der Tod diesen thätigen Minister zu früh abgerufen, so würde ohne Zweifel diese Ansiedlung sich in kurzer Zeit gehoben haben. Seitdem ist diese Gegend völlig in Vergessenheit gerathen, und kann, wenn nicht kräftigere Maßregeln ergriffen werden, bald völlig verödet seyn.

Wegen dem ungestümen Wind, konnte die Weiterreise erst am 26. December angetreten werden, wo sich die Gesellschaft mit Tages Anbruch in einem langen Canoe einschiffte, das von sechs Soldaten regiert wurde, um den Rio Doce hinauf zu fahren. Es waren zusammen neun Personen, alle wohl bewaffnet. Um bey hohen Wasser aufwärts zu schiffen, werden wenigstens vier Mann erfordert, die mit langen

Stangen — Varas — das Canoe aufwärts schieben. Da sich überall seichte Stellen finden, die in der trockenen Zeit Sandbänke bilden, so ist auf diesen auch selbst bey hohem Wasser immer Grund zu fassen, und man kommt, wenn übrigens alle Umstände glücklich zusammen treffen, des Abends spät nach Linhares. Als es völlig Tag ward, gewährte der in der Morgensonne glänzende weite Spiegel des reissenden Stroms, einen herrlichen Anblick, die fernen Ufer waren so dicht mit finstern Urwäldern bedeckt, daß auf der ganzen weiten Strecke die unsere Reisenden beschifften, auch nicht ein freyes Plätzchen erschien, wo ein Haus hätte stehen können. Zahlreiche, üppig grün mit Urwald bedeckte Inseln verschiedener Größe und Bildung traten aus der Wasserfläche hervor. Jede hat ihren besondern Nahmen; ihre Anzahl soll weiter aufwärts immer zunehmen.

In seinem hohen Stande hat der Rio Doçe ein trübes, gelbes Wasser, das, der allgemeinen Sage nach, sehr leicht Fieber erzeugen soll. Fische leben in Menge darin, selbst der Sägefisch steigt bis weit über Linhares hinauf, und bis in die Lagoa von Juparanán, wo er häufig gefangen wird. Aus den Wäldern schallte das Geschrey einer Menge von Affen hervor. Der prachtvolle Arara — in Europa gewöhnlich Aras genannt, **Psittacus Macao** — den die Reisenden

bis jetzt noch nie wild erblickt, erhob sich mit lauter, rabenartiger Stimme über die stolzen Kronen der hohen Sapucaya-Bäume. Schon von fern erkannte man sie an ihren langen Schweif, und unbeschreiblich schön schimmerte ihr brennend rothes Gefieder im Glanz der heitern Sonne; eine Menge verschiedener Papagey-Arten, strichen in zahlreichen Schwärmen laut schreyend von Ufer zu Ufer, und die große, stattliche Bisam-Ente ließ sich am Ufer im Saume des Waldes auf dem Aste eines Cecropia-Stammes nieder. Auf den Sandbänken — Corroas, saß der Verkehrtschnabel — Rynchops nigra — unbeweglich mit eingezogenem Halse da, und Tucane und do Çurucuá — Trogon viridis — ließen ihren lauten Ruf erschallen. Blos von diesen wilden Thieren, und von den rohen Botocudos, die jedoch jetzt seltener sind, werden die Ufer dieses Stroms bewohnt. Ansiedler gibt es hier beynahe gar nicht, nur an zwey Orten haben einige wenige Menschen, hinlänglich mit Waffen zu ihrer Vertheidigung versehen, sich niedergelassen. Die führen immer eine Flinte bey sich, wenn sie nach ihren Pflanzungen gehen, und diejenigen, die keine Gewehre besitzen, haben wenigstens einen Bodoc um mit Kugeln oder Steinen zu schießen. In den untern Gegenden des Flusses lassen sich

die Botocudos nur von Zeit zu Zeit durchstreifend sehen.

Gegen Mittag erreichte man noch eine kleine von ihrer Gestalt Carapuça — Mütze — benannte Insel, wo die ermüdeten Schiffer ruhten; man fand nun daß es durchaus unmöglich sey Linhares noch an diesem Tage zu erreichen. Als der Abend anbrach, ward an der Ilha de Gambin, wo vor Zeiten die Gouverneure zu übernachten pflegten, wenn sie die Colonie am Rio Doçe besuchten, gelandet. Da der jetzige Gouverneur diese Besuche nicht fortgesetzt, so fanden sie das Gebüsch am Ufer so verwachsen, daß um den Fuß ans Land zusetzen, einer der Jäger mit dem Waldmesser erst Platz hauen mußte. Bald loderte auf einer freyen Stelle, von welcher eine große Eule und eine Bisam-Ente durch die unerwarteten Gäste aufgeschreckt worden, ein großes freundliches Feuer auf, und ruhig schlief die Gesellschaft bis zum Morgen.

Mit grauendem Tage ward die weitere Fahrt angetreten, und bey mehreren Inseln vorbey in einen zwischen der Ilha Comprida und dem nördlichen Ufer des Flusses liegenden Canal hinein gefahren. Hier war nun zwar der Strom nicht so stark, dagegen versperrten viele dürre, umgefallene Stämme und große Aeste die Fahrt. Mannigfaltig und prachtvoll

ſind die hohen Urſtämme die dieſen Canal einfaſſen; verſchiedene Cocosarten, beſonders die ſchlanke Cocos de Palmetto — an andern Orten Jiſſara genannt — mit ihrem hohen dünnen Schafte, und der kleinen glänzend grünen, ſchön gefiederten Krone, zieren dieſe ſchattenreiche Wälder, aus deren dichten Verflechtung ſonderbare Lockſtimmen hervor ſchallten. Unten, hart ober dem Waſſer, blühten einige noch unbekannte Prachtblumen, unter andern ein Convolvulus mit beſonders großer weißer Blüthe und ein bohnenartiges Gewächs aus der Diadelphia mit hochgelber großer Blume, das in dichten gedrängten Guirlanden das Gebüſch durchflocht. Ein ſich ruhig im Schlamme ſonnender Jacarè entfloh vor dem Schall der Ruder. Man erreichte jetzt mehrere Inſeln, auf denen ſchon von Linhares aus Pflanzungen angelegt waren, da man auf dieſen Inſeln allein ganz ſicher vor den Wilden iſt, die keine Canoe's haben, und deshalb nur wo der Fluß wenig Breite und Tiefe hat überſetzen können. Gegen Mittag landete man am nördlichen Ufer von Linhares.

Linhares iſt bis jetzt eine ſehr unbedeutende Anſiedlung. Die Häuſer des Ortes ſind klein, niedrig, mit Cocos- oder Uricanna-Blätter gedeckt, von Lehm und unbeworfen. Eine Kirche exiſtirt hier noch nicht, man lieſt die Meſſe in einem kleinen Hauſe. Auf der

Mitte des von den Häusern gebildeten Quadrates, hat man ein hölzernes Kreuz aufgestellt und zu diesem Endzwecke einen mäßig großen Sapucaya-Baum, der hier gestanden, bloß abgeschnitten und mit einem Querbalken versehen. Die Bewohner haben ihre Pflanzungen theils in dem das Dorf umgebenden Walde, theils auf den Inseln im Flusse angelegt. Herr Tenen te Calmont war jedoch der erste, und bis jetzt der einzige, welcher eine Fazenda und Engenho anlegte. Als er sich hier Linhares gegen über niederlassen wollte, nahm er etwa 30 bis 40 bewaffnete Leute, und ging auf die daselbst in Masse versammelten Botocudos los, die ihm den Platz streitig machen wollten. Einer dieser Wilden wurde getödtet, man sah aber bald, daß man diese bey 150 Bogen starke Horde durch Gewalt allein nicht vertreiben würde, schlug daher einen andern Weg ein, bedrohte sie im Rücken und vertrieb sie auf diese Art mit List. Seit dem haben sie ihn — es ist nun 3 Jahr daß er hier lebte — nicht beunruhigt.

Eben so wie auf seiner Fazenda der fruchtbare Boden, könnten auch hier bey etwas Handel die verschiedenen kostbaren Holzarten benutzt werden, welche diese Wälder in Menge anfüllen. Peroba, ein vortreffliches Schiffsbauholz, wird zwar als ein Regal betrachtet, allein Herr Calmont erhielt die Erlaubniß,

einige große schöne Seecanots davon zu erbauen, die er mit den Producten seiner Fazenda und mehreren andern vortrefflichen Hölzern nach Capitania und andern Orten sendet. Um diese Ansiedelungen im Allgemeinen gegen die Angriffe und Grausamkeiten der Botucudos zu schützen, hat man 8 Destacamente oder Quartelle angelegt, die in verschiedener Richtung in die großen Waldungen vorgeschoben sind, besonders sollen sie die Handelsverbindungen schützen, die seit Kurzem den Fluß aufwärts nach Minas Geraës zu eröffnen versucht worden. Wirklich sind schon von dort herab Soldaten gekommen, die, in hinlänglicher Anzahl, wohl bewaffnet und mit dem Panzerrock — Gibão d'armas, versehen waren. Diese auf allen Quartellen befindlichen Panzerröcke — eine unentbehrliche Bedeckung gegen die kräftigen Pfeilschüsse der Wilden — sind weit, von baumwollenen Zeug und mit mehreren Lagen baumwollener Watte dicht gesteppt, haben einen hohen, stehenden Kragen, der den Hals deckt, kurze Aermel, die den Oberarm schützen, und reichen bis etwa auf die Knie herunter, sind aber wegen ihrer Schwere, besonders in den heißen Tagen sehr lästig. Ein selbst in der Nähe abgeschossener Pfeil dringt nicht leicht in einen solchen Rock ein, und nie bleibt dem kräftigsten Pfeil noch so viel Kraft, den Körper bedeutend zu verwunden. In Ca-

pitanía und andern Orten verfertigt man seidene Panzerröcke, die zwar leichter aber auch weit kostbarer sind.

Von der Fazenda zu Bomjardim hat man in neuern Zeiten nach dem Quartell do Riacho einen Weg angelegt, der bey der Lgoa dos Indios vorbey zieht (im Aprill 1816 wurden auf diesem Weg drey Soldaten von den Botocudos ermordet). Dort befindet sich ein zweytes Detaschement, den man den Nahmen Quartell d'Aguiar gegeben. Hier wohnen einige indische Familien, und acht indische Soldaten versehen den Dienst. Da die civilisirten Indier sehr gut gegen ihre rohen Stammverwandte dienen, so hassen sie die Wilden sehr, und schießen zu erst nach ihnen, weil sie solche für Verräther an ihrem Vaterlande halten. Von Linhares etwas vorwärts in den Wäldern befindet sich das Quartell segundo de Linhares — da man das Dorf Linhares selbst als das erste Quartell rechnet — mit 25 Soldaten; auf der südlichen Seit des Rio Doçe errichtet man von Bomjardim aufwärts 2 Quartelle am Ufer. Das Quartell d'Anadya besteht aus 12 Soldaten und das am weitesten vorgeschobene Quartell von Porto de Souza hat 26 Mann. Zu Linhares sind 8 Panzerröcke, zu Porto de Souza vier, und im Quartell d'Anadya einer, die damit bekleideten Leute müssen bey Gefechten den

ersten Angriff thun. Da der commandirende Officier zu Linhares alle Monath, die ganze Postirung — einen Weg von 60 Legoas — bereisen muß, so hat er einen sehr beschwerlichen Dienst. Der schon lange hierstehende Alferes Cordoſa da Roſa, läßt zur Sicherheit der Bewohner, die Waldungen von den Quartellen aus durchstreifen. Findet man Wilde, so sind zwey schnell auf einander folgende Schüsse das Signal, auf welches alles, was schießen kann hinaus eilet. Oft greifen aber auch die Wilden die Pflanzungen an, und haben auf diese Art schon mehrere Bewohner von Linhares getödtet. Die jetzt zu Linhares Lebenden, sind größtentheils Soldaten mit einem Fähnrich, einem Chirurgen und einem Geistlichen, so wie einige wenige Pflanzer.

Diese Colonie, aus der man leicht einen der wichtigern Plätze an der Ostküste machen könnte, wurde zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen nach dessen Angabe (S. 213) unzweckmäßig und stiefmütterlich behandelt.

Der traurige Krieg, welcher am Rio Doce gegen die Botocudos geführt wird, machte es unmöglich diese merkwürdigen Menschen hier näher kennen zu lernen, da, wenn man solche hier zu sehen bekommt, man sich sogleich auf einen Pfeil gefaßt machen muß. Weiter nördlich aber am Rio

Grande de Belmonte, lebt man mit ihnen in Frieden.

Für den Jagdliebhaber hat Linhares viel Unterhaltung; mit Tages Anbruch kommen die Affen bis in die Nähe der Wohnungen; Papageyen sammeln sich in großen Scharen, und die prachtvollen Araras werden in der kältern Jahrszeit durch gewisse Früchte herbey gelockt. Es wird in solchen selten beunruhigten Wildnissen nicht schwer, am Abend einen ganzen Canoe mit Jagdbeute gefüllt nach Hause zu bringen, nur ist man genöthigt vor den Wilden stets auf der Huth zu seyn. Durch die öftere Uebung sind die Soldaten zu Linhares sehr bekannt mit der Art die Wilden im Walde zu verfolgen, dennoch müssen sie alle gestehen, daß die Botocudos weit bessere Jäger sind, und den Wald weit besser kennen, als sie, daher bey jenen Waldunternehmungen die höchste Vorsicht nöthig. Im Allgemeinen hält man die Mineiros — Bewohner von Minas Geraës für die besten Wilden-Jäger wegen ihrer großen Vertrautheit mit dieser Lebensart und dem kleinem Kriege, und zugleich ein kräftiger herzhafter Schlag von Menschen sind.

Nach beendigtem Geschäfte zu Linhares schifften sich die Reisenden wieder ein, um ihre fernere

Reise weiter nördlich längs der Küste fortzusetzen, und gelangten in vier Stunden bis zur Barre des Rio Doce nach Regencia hinab, eine Fahrt, auf welcher sie aufwärts anderthalb Tage zu gebracht hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sandwich-Inseln. *)

Von A. v. Chamisso.

I.

Entdeckungsgeschichte der Inseln — der König Tameiameia — Kareimoku — Liolio — Hr. Marin — Sagengeschichte der Inseln — Kasteneintheilung — Tabu.

Wir besitzen über die Sandwich-Inseln nur die Berichte flüchtiger Reisenden, welche uns Bilder vorführen, wo wir gründlichere Erkenntniß erwarten,

*) Dieses Bruchstück verdankt man der freundschaftlichen Mittheilung des Hrn. Verfassers der solches der Redaction des in Berlin bey Rücker herauskommenden Journals für die neuesten Land- und Seereisen überlassen, wo es in dem 37sten Band dieses sehr schätzbaren Journales S. 97 abgedruckt ist. Der Redacteur bemerkt dabey, daß Hr. v. Chamisso, welcher auf der, von dem russischen Reichskanzler Grafen Romanzof ausgerüsteten, und von dem Capitän Otto v. Kotzebue befehligten, Brig Rurik als Naturforscher der Expedition die Reise um die

und zu begehren immer mehr gereizt werden. Cook entdeckte diese Inseln, und ein unglücklich begonnener Streit ließ ihn unter den starken und kriegerischen O-Waihern sein Leben beschließen. Die hatten ihn wie einen Gott verehrt, und verehren noch jetzt sein Andenken mit frommem Sinn. Der Handel folgte den Spuren des Entdeckers nach der Nordwestküste von Amerika, und die Sandwich-Inseln, die den dahin fahrenden Schiffen alle Arten Erfrischungen darbothen, erhielten sofort die Wichtigkeit, die ihnen ihr Entdecker beygelegt. Durch Vancouver wurden wir einheimischer auf denselben. Ein großer Mann, den wir schon bey Cook als Jüngling kennen gelernt,

Welt mitmachte, seine Bemerkungen und Ansichten in dem dritten Theile der in kurzem (bey den Gebr. Hoffmann in Weimar) vom Hrn. v. Kotzebue herauszugebenden Reisebeschreibung niederlegen wird, und damit seine wissenschaftlichen Untersuchungen über die Völker und Sprachen malayischen Stammes, die Geographie der Carolineninseln, die der Polarregion u. s. w. verbinden. Die Collection d'Estampes, représentant un grand nombre de Portraits des Souvages d'Amérique, d'Asie, d'Afrique et des Iles du grand Océan, welche Hr. Choris, der Zeichner der Expedition, in Lieferungen in Paris herausgibt (in Berlin bey Dümmler in Comm.) könnte, wie Herr Sp. hinzufügt, gewissermaßen als der Atlas zu dieser Reise betrachtet werden.

hatte auf O-Waihi die Zügel der Macht ergriffen, und strebte nach der Alleinherrschaft der ganzen Gruppe. Tameiameia versicherte sich des Schutzes von Großbritannien, indem er in die Hände seines Freundes Vancouver selbstständig, freywillig und feyerlich dem König George huldigte. Die späteren Reisenden, bis auf Lisiansky, von den auf den Sandwich-Inseln angesiedelten Europäern unterrichtet, erweiterten unsere Kenntniß derselben, und berichteten uns den Verlauf der Geschichte.

Gewinnsüchtige Abenteurer schürten unterdessen geschäftig den Krieg, die Waffen, womit sie bezahlten, in Preis zu erhalten. Tameiameia vollführte die Eroberung aller Inseln, und der König von Atuei (der im Westen abgesonderten Gruppe) erboth sich freywillig, sich dem zu unterwerfen, dem er nicht widerstehen konnte. Er wurde zwar zur Empörung, unter der Flagge der russisch-amerikanischen Compagnie verleitet, aber er bereuete sogleich sein Vergehn, und huldigte seinem Lehnsherrn auf's Neue (1817).

Tameiameia, durch die Lage seines Reiches und das Sandelholz, das es hervorbringt, begünstigt, hat große Reichthümer gesammelt. — Er kauft mit barem Gelde Geschütz und Schiffe, baut selbst kleinere Fahrzeuge, die, wenn er das Kupfer sie zu be-

schlagen erspart, auf das Land gezogen, unter Schuppen zu Titatua-Karakakua und andern Orten (der Insel O-Waihi) verwahrt werden. Er schickt seine Schiffe aus, halb mit Europäern, halb mit Eingebornen bemannt, und hat sogar versucht, was ihm jedoch noch nicht geglückt ist, seiner Flagge Eingang in Canton zu verschaffen. Er wählt mit großer Menschenkenntniß unter den Europäern, die ihm ihre Dienste anbothen, ist aber gegen die, die er braucht, mit Lehnen und Gehalten freygebig. Er ist großgesinnt, und er bleibt bey der Belehrung, die er von den Fremden annimmt, dem Geiste seines Volkes und den väterlichen Sitten treu.

Aber nach dem Tode des alten Helden wird sein durch Gewalt begründetes und zusammengehaltenes Reich, dessen Theilung bereits entschieden und vorbereitet ist, in sich zerfallen.

Kareimoku, sonst Naja genannt (Bill-Pitt der Engländer), aus dem königlichen Geblüt auf Mauwi entsprossen, ward, nach der Eroberung dieser Insel noch ein Knabe, von Tameiameia verschont, liebreich behandelt und auferzogen. Er hat ihm Liebe, Güter, Macht geschenkt, und ihn zu einer Größe erhoben, die kaum der eigenen weicht. Er hat das Recht, über Leben und Tod zu sprechen, in seine Hände niedergelegt. Er hat ihn stets treu befunden.

Kareimoku, Statthalter von O-Waihi und Herr der Festung von Hanaruru auf dieser, ihres Hafens wegen, wichtigsten der Inseln, ist dieselbe an sich zu reißen gerüstet, und kauft für eigene Rechnung Geschütz und Schiffe. Mit ihm ist einverstanden und in enger Freundschaft verbunden, Teimotu, der, aus dem Königsstamme von O-Waihi und ein Bruder der Königinn Kahumanu, die Insel Mauwi zu seinem Antheil erhält. Der König von Otuei wird, unabhängig, sein angeborenes Reich behaupten, und der natürliche Reichserbe, der schwache geistlose Liolio (Prince of Wales der Engländer), Enkel des letzten Königs von O-Waihi, Sohn von Tameiameia und der Königinn Kahumanu, vor dem sein Vater nur entblößt erscheinen darf, wird auf die Erbinsel O-Waihi beschränkt. Kein Ausländer, so viel ihrer auch unter den mächtigsten Häuptlingen und Reichsvasallen gezählt werden, kann irgend einen Anspruch machen, über die Eingeborenen zu herrschen.

Bey diesen bevorstehenden Staatsumwälzungen werden die Sandwich-Inseln bleiben, was sie sind: der Freyhafen und Stapelplatz aller Seefahrer dieser Meere. Sollte irgend einer fremden Macht Besitz von denselben zu nehmen gelüsten, so würde es nicht, die Unternehmung zu vereiteln, der eifersüchtigen Wachsamkeit der Amerikaner bedürfen, welche sich

den Handel dieser Meere fast ausschließlich angeeignet, und nicht des Schutzes Englands. Die Eroberung könnte zwar gelingen; — das Fort im Hintergrund des Hafens von Hanaruru, welches Herr Young ohne Sachkenntniß angelegt, ein bloßes Viereck von trockenem Mauerwerk, ohne Basteyen oder Thürme und ohne Graben, entspricht nicht der doppelten Absicht des Herrschers, sich gegen äußern Angriff und innern Feind zu verwahren. Das Fort müßte, wo es steht, regelmäßig gebaut seyn, und es sollte eine Batterie auf dem äußersten Rande des Riffes den Eingang des Hafens vertheidigen. Bey dem Vorrath an Geschütz und Waffen, sind die Eingeborenen im Artilleriedienst wie in unserer Kriegeskunst noch unerfahren. Ein erster Ueberfall könnte entschieden zu haben scheinen. Aber die Sieger hätten nur die Erde zu ihrem eigenen Grabe erobert. — Dieses Volk unterwirft sich Fremden nicht, und es ist zu stark, zu zahlreich und zu kriegerisch, um schnell, wie die Eingebornen der Marianen-Inseln, ausgerottet zu werden.

Dieses ist die geschichtliche Lage der Sandwich-Inseln. Was im Missionary register für 1818 S. 52 behauptet wird, daß ein Sohn von Tamori, König von Atuei, welcher jetzt in der Schule der auswärtigen Missionen zu Cornwall in Connecticut,

Nordamerika, nebſt andern O-Weihern erzogen wird, der natürliche Erbe aller Sandwich-Inſeln ſey, verräth eine unbegreifliche Unkunde. Noch ſind keine Miſſionarien auf die Sandwich-Inſeln gekommen, und hätten auch bey dieſem ſinnlichen Volke ſich nur wenig Erfolg zu verſprechen. Das Chriſtenthum kann auf den Inſeln des öſtlichen Polyneſius nur auf dem Umſturz alles Beſtehenden ſich begründen. Wir bezweifeln die Ereigniſſe auf O-Taheiti nicht, aber wir begreifen ſie auch nicht, und Herr Marin, der dieſe Inſel früher beſucht, berichtete uns, was uns ſehr anſchaulich war, daß die Eingeborenen meiſt nur die Miſſionarien beſuchten, um ſich nachher an der Nachahmung ihrer Sitten und Gebräuche zu ergötzen. Wir verdanken den Mittheilungen von William Mariner und dem rühmlichen Fleiß des Dr. John Martin den ſchätzbarſten Beytrag zur Kenntniß Polyneſiens in dem befriedigenden Account of the natives of the Tonga islands. London 1818. Dieſes wichtige Werk war zur Zeit unſerer Reiſe nicht vorhanden, und deſto dringender das Bedürfniß eines ähnlichen über die O-Waiher.

Die Begierde, die Sagen und Geſchichte, die gemeine und liturgiſche Sprache, die Religion und Gebräuche, die geſellige Ordnung und den Geiſt dieſes Volkes gründlich zu ſtudieren, ſo wie die Sehn-

sucht, auf den Höhen von O-Waihi der Geschichte der Pflanzen und ihrer Wanderungen nachzuforschen, veranlaßten, bey unserm ersten Besuch auf den Sandwich-Inseln, den Naturforscher der Expedition, sich zu erbiethen, auf denselben, bis zur Rückkehr des Kuriks dahin, zu verweilen. — Diese Idee, die ohnehin die obwaltenden politischen Verhältnisse vereitelt hätten, ward mit den Zwecken der Expedition unvereinbar gefunden. Es ist unter dem großgesinnten Tameiameia und mit Beyhülfe der in seinem Reiche angesiedelten Europäer, deren Erfahrung und Wissen dem gelehrten Forscher zu großem Vorsprung gereichen würden, jetzt an der Zeit, dieses Werk zu unternehmen, und was die O-Waihier noch von sich selber wissen, der Schrift anzuvertrauen, denn, wo Monumente und Schrift fehlen, verändern sich unter fremder Einwirkung die Sprachen, die Sagen verschallen, die Sitten gleichen sich aus, und der Europäer wird einst auf den Sandwich-Inseln nur anerzogene Europäer finden, die ihre Herkunft und Väter vergessen haben.

Herr Marin, ein Spanier, scheint unter allen dort ansässigen Europäern die umfassendste Kenntniß des Volkes von O-Waihi zu besitzen. Er hat es in vielfacher Beziehung studiert und seine Erfahrungen auf andern Inseln der Südsee, von O-

Taheiti bis auf die Pelew-Inseln, zu vergleichen und zu bereichern, auf verschiedenen Reisen Gelegenheit gehabt. Herr Marin hatte mehreres niedergeschrieben; wir bedauern mit ihm den Verlust seiner Manuscripte. Er hatte uns bey unserm ersten Aufenthalt zu Hanaruru versprochen, etliche Fragen, die wir ihm vorgelegt, schriftlich zu beantworten, und uns bey unserer Rückkehr seine Aufsätze zu übergeben. Aber wir wurden in der Hoffnung, zu der er uns berechtigt, getäuscht. Er hatte die Zeit zu dieser Arbeit nicht erübrigt, und war während unsers zweyten Aufenthalts, für die im Hafen liegenden Schiffe dergestalt beschäftigt, daß wir kaum in flüchtigen Momenten seines lehrreichen Gesprächs genießen konnten. —

Herr Marin beklagte den neulich erfolgten Tod eines Greises von O-Waihi, welcher in den alten Sagen seines Volkes besonders bewandert war, und mit dem bereits ein Theil der überlieferten Geschichte verklungen seyn mag. Die alten Sagen werden sehr verschieden erzählt. Es hat eine Fluth gegeben, bey welcher bloß der Gipfel von Mauna-roa aus den Wellen hervorgeragt hat. Die Menschen haben sich auf denselben gerettet. Es hat noch vor dieser Fluth eine andere Weltumwälzung gegeben, bey welcher die Erde 40 Tage

lang verdunkelt gewesen ist. — Es sind ehemahls Fremde (ihr Nahme wird genannt) auf einem Boot auf die Sandwich-Inseln angelangt. Herr Marin hat eine Sage auf O-Taheiti vernommen, nach welcher Seefahrer dieser Insel, die zur See verloren gegangen, eben die sind, die auf die Sandwich-Inseln verschlagen worden.

Die Verhältnisse einer geselligen Ordnung, die auf keinem geschriebenen Rechte und Gesetze, sondern, mächtiger als die Gewalt, auf Glaube und Herkommen beruhen, können auf verschiedentliche Weise angesehen und gedeutet werden. Herr Marin nimmt im Volke von O-Waihi vier Kasten an: de Sangre real (königliches Blut) die Fürsten; de hidalguia, den Adel; de Gente media, den Mittelstand (der bey weitem die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht), und de baxa plebe, das niedere Volk, ein verachtetes Geschlecht, welches nicht zahlreich ist. Sonst war jeder Weiße gleich dem Adel geachtet, jetzt hängt sein Verhältniß von seiner Persönlichkeit ab.

Man könnte das Wort hieri, jeri, e-rik, ariki oder hariki (Chief, Chef, Häuptling) am besten durch Herr übersetzen. Der König ist hieri ei moku, der Herr der Insel oder Inseln. Jeder mächtige Fürst oder Häuptling ist hieri nue, gro-

ßer Herr, und ſo werden ohne Unterſchied Tameiameia, Kareimoku, Haulhanne (Herr Young) u. a. genannt. Dem Herrn der Inſel gehört das Land. Die Herren beſitzen die Erde nur als Lehn; die Lehne ſind erblich aber unveräußerlich; ſie fallen dem Könige wieder zu. Mächtigere Herren mögen wohl ſich empören und was ſie beſitzen vertheidigen. Das Recht des Stärkern macht den Herrn der Inſel aus. Die großen Herren führen unter ſich ihre Fehden mit den Waffen. Dieſe kleinen Kriege, die ehemahls häufig waren, ſcheinen ſeit 1798 aufgehört zu haben. Der Herr führet im Kriege ſeine Mannen an; kein Unedler kann ein Lehn beſitzen und Mannen anführen; er kann nur Verwalter des Gutes ſeyn. Die die Erde bauen ſind Pächter oder Bauern der Lehnsbeſitzer, oder unmittelbar des Königs. Von allem Boden wird dem Könige Tribut bezahlt. Ueber die verſchiedenen Inſeln und Gebiethe ſind vornehme Häuptlinge als Statthalter geſetzt. Das Volk ſteht faſt in der Willkühr der Herren, aber Sclaven oder Leibeigene (Glebae adscripti) gibt es nicht. — Der Bauer und der Knecht ziehen und wandern, wie es ihnen gefällt. Der Mann iſt frey, getödtet kann er werden, nicht aber verkauft und nicht gehalten. Herren oder Adelige ohne Land dienen Mächtigeren. Der Herr der Inſel unterhält ihrer viele und ſeine

Ruderer sind ausschließlich aus dieser Kaste. — Es versteht sich, daß die Kasten dergestalt geschieden sind, daß kein Uebergang aus der einen in die andere möglich ist. Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, ist keiner. — Das Weib wird nicht des Standes ihres Mannes theilhaftig. Der Stand der Kinder wird nach gewissen sehr bestimmten Gesetzen, vorzüglich durch den der Mutter, aber auch durch den des Vaters bestimmt. Eine Edle, die einen Mann aus dem niedern Volke heirathet, verliert ihren Stand erst dadurch, daß sie ihm Kinder gebiert, in welchem Fall sie mit ihren Kindern in die Kaste ihres Mannes übergeht. Nicht die Erstgeburt, sondern, bey der Vielweiberey, die edlere Geburt von Mutterseite bestimmt das Erbrecht. Die Ungleichheit des Adels und der verschiedene Grad des Tabu oder der Weihe, die jedem vornehmeren Häuptling nach seiner Geburt und ohne Rücksicht auf seine Macht zukommt, sind uns nicht hinlänglich erklärt. Der Vorgänger Tameiameia's auf O-Waihi war dergestalt Tabu, daß er nicht bey Tage gesehen werden durfte. Er zeigte sich nur in der Nacht, und wer ihn bey Tageslicht zufällig erblickt hätte, hätte sofort Todes sterben müssen. Heiliges Geboth, dessen Vollstreckung nichts zu hemmen vermag. Die menschlichen Opfer, welche her-

kömmlich beym Tode der Könige, Fürsten und vornehmen Häuptlinge geschlachtet und mit deren Leichen bestattet werden sollen, sind aus der niedrigsten Kaste. In gewissen Familien dieser Kaste erbt nach bestimmten Gesetzen das Schicksal, mit den verschiedenen Gliedern dieser oder jener vornehmen Familie zu sterben, so daß von der Geburt an verhängt ist, bey wessen Tod einer geopfert werden soll. Die Schlachtopfer wissen ihre Bestimmung und ihr Loos scheint nichts Abschreckendes für sie zu haben. Der fortschreitende Zeitgeist hat diese Sitte bereits verjährt, welcher kaum noch bey dem Tode des allerhöchsten Hauptes nachgelebet werden dürfte. — Als nach dem Ableben der Mutter von Kahumanu sich drey Schlachtopfer von selbst meldeten, ihr Verhängniß zu erfüllen, ließ Kareimoku solches nicht geschehen, und es floß kein menschliches Blut. — Indeß finden noch Menschenopfer Statt, die man aber mit Unrecht den O-Waihiern zum Vorwurf machen würde: sie opfern die Verbrecher ihren Göttern. Die Sitte Menschenfleisch zu essen, hatte lange vor Cooks Tode aufgehört; die letzten geschichtlichen Spuren davon lassen sich auf der Insel O-Waha nachweisen.

2.

Götzendienst — der Tabupori — Gesetze des Tabu — Körperbildung der Bewohner — Tatuiren — Moden — Waffenspiele — Tänze — Handel.

Jeder vornehme Häuptling hat seine eigenen Götter Akua, deren Idole in allen seinen Morai wiederhoht sind. Mehrere haben andere. Der Cultus dieser Idole scheint mehr vornehmer Prunk als Religion zu seyn. Das Volk muß dieser Bilder entbehren, und macht verschiedene Geschöpfe, Vögel, Hühner u. a. zum Gegenstand seines Cultus. Vielgestaltet ist auf den Sandwich-Inseln der Aberglaube. Wir wohnten, als Gäste Kareimokus, der Feyer eines Tabupori bey, die von einem Sonnenuntergang bis zu dem Sonnenaufgang des dritten Tages währte. Man kennt die Art Heiligkeit, die jeder, wer Antheil an diesem Verkehr mit den Göttern nimmt, während der Zeit seiner Dauer bekommt: sollte er ein Weib nur zufälligerweise berühren, so müßte dieß sofort getödtet werden. Sollte er ein Weiberhaus betreten, so müßte es sofort den Flammen übergeben werden. Wir erwarteten bey diesen Gebethen und Opfern einigen Ernst, und uns befremdete die profane Stimmung, die herrschend war, der unehrbare Scherz, der mit den Bildern getrie-

ben wurde, und die Schwänke, in die man uns während der heiligen Handlungen zu ziehen sich ergötzte.

Alle hemmende Gesetze des Tabu *) bestehen übrigens in ungebrochener Kraft. Wir sahen selbst um unser Schiff die Leiche eines Weibes schwimmen, die, weil sie in der Trunkenheit das Speisehaus ihres Mannes betreten, getödtet worden war. Es sollen jedoch die Weiber, wo sie unbelauscht sich wissen, die häufigen, sie betreffenden Verbothe zu übertreten, keinen Anstand nehmen. Der Verkehr mit den Europäern hat bis jetzt auf die gesellige Ordnung,

*) Man kennt sie aus den Reisebeschreibungen (Cook, Vancouver, Turnbull, Lisiansky u a. m.). Zu einer Familie gehören nothwendig drey Häuser. Das Speisehaus der Männer ist den Frauen verbothen (tabu), das Wohnhaus ist das gemeinschaftliche; das Haus der Frauen ist unserm Geschlechte nicht versperrt, aber ein anständiger Mann geht nicht hinein. Jedes Geschlecht muß seine Speisen selbst und bey besonderem Feuer bereiten. Auf Schiffen ist das Verboth (tabu) weniger streng. Beyde Geschlechter dürfen sich nicht in das Fleisch desselben Thieres theilen. Das Schweinefleisch (nicht das Hundefleisch, welches aber nicht minder geschätzt wird) und das Schildkrötenfleisch, wie auch etliche Arten Früchte, Cocos, Bananen u. a. m., sind den Weibern untersagt (tabu). Die männlichen Bedienten der Frauen sind in vielen Hinsichten denselben Beschränkungen unterworfen, wie sie u. s. w.

die Art und Weise dieses Volkes äußerlich wenig eingewirkt. Nur die Laster, die Künste der Verderbtheit, die in diesen kindergleichen Menschen empörend sind, haben wir in ihnen auszubilden beygetragen.

Ein Vorfall, welcher sich gegen das Jahr 1807 ereignete, wird von dem Gerüchte verschiedentlich erzählt. Wir folgen dem Berichte des Herrn Marin.

Ein Neffe des Königs ward in den Armen der Königinn Kahumanu angetroffen. Er selbst entsprang, sein Gewand aber blieb zurück und verrieth ihn. Er ward ungefähr drey Tage nach der That von den Großen des Reiches ergriffen und strangulirt. Ein Soldat der Wache meldete dem Könige zugleich die Strafe und das Verbrechen. Es war so in der Ordnung. Tameiameia bedauerte den armen Jüngling und weinte Thränen um ihn.

Wir haben die O-Waihier im Vergleich mit unsern Freunden auf Radack eigennützig, unzierlich und unreinlich gefunden. Sie haben im Verkehr mit Fremden, von denen sie Vortheil ziehen wollen, die natürliche Gastfreundschaft verlernt. Ihr großes mimisches Talent und die Gewohnheit macht es ihnen leicht sich mit uns zu verständigen. Sie sind ein ungleich kräftigeres Volk als die Bewohner von Radack. Daraus entspringt größeres Selbstvertrauen und rücksichtslosere Fröhlichkeit. Besonders sind die Häupt-

linge von dem schönsten, stärksten Körperbau. Die Frauen sind schön, aber ohne Reitz. Frühere Reisende haben bemerkt, daß auf den Sandwichs-Inseln natürliche Mißbildungen häufiger sind, als auf den übrigen Inseln des östlichen Polynesiens. Wir haben auf O-Waihi verschiedene Buckliche, einen Blödsinnigen und mehrere Menschen einer Familie mit sechs Fingern an den Händen gesehen.

Die O-Waihier sind wenig und unregelmäßig tatuirt. — Es ist merkwürdig, daß jetzt diese volksthümlichen Verzierungen nach ausländischen Mustern gebildet werden. — Ziegen, Flinten, auch wohl Buchstaben, Nahme und Geburtsort, werden häufig längs dem Arme tatuirt. Die Männer scheeren sich den Bart und verschneiden ihr Haar in die Gestalt eines Helmes, dessen Kamm öfters blond oder weißlich gebeitzt wird. Die Frauen tragen es kurz geschoren und nur um die Seiten einen Rand längerer, mit ungelöschtem Kalk weißgebrannter, borstenartig aufstarrender Haare. Oft wird auch mitten auf der Stirn eine feine Locke ausgespart, die violet gebeitzt und nach hinten gekämmt wird. Den Europäern zu gefallen, lassen etliche ihr Haar wachsen und binden es hinten in einen Zopf, wie er im Jahr 1800 im preußischen Heere vorschriftsmäßig war. Die O-Waihier sind im Allgemeinen ihrer volksthümli-

[illegible] Tracht, wie ihrer Lebensart, weislich getreu ge-[illegible]. — Ihre Fürsten erscheinen nur uns zu Eh-[illegible] in seinen englischen Kleidern aufs sauberste an-[illegible], und ahmen mit Anstand unsere Sitten nach; sie sind sonst daheim vaterländisch gekleidet, und nur ihr fremder Gast wird auf Porcellan und Silber be-[illegible]. Die Mode herrscht auch auf O-Waihi mit wechselnden Launen, besonders über die Frauen. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmen tragen, steigt alsbald außerordentlich im Werth. Alle tragen jetzt Spiegel und Pfeifenkopf an einem europäischen Tuch um den Hals gebunden. Die Europäer gehen europäisch gekleidet, und entblößen sich vor denen nicht, deren Rang diese Ehrfurchts-Bezeugung sonst heischt.

Viele O-Waihier verstehen etwas Englisch; keiner aber ist der Sprache vollkommen mächtig, selbst die nicht, die auf amerikanischen Schiffen gereist sind, wie es sehr viele gethan. Die Buchstaben hat wohl keiner erlernt *). Es sind unsere Schiffe, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wir sahen mit Bewunderung zu Titatua Kinder mit einer Gerte Schiffe in den Sand des Strandes zeichnen; Zwey-

*) Tameiameia versteht Englisch ohne es zu reden; Liolio hat zwey Zeilen auf Englisch schreiben gelernt, worin er sich eine Flasche Rhum von dem Schiffs-Capitän ausbittet.

und Dreymaſter waren in dem richtigſten Ebenmaß, und mit den geringfügigſten Kleinigkeiten der Takelage verſehen. Die O-Waihier bauen indeß ihre Boote nach alter Weiſe, einfache und doppelte. Größere Doppelkanots des Königs, welche die Verbindung der verſchiedenen Inſeln zu unterhalten dienen, ſind nach europäiſcher Art aufgetakelt worden. Man muß nicht mit Zimmermann (ſ. ſein Auſtralien) die Boote des öſtlichen Polyneſiens (Freundſchafts-, Sandwich-Inſeln u. ſ. w.), die gerudert werden, und nur vor dem Winde mit Segeln gehen, mit den kunſtreichen Fahrzeugen der Iſulaner der erſten Provinz (den Ladronen u. ſ. w.), welche bey allen Winden die Segel brauchen, verwechſeln. Die erſteren ſind uns aus Cook und den neueren Reiſenden, die letzteren aus Dampier, Anſon u. a. hinlänglich bekannt.

Wie an der Schifffahrt, haben die kriegeriſchen O-Waihier an ihren Waffen, an ihren Wurfſpießen, Luſt. Sie erfreuen ſich an Waffenſpielen, die nicht ohne Gefahr ſind, und üben ſich ſchon als Knaben, den Wurfſpieß zu werfen. Das Lieblingsſpiel der Kinder und Jünglinge, mit kurzen leichten Rohrhalmen, womit der Wind ſpielt, ſicher nach einem wandernden Ziele in die Wette zu werfen, ſcheint auf dieſe Waffe zu deuten. Sie haben wenige andere Spiele; das eigene Bretſpiel, welches ſich bey ihnen vorge-

funden hat, wird jetzt von unserm europäischen Damenspiel verdrängt. —

Poesie, Musik und Tanz, die auf den Südseeinseln noch Hand in Hand in ihrem ursprünglichen Bunde einhertreten, das Leben der Menschen zu verschönern, verdienen vorzüglich beachtet zu werden. Das Schauspiel der Hurra, die Festtänze der O-Waihier, hat uns mit Bewunderung erfüllt.

Die Worte verherrlichen meistens, wie Pindarische Oden, den Ruhm irgend eines Fürsten. Unsere Kenntniß der Sprache reicht nicht hin, ihre Poesie zu beurtheilen. Der Gesang ist an sich einförmig. Er mißt mit den ihn begleitenden Trommelschlägen die Wendungen des Tanzes ab, trägt gleichsam auf seinen Wellen eine höhere Harmonie. Im wandelnden Tanze entfaltet sich nach diesem Takt die menschliche Gestalt aufs Herrlichste, sich im Fortfluß leichter ungezwungener Bewegung in allen naturgemäßen und schönen Stellungen darstellend. Wir glauben, die sich verwandelnde Antike zu sehen. Die Füße tragen nur den Tänzer. Er schreitet gelassen einher; sein Körper bewegt sich, seine Arme, alle seine Muskeln regen sich, sein Antlitz ist belebt. Wir schauen ihm, wie dem Mimen, in das Auge, wenn uns seine Kunst hinreißt. Die Trommelschläger sitzen im Hintergrunde; die Tänzer stehen vor ihnen in einer oder meh-

reren Reihen, alle mischen ihre Stimmen im Chor. Der Gesang hebt langsam und leise an und wird allmählig und gleichmäßig beschleunigt und verstärkt, indem die Tänzer vorschreiten und sich ihr Spiel belebt. — Alle führen dieselben Bewegungen aus. Es ist, als stände derselbe Tänzer mehrere Mahle wiederhohlt vor uns.

Diese Festspiele berauschen die O-Wahier mit Freude. Ihre gewöhnlichen Lieder werden, in demselben Sinn, stehend oder sitzend getanzt. Sie sind von sehr verschiedenem Charakter, stets aber mit anmuthigen Bewegungen des Körpers und der Arme begleitet. Welche Schule eröffnet sich hier dem Künstler, welcher Genuß bietet sich dem Kunstfreunde dar! — Diese schöne Kunst, die einzige dieser Insulaner, ist die Blüthe ihres Lebens, welches den Sinnen und der Lust angehört.

Sie leben ohne Zeitrechnung in der Gegenwart, und ein bejahrtes Weib weiß von ihrem Alter bloß, daß sie über die erste Zeit des Genusses, über zwölf Jahre hinaus gelebt hat.

Die O-Waihier werden in die Beschuldigung mit einbegriffen, die unsere Seefahrer den Insulanern der Südsee überhaupt machen, dem Diebstahl ergeben zu seyn. Daß wir in diese Klage mit einzustimmen keine Veranlassung hatten, ist wohl bloß

der uns bewachenden Vorsorge Tameiameia's zuzuschreiben, der uneigennützig und hochgesinnt die Nachfolger Vancouvers in uns ehrte. Hier angesiedelte Europäer geben der Ehrlichkeit der Eingebornen ein ehrenvolles Zeugniß. Sie lassen ihre Thüren und Boden unbesorgt unverschlossen. Diese Menschen erlauben sich nur den Diebstahl gegen die reichen Fremden auf den gutbeladenen Schiffen. Wie sollte nicht unser Ueberfluß an Eisen, diesem köstlichen Metall, die Begierde der Insulaner der Südsee reitzen?

Der Handel dieses Meerbeckens soll gegen zweyhundert nordamerikanische Schiffe beschäftigen, welche Zahl uns jedoch zu stark angenommen scheint. Die Hauptmomente desselben sind der Schleichhandel der spanischen Küste beyder Amerikas, welcher spanischer Seits von den Mönchen getrieben wird, der Pelzhandel der Nordwestküste, die Ausfuhr der in den russisch-amerikanischen Factoreyen sich ansammelnden Pelzwerke; das Sandelholz der Sandwich-, Fidji- und andern Inseln. — Das Feld ist den kühnsten Unternehmungen eröffnet. Man versucht, man verfolgt neue Entdeckungen. Wir erinnern an das Schiff, welches nach Mackenzie's Nachrichten sich gegen das Jahr 1780 im Eismeer gezeigt; man nimmt Aleuten oder Kadjacken zum Jagen der Seeotter auf der Californischen Küste mit u. s. w. —

Canton ist der gemeinsame Markt; Hana-ruru ein Freyhafen und Stapelplatz. Der Capitän steht meist den Handelsgeschäften vor, und es sind keine der Zwistigkeiten zu befürchten, die zwischen Capitän und Sobre-cargo häufig vorfallen, wo diese Aemter getrennt sind.

Im fahrvollen Handel der Nordwestküste herrscht beyderseits keine Treue, und man hat gegen die Waffen, die man verkauft, auf seiner Huth zu seyn. — Benachbarte Völkerschaften sind häufig im Kriege begriffen. Man unterhandelt mit dem Anführer der einen, und liefert ihm seinen Feind, dessen man sich durch List oder Gewalt zu bemächtigen sucht, gegen ein angemessenes Blutgeld aus. Man lockt Häuptlinge an Bord, entführt sie, und gibt sie gegen ein Lösegald wieder frey u. s. w. Auch sollen Menschen die man auf der südlicheren Küste kauft, vortheilhaften Absatz auf der nördlicheren finden. Wir haben des Menschenraubes auf den Südsee-Inseln in unserem Aufsatz über Guajan erwähnt. Es war kein Amerikaner, der auf einer Insel längs der Küste von Californien alle männlichen Einwohner zusammentreiben und niedermachen ließ. Der Capitän Door (mit der Jenny aus Boston) legte im Jahre 1809 auf Guajan an, nachdem er Sandelholz auf den Fidji-Inseln geladen hatte, und rühmte gegen Don

Luis de Torres die gaſtfreye, freundliche Aufnahme, die er unter den Eingebornen gefunden. Er machte im Jahre 1812 dieſelbe Reiſe mit einem andern Schiffe und erzählte, bey ſeiner Rückkehr dem Don Luis de Torres, wie er dieſes Mahl feindlich empfangen worden ſey und einen Maſter und vier Matroſen verloren habe. Die Eingebornen hatten ihm geſagt: daß ſie in der Folge der Zeiten die Weißen kennen gelernt, und fürder keinem Gnade wiederfahren zu laſſen, beſchloſſen. (Ueber die Fidji-Inſeln ſiehe Mariner's Tonga.)

Man lieſet auf dem Begräbnißplatz der Europäer nahe bey Hana-ruru dieſe einfache Grabſchrift des Herrn Davis:

The remains
of
Mr. Jsaac Davis
who died at this
Island April 1810
aged 52 years.

Wir haben, als wir zuletzt von Hana-ruru abſegelten, Herrn Young ſehr Alters ſchwach zurückgelaſſen. — Beyde Freunde, deren Nahmen vereint in der Geſchichte dieſer Inſeln eine lange Zeit geglänzt hat, werden beyſammen ruhen. — Die Kinder des Herrn Young werden, obgleich Erben ſeiner Güter, ſich ohne Anſehen unter dem Volke verlieren, weil ſie von keiner edlen Mutter geboren ſind.

Geist der Zeit.

August 1821.

Beyträge zur militärischen Landesbeschreibung von Bosnien.

Von französischen Officiers, auf Befehl Napoleons entworfen, in den Jahren 1806, 1808 und 1810.

(Eingesandt.)

I.

Beobachtungen, im Jahr 1806 gesammelt, bey einer auf Befehl des General Marmont unternommenen Dienstreise nach Bosnien *).

Gebirge.

Zwey ausgezeichnete Gebirgsketten scheiden Dalmatien von Bosnien.

*) Da in dem französischen Manusc. mehrere Ortsnahmen nach der französischen Aussprache geschrieben, und in

Die erste ist jene, an deren Fuß die Kerka und Cettina nebst einigen Gewässern ihres Gebiethes entspringen, ihr höchster Punct ist die Kuppe Prolog unweit Sign; die sich gegen Süden von Imoschi ausdehnend die Ebene von Livno von Dalmatien trennt, und sich nordöstlich von Gliubuschi mit jener Gebirgskette verbindet, welche das Narenta (Naretva) Thal oberhalb Mostar bildet.

Diese Gebirgskette hat im Allgemeinen die Beschaffenheit der Gebirge Dalmatiens.

Die zweyte Gebirgskette läuft fast parallel mit der ersten. Sie ist viel breiter, ohne eben viel höher zu seyn, begränzt nordöstlich eine fünfzehn Stun-

Bezug auf die Rechtschreibung der Ortschaften die brauchbaren Karten von diesen Gegenden oft von einander abweichen, so ist bey diesen und den folgenden Memoires nachstehende Karte zum Grund gelegt worden: Carta delle Provincie Illiriche co'loro diversi stabilimenti e con una parte degli stati limitrofi. Compilata per ordine Superiore nel deposito della guerra del regno d'Italia nell' anno MDCCCXIII. Außerdem, daß diese Karte (auch unter dem Nahmen Carte d'administrative bekannt), von diesem Theile Bosniens die genaueste und richtigste ist, gewähret dieselbe noch den Vortheil, daß dieser angrenzende Theil der türkischen Provinzen, nach den Bereisungen und Memoiren der französischen Officiers entworfen ist, wie die der Karte beygefügte Beschreibung selbst angibt. A. d. Rd.

den lange, drey bis vier Stunden breite Ebene, in welcher sich die Städte Livno, Glamoch nebst zahlreichen Ortschaften befinden; trennt das Flußgebieth der Narenta von jenem der Bosna und Drino, und bildet, indem sie sich mit dem Haemus verbindet, südlich einen Gürtel um Bosnien, der die natürliche Gränze dieser Provinz bestimmt.

Dieses Gebirge hat in jenem Theile, welcher die Ebene von Livno begrenzt, noch die natürliche Beschaffenheit der Dalmatiner-Gebirge. Auf der Crete zeigt sich der Fels nackt, die Lehnen sind unfruchtbar, und das auf dem Gipfel befindliche Plateau hat nur wenig vegetabilisches Erdreich, welches sich durch die Länge der Zeit zwischen den hervorragenden Felsenklippen gesammelt. Die auf diesem Gebirge entspringenden Flüsse und Bäche kommen schon ganz gebildet aus dem Schoß der Erde, und verlieren sich wieder in Schlünde; auf der ganzen Strecke befindet sich kein einziges, gerade vom Gebirg herabfallendes Thal oder Gewässer.

So wie man weiter gegen Nordost vorgeht, vergrößert sich die auf dem Gebirge liegende Erdschicht; zwischen Livno und Schuitza finden sich Huthweiden. Zwischen Schuitza und Kupreß ist es schon ein regelmäßiges Erdgebirge, dessen dem Winde abgewandte Seite strichweise bebaut ist, das übrige aber

eine unabsehbare Hathweide bildet. Oberhalb Kupreß erhebt sich eine Felsenkette von geringer Höhe, deren Crete schroff und ganz nackt ist. Die Abfälle gegen Bosnien sind mit einem fortlaufenden Walde bedeckt, in welchem eine tiefe Erdschicht eine sehr thätige Vegetation unterhält. Zahlreiche Gewässer entspringen an diesen Abfällen, vereinigen sich in der Verbas, Bosna und Drino und ergießen sich mit ihnen in die Save. Obgleich nur die Thalgründe bebaut sind, so bestehen dennoch alle Abfälle aus erdigen, der Cultur fähigem Gebirge. Gegen die Save zu, werden diese Abfälle immer niedriger, dennoch aber hat die Ebene der Save wenig Breite; der ganze Boden von Bosnien nördlich von Travnik und Serajevo ist größtentheils noch mit Wald bedeckt.

Die Hauptkette, welche oben als die zweyte bemerkt wurde, und die man zum Unterschied von der ersten, die Gebirgskette von Kupreß nennen könnte, erhebt sich in ihrem Laufe gegen Osten. Das Ivan-Gebirge, obschon noch ganz mit Wald und Weideplätzen bedeckt, ist viel höher als der Suriaga bey Kupreß, und von dessen Gipfel sieht man noch höhere Felsenketten, die sich wahrscheinlich am höchsten Puncte, am Ursprung der Narenta und Drino vereinigen.

Die Abfälle südlich von Nevesigne und Gacko

(Gazkow auch Gascia) gegen Mostar und Stolacz, haben die den Dalmatiner Gebirgen eigenthümlichen Beschaffenheiten. In dieser Gegend scheint diese Kette, so wie jene bey Kupreß und Livno, die Zone der fruchtbaren oder waldigen Gebirge, von der unfruchtbaren oder dem Stein (Karst)-Gebirge abzusondern, wo in der ersteren die Gewässer sich nach und nach bilden, während der in letztern sie bereits ganz gebildet aus der Erde hervorkommen.

Die das Thal der Rama, Dresnicza und einige andere Zuflüsse der Narenta begrenzenden Bergreihen, scheinen noch zu dem Waldgebirge zu gehören; so wie das Gebirge, welches sich zwischen Gliubuschi und Mostar gegen den Mostarko Blato ausdehnt, diese Gebirgsgattung zuschließen, und den unfruchtbaren Steingebirgen zu zugehören scheint.

Jene Berge, welche längst dem linken Narentaufer gegen Mostar und weiter hinauf gegen Cogniza (Konicz) laufen — der Lipeta, Vrabach — gehören ihrer Natur nach zu den Steingebirgen.

Von der Buna, die sich drey Stunden weit von Mostar in die Narenta ergießt, bis Trebigne und Ragusa, zwischen dem Meere und dem Gebirgsrücken, welcher in Südwesten das Narenta-Thal bey Nevesigne begrenzet, biethet das Terrain dem Auge nichts als eine Steinmasse dar, wo fast überall die Felsen

ganz nackt zu Tage stehen, und nur hier und da kleine Sträucher hervorkommen, die den Ziegen eine sparsame Nahrung gewähren.

Eine Art wasserloser Thäler, oder vielmehr Kessel, Wirkungen jener Erderschütterungen, wovon in diesem Striche Landes überall Spuren anzutreffen sind; unterbrechen fast in paralleler Richtung mit den großen Gebirgsketten dieses Terrain, und erzeugen bey den durch sie führenden Communicationen jene Sinuositäten, jenes Steigen und Fallen, welches die Ursache ihrer Beschwerlichkeit ist.

Gleich den Oasis in der Wüste liegen auf diesem Terrain einige Kessel, in welche von den angrenzenden Gebirgswänden das Erdreich herabgeschwemmt worden; sie sind um so besser behaut, je kostbarer und seltener in dem Karstgebirge das Erdreich ist. Dahin gehört das kleine Brigava-Thal bey Stolacz, die kleine Ebene von Lyubinye (?) und das Popovo Polje — Piano di Popova —, dessen unterer Theil durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Baches Trebiza — (Trebinstizza) — befruchtet wird.

Communicationen.

Mehrere Wege führen von Knin, Sign, Imoschi und andern Ortschaften Dalmatiens in den Kes-

fel von Livno. Aus diesem gehen mehrere Wege quer über den Hauptrücken nach verschiedenen Ortschaften Bosniens, an die Verbas, nach Fonicza und Serajevo; von denen einige, besonders jener so von Davno gerade nach Serajevo in 24 Stunden führt, weniger gebirgig und minder beschwerlich seyn sollen, als jener über Kupreß. Indessen ist doch, vielleicht aus Mangel an Unterkunft auf jenem, und der Lage der Wirthshäuser und Wohnplätze auf diesem, der Weg über Kupreß der einzige, welcher von Karavanen, und selbst von einzelnen Reisenden genommen wird. Die Communicationen von Glamoch, Kvno und Davno vereinigen sich in dem kleinen Thale von Sviffa (Schuitza), und aus dieser Gegend passirt alles über Kupreß.

Von Vergoraz und verschiedenen Puncten der Seeküste führen Wege nach Gliubuschi, Mostar und Stolacz und noch andern Orten in der Herzegowina, theils über das Gebirge, theils längs der Narenta aufwärts.

Von Ragusa gehen zwey Wege in 24 Stunden, der eine nach Nevesigne, der andere nach Mostar. Beyde führen nach Cogniza, wo sie sich vereinigen und dann weiter über das Ivan-Gebirge gehen.

Andere Wege führen von Mostar, Nevesigne und Gasco nach Serajevo ohne Cogniza zu berüh-

ren. Der eine läuft aufwärts am rechten Narentaufer und läßt Cogniza rechts, die andern zwey führen über Ulog zu den Quellen der Narenta selbst und sollen kürzer und bequemer seyn, als der gewöhnliche Weg.

Die nähmlichen Gründe, welche oben dem Weg über Kupreß von der Seite von Livno den Vorzug gegeben, verschaffen auch hier solchen der Straße über Cogniza, so daß Kupreß und Cogniza die besuchtesten Oerter sind, und als die Haupt-Debouchés aus Dalmatien nach Bosnien angesehen werden müssen.

Die Straße über Kupreß hat, was die Gebirge betrifft, wenig Beschwerlichkeiten, besonders wenn man die vordere Bergkette auf dem Wege von Imoschi nach Davno übersetzt, der viel besser als alle übrigen, und in seinem gegenwärtigen Zustand, zur Noth selbst fahrbar ist. In Bezug auf Lebens- und Hülfsmittel zum Fortkommen, findet man auf dieser Route alle Unterstützung, und man darf wirklich annehmen, daß wenn man einige Wege, ein Paar Stunden weit, etwas breiter macht, ein Heer auf derselben alle nur zu wünschenden Bequemlichkeiten zum Vorrücken finden würde. Ueber Kupreß hinaus sind die Gebirge ganz offen, und man trifft kein einziges Defilée mehr an. Jenseits des Ge-

birges ist zwar das Thal, in welches man gelangt, an einigen Orten enge; allein die dasselbe bildenden Gebirgslehnen sind ganz erdig, und leicht zu ersteigen. Auch bietet das Thal keine Stellung dar, worin eine geringe Zahl Truppen eine Armee aufhalten könnte.

Die zweyte Straße über Cognizа bietet allen Orten Schwierigkeiten dar, von welchem Puncte man sich immer nur dahin begeben mag. Man hat eine Kette hoher, beschwerlicher Berge zu passiren: Dörfer und Wohnplätze finden sich selten, noch seltener Lebensmittel. Den Landesbewohnern würde es leicht seyn, ihr Vieh und Pferde in den Steinklippen zu verbergen, und die Uebergänge über Flüsse und zahlreiche Defiléen ihnen Mittel an die Hand geben, den Eingang in ihr Land einem vorrückenden Feind zu verwehren.

Die Route über Kupreß könnte mit wenig Kosten in geringer Zeit fahrbar gemacht werden; jene über Cognizа nur mit vielem Zeit- und Geldaufwand.

Auf beyden Wegen verschwinden die großen Hindernisse, so wie man den Hauptgebirgsrücken übersetzt hat.

Beſchaffenheit dieſer Communicationen.

Da im ganzen Lande die Warenverſendungen mittelſt Tragthiere geſchehen, ſo folgt von ſelbſt daraus, daß alle Wege, mehr oder weniger vernachläſſiget ſeyn; und da bey dieſer Art des Transportes wenig daran liegt, das Steigen oder Fallen der Wege zu vermeiden, ſo folgen dieſe durchgehends der geradeſten und kürzeſten Richtung.

In dem eigentlichen Bosnien iſt der Weg von dem Haupttrücken von Kupreß anzufangen, bis zum Fuße des Ivan-Gebirges faſt überall fahrbar. Das an moraſtigen Stellen gelegte Pflaſter, wäre eines der größten Hinderniſſe, deſſen man ſich entledigen müßte, um ihn durchaus für Wägen brauchbar zu machen. Dieſes wird nähmlich aus großen Steinen gebildet, die ohne alle Ordnung zuſammen gefügt, und 7 bis 8 Zoll über das Niveau des übrigen Weges erhoben ſind. Dieſes Pflaſter iſt für Fußgänger ſehr beſchwerlich, hat nicht die Breite unſers gewöhnlichen Wagengleiſes, und an ſeinem Rand keinen Raum zum Ausweichen. Faſt überall wo es beſteht, müßte es entweder verbreitet, oder ganz ausgehoben werden.

Erſt in den letzten Kriegen Oeſterreichs mit der

Pforte, hat ein Pascha den Weg von Serajevo nach Travnik im Wagen zurückgelegt. Man hatte in dem letzten Platze Kanonen gegossen, die dann weiter ins Savethal geschafft wurden. Es mögen daher die Wege im Innern der Provinz wie nur immer beschaffen seyn, so muß man die Transports-Beschwerlichkeiten als gehoben betrachten, sobald man zu Travnik oder Serajevo angekommen ist. Nichts desto weniger würden, da diese Wege alle unbeschottert sind, gewöhnlich in Thälern forslaufen, und oft kothige, niedrige Strecken passiren, Artilleriezüge nur mit mehr oder weniger Anstrengung, besonders bey nasser Jahreszeit, durchkommen.

In der ganzen Herzogewina, mit Ausnahme des Kessels von Livno, einiger Gegenden an der Narenta und vielleicht auch an ihren Zuflüssen, gibt es bloß Saumwege, welche vermöge der Natur des Bodens nur mit großem Zeitaufwand und vielen Schwierigkeiten fahrbar gemacht werden könnten.

Der Sage nach findet man, wenn man von Imoschi nach Davno geht, Spuren einer Römerstraße; von Davno kömmt man nach Mostar theils über eine Ebene, theils über bewachsene Bergrücken, auf welchen selbst der ungeschickteste Reiter nicht vom Pferd zu steigen braucht. Man könnte vermuthen, daß jene Römerstraße diese Richtung von Davno —

dem alten Delminium — nach Mostar gehabt habe, wenn nicht die große Höhe des Bogens an der Brücke bey letzterer Stadt zweifeln ließe, daß sie jemahls von den Römern zur Passage des Fuhrwerkes bestimmt gewesen sey.

Feste Plätze.

Man zählt in Bosnien gegen vierzig gut oder schlecht befestigte Plätze, deren Commandanten — Capitains — diese Charge vermöge Erbrecht ausüben. Einige haben bloß eine unterassirte Mauer zur Einfassung, die durch Thürme flankirt wird; einige haben auch gar keine Thürme. Einige sind auf Felsen gebaute Schlösser. Alle sind mehr oder weniger, gut oder schlecht erhalten, nach dem Gefallen oder Geschmack ihrer Commandanten. Livno und Stolacz sind an der Gränze Dalmatiens die einzigen, welche einige Rücksicht verdienen.

Livno liegt am Abhange der Gebirgskette, welche die dortige Plaine nordöstlich begränzt. Die Einfassungsmauer wird von Distanz zu Distanz durch Thürme flankirt, und schließt sich unmittelbar an einen schroffen Felsen, der die Stadt beherrscht. Auf dem Gipfel dieses, wieder durch größere Höhen beherrschten Felsens, befinden sich drey große Thürme, auf denen die Türken fleißig Wache halten.

Man gelangt ohne Schwierigkeiten bis in die Vorstadt, von welcher einige Häuser die Stadtmauer berühren, während die andern bereits in der Ebene liegen.

Es ist wahrscheinlich, daß dieser Platz, bey einem Angriff mit Geschütz nur sehr wenig Widerstand leisten würde. Seine Bevölkerung kann auf 3000 Seelen geschätzt werden *).

Livno hat den Vortheil, daß es in der Mitte des umgebenden Kessels und an der Passage von Sign über den Prolog nach Kupreß liegt; allein da es durch eine Gebirgsgegend von vier Stunden Länge, von dem kleinen Kessel von Sviſſa geschieden wird, in welchem die Wege von Glamoch und Davno, als die einzigen im Fall einer Invasion brauchbaren zusammentreffen, so könnte man solches ohne große Gefahr im Rücken liegen lassen.

Kupreß. Die sogenannte Festung Kupreß, die gleich den andern ihren eigenen erblichen Capitain hat, besteht in einer viereckigen, mitten zwischen den Häusern des Dorfes gelegenen Einfassung, und gleicht vielmehr einem alten Wirthschaftshof als einer Festung; ungeachtet des Thurmes so den Weg

*) Die oben erwähnte Charte bemerkt bey Livno 4000 Einwohner, von denen 4/5 Türken, die übrigen Christen sind. Hassel gibt ihr 1200 Häuser. A. d. Rd.

bestreicht. Eine Pallisadirung ersetzt jenen Theil der Mauer, der vor ein paar Jahren eingestürzt war. *)

Ackhißar (Prusacz). Das Schloß von Ackhißar, dessen Einfassungsmauer und Gebäude Ruinen zu seyn scheinen, liegt auf einen schroffen Felsen, und nahe genug an dem Debouché des Kastels, welchen der Weg von Kupreß durchläuft, um zu nöthigen, daß man es entweder maskiren oder nehmen muß. Die Häuser des Dorfes nähern sich seinen Mauern sehr.

Stolacz. Das auf einem, an drey Seiten steilen Felsen gelegene Schloß Stolacz, besteht aus mehreren viereckigen Thürmen, die durch eine starke Mauer verbunden sind. Der dermahlige Capitain, ein reicher und für einen Türken unterrichteter Mann, widmet einen Theil seines Vermögens der Unterhaltung dieser Festung. Ihre Enceinte scheint an sich schon stark zu seyn. Die Schwierigkeit Geschütz zum Angriff herbey zu schaffen, bildet außerdem ihre stärkste Vertheidigung. Ihr Besitz macht zum Meister des Brigava-Thales, des Ueberganges über diesen Fluß, so wie des geraden Weges, so von Ragusa nach Mostar führt. Man kann sie aber ausweichen, wenn man den Weg über Trebigne nach Mostar einschlägt. **)

*) Auf der Charte, 500 Einwohner. A. d Rd.

**) Die Charte bemerkt 500 Wohnungen. A. d. Rd.

Gliubigne. Die Feste Gliubigne ist ein mit Mauern umgebener viereckiger Platz, dessen Mauern mit Schießscharten versehen und weder dick noch auch terrassirt zu seyn scheint. Sie liegt in der Ebene 2 bis 300 Klafter vom Dorfe entfernt, am Fuße einer Anhöhe, deren Lehne die Festung beherrscht, und mag 5 bis 600 Klafter im Umfange haben. Es wäre dieses ein sehr guter Posten, wenn man ihn nicht durch Gebirgsgeschütz öffnen könnte, da man kein anderes Geschütz zum Angriff dahin bringen kann.*)

Zwornik soll wie man sagt, der festeste Platz in ganz Bosnien seyn. **)

Außer jenen von den Türken Festungen benannten Oertern, finden sich noch bey jeder Stadt, wie zu Serajevo, Travnik und Mostar alte Stadtmauern, oder einfache Thürme, die zu Zeughäusern und Munitions-Depots dienen.

Travnik. Obschon Travnik eine vertheidigungslose Stadt ist, so verdient sie dennoch als Sitz

*) Nach der Charte hat der Ort 450 Häuser. A. d. Rd.

**) Die erwähnte Charte gibt darüber folgende Auskunft: Ein wichtiger Platz mit zwey Schlössern und vielen Geschütz. Eine starke mit 7 Thürmen flankirte Mauer verbindet die Feste mit dem Orte. Die Einwohner sind die muthigsten in Bosnien. Nach Hassel hat der Ort 4300 Häuser, und 14000 Einwohner, die einen lebhaften Handel treiben.

der Regierung und gewöhnliche Residenz des Statthalters hier einiger Erwähnung.

Diese Stadt kann 6 bis 7000 Seelen zählen, und wenn der Statthalter anwesend 3 bis 4000 mehr. *)

Sie liegt an dem Lashva, zum Theil im Thale, zum Theil am Abhange der Hügel, die das Thal begränzen. Baumgärten und Begräbnißplätze nehmen die besten Stellen selbst mitten in der Stadt ein, und theilen sie in verschiedene Quartiere die das Ansehen von 3 bis 4 verbundenen Dörfern haben. Alle Häuser sind von Holz, ein Stockwerk hoch, und mit Schindeln gedeckt. Die Häuser der Reichen haben kaum die Eleganz der Wohnungen reicher Bauern des civilisirten Europa's; selbst der Pallast des Pascha und die davon abhängenden Gebäude sind nach der Landessitte gebaut, und gleichen mehr guten Hütten oder Lagerbaraquen, als der stehenden Residenz des Vicekönigs einer so großen Provinz **)

*) Außer dem dürfte als Festung Banjaluka noch zu bemerken seyn, daß von sechs Bastionen vertheidiget wird, die mit Mauerwerk bekleidet von einem lebendigen Wassergraben umgeben, und hinlänglich mit Geschütz versehen sind. Der Ort selbst hat 1000 türkische und 200 griechische Wohnungen, und 15000 Einwohner. Carte d'administrative A. d. Rd.

**) Unter den Befehlen des Pascha's von Bosnien steht das Königreich Bosnien, die Provinz -- Sand-

Wie schon erwähnt, wurden ehedem zu Travnik Kanonen gegossen; das Geschäft wurde unter freyen Himmel oder unter den noch vorhandenen Schupfen verrichtet, aber von Oefen ist keine Spur mehr vorhanden.

Gegenwärtig befindet sich in dem Thurm zu Travnik eine bedeutende Werkstätte, worin Munition erzeugt wird. Ich habe davon eine große Anzahl Kisten auf Pferde laden, und in das Lager an der Drina abführen sehen.

Clima.

Dießseits des Hauptrückens von Kupreß nähert sich der Kessel von Livno und der übrige Theil der Herzegowina mehr oder weniger der Temperatur der an sie grenzenden Theile Dalmatiens und Albaniens.

Jenseits dieses Rückens ist das Clima ganz verschieden; des Sommers feucht und regnerisch; des Winters trocken und kalt. Gewöhnlich fällt häufiger Schnee, und zu Travnik findet man in allen Zimmern Oefen.

schaksch Hersak -- Herzegowina, das osmanische Dalmatien, das osmanische Croatien -- Sandschaksch Bielogrod. Man rechnet den Flächenraum von Bosnien gegen 730 □ Meilen. Das Land steht seit der Schlacht von Mohacs 1525 unter türkischer Bothmäßigkeit. A. d. Rd.

Landesproducte.

Bosnien erzeugt Korn, Gerste, Mais, Hirse, Haiden, Melonen und Früchte aller Art. Zahlreiche Schafheerden, Hornvieh und Pferde irren auf den Huthweiden umher. Eine große Menge Vieh und Früchte werden ausgeführt, stets sind die nothwendigsten Lebensmittel zu den wohlfeilsten Preisen, und die Ausfuhr wird sogleich streng verbothen, sobald sie etwas theurer werden. Fleisch und Brot sind gewöhnlich zu 2 — 4 Para *) das Pfund — zu 16 Unzen — nach Verschiedenheit der Jahreszeit und Localität.

Da alle Gebirge mit Waldung bewachsen, so sind die Thäler sehr gut bewässert, und scheinen durchaus fruchtbar zu seyn. Einige Gegenden der Herzegowina, besonders Mostar und seine Umgegend bringen Wein und Oliven hervor, dagegen aber wenig Getreide; die dortigen Weine werden nach Serajevo verführt, und dort gegen Körner vertauscht.

Die Ebenen von Nevesigne, Gasco und Popovo, so wie einige zwischen den Felsen zerstreute bebaute Kessel bringen Frucht hervor, sind aber für den Weinstock zu kalt, oder zu feucht; dagegen bieten die

*) 2 kr. 1 pf. — 4 kr. 2 pf. C. M. A. d. Rd.

Ebene von Livno und die Anhöhen Bosniens eine Menge Oerter dar, wo derselbe ohne Zweifel gedeihen müßte, hätte nicht die türkische Regierung dessen Anbau untersagt. *)

*) Ueberhaupt eignet sich der waldreiche Boden mehr für die Viehzucht als den Ackerbau. Unter die fruchtbaren Ebenen gehören vorzüglich das Feld Dobrinsko am Barbanjafluß, das Feld Pago Verowino, Kupres, Crahowo, Glubina und das Chprowiezathal. Ein Haupthinderniß des Ackerbaues sind die starken Abgaben an die Türken, die vier Garben von zehen vom Ertrage ausmachen. Obwohl viel Vieh nach den kais. östr. Staaten ausgeführt wird, so könnte dennoch die Viehzucht viel besser betrieben werden. Ostrowicza und Vacup haben einen starken Verkehr mit Schlachtvieh, desgleichen die Districte Kruppa, Dubicza, Gradisca, Banyaluka, Dervent, Doboy, Maglay, Teschain, Glamocs, Kupres und Gradasacz. Ziegen und Schafe finden sich besonders in den Gegenden Ostrowacz, Kruppa, Petrowacz, Kupres, Groß-Tuzla und Glamocs. Borstenvieh wird längs der Sava und Drina gezogen, und in den Districten von Dubicza, Gradisca, Derbent, Doboy, Maglay, Teschain, Kozaracz, Groß-Tuzla und Gradasacz. Die Pferdezucht liegt fast ganz darnieder. Die besten befinden sich in den ganz von den Türken bewohnten, und daher sehr unwirthbaren District Klucs und dann in Glamocs. Sie sind stark, und können große Lasten tragen.

Getreidebau wird in den Districten von Gradasacz, Petrowacz und Groß-Tuzla getrieben. Die Gegenden von Bihacs und Dubicza an der Unna, Gradisca, Predor, Jaicza und Gradasacz sind

Cultur.

Obschon der Ackerbau nichts weniger als blühend, so ist er doch überhaupt genommen auf gleicher Höhe mit einigen Provinzen Frankreichs. Mit wenig Ausnahme sind die Türken die einzigen Grundbesitzer, obschon in den Gesetzen den Unterthanen Grundeigenthum erlaubt ist. Man zählt ungefähr eben so viele Höfe oder kleine Dorfschaften, als es Güter gibt. Gewöhnlich liegt die Wohnung des Herrn in der Mitte des Gutes zwischen den Hütten der Bauern, die auf diese Art vereint, ein Dorf bilden.

Die Bauern bearbeiten die Gründe als Meyer. Der Grundeigenthümer nimmt für sich $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$ ja sogar nur $\frac{1}{7}$ der Fechsung, nach Maßgabe des Samens, des Viehes, des Ackergeräthes und ähnlicher Vorschüsse, je nachdem die Beschaffenheit des Bodens, und der Betrag der dem Meyer zur Last fallenden Contribution ist. Ueberhaupt würde der Zustand des Bauers selbst glücklich zu nennen seyn, wenn er nicht von Seiten seines Grundherrn Erpressungen zu befürchten hätte, die für seine Ehre, seine Person, und seinen Beutel gleich gefährlich sind.

fruchtbar an türkischen Weitzen. Flachs und Toback werden bey und um Zwornik erbaut. A. d. Rd.

Bevölkerung.

Man schätzt die Bevölkerung auf 7—800,000 Seelen, wovon 300,000 Türken und 500,000 christliche und jüdische Unterthanen sind. Die Griechen machen allein zwey Drittheile der Unterthanenzahl aus. Dort wie überall geben sich die Juden mit dem Handel ab, und leben fast alle in Städten. Die Christen beyder Glaubensbekannten bewohnen die Dörfer, und bauen das Feld; einige treiben Handel *), oder mechanische Handwerke in den Städten.

*) Da sich die Industrie nur auf einige wenige Fabricate von Leder, grobem Tuch, wollenen Decken und anderen wollenen Zeugen beschränkt; so werden meistens nur rohe Producte ausgeführt. Nähmlich: Schafwolle, Geißhaar, Wildhäute, Rauchwaren, Holz nnd Holzwaren, Tobackpfeifen, Honig und Wachs, Färberwaren, wollene Decken, einige türkische Kleidungsstücke; Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Truthühner und gedörrte Fische.

Eingeführt werden: Leinwand, Tuch und Castmir, Seidenzeug, Baumwollenwaren, Posamentier- und Glaswaren, Spiegel, Flachs, Stahlwaren, Papier, Zinn-, Bley-, Kupfer- und Eisenwaren, Queckfilber und Arsenik, Alaun, Brasilienholz, Salz, Zucker und Kaffeh, Gewürze, Indigo, Vitriol; Medicinalwaren; Schießgewehre und Pulver.

Die vorzüglichsten Handelsplätze sind: Bosna

Die Türken leben beysammen in den Städten und Flecken, wodurch sie ein großes Uebergewicht über die übrige Population erhalten, die auf dem Lande wohnt. Einige von ihnen leben auch auf dem Lande. Jene, welchen das Glück ein arbeitsloses Leben versagt hat, sind ohne Unterschied Kaufleute, Handwerker oder Bauersleute.

Religion.

In Bosnien werden, die griechischen, römischen und jüdischen Glaubensverwandten geduldet. Die Juden errichten ihre Synagogen wo sie wollen; die Griechen und Katholiken aber dürfen keine Kirchen haben, und verrichten ihren Gottesdienst im freyen Felde, wo die Priester unter dem Obdache eines belaubten Baumes, ihre tragbaren Altäre errichten. Gleichwohl haben die Griechen in Serajevo eine Kirche, welche mit Ausnahme einiger Klosterkirchen, die einzige im ganzen Paschalik ist.

Seraj oder Serajevo, Zwornik, Banyaluka, Dervent und Gradisca. Sie treiben zugleich einen beträchtlichen Transitohandel mit macedonischer Baumwolle, roher Seide, Kaffeh, Oliven und Baumöhl, Reiß, Saffran, Cibeben und Feigen, Auripigment, Varan- Hirsch- und Gemshäuten.

Eine Kugelgießerey befindet sich zu Kamengrad, zu Jaicsa eine Salpetersiederey, und Pulvermühlen zu Bihacs, Ostrovacs und Banyaluka, wo das beste Pulver verfertigt wird. A d. Rd.

In dem eigentlichen Bosnien bestehen zwey christliche und drey lateinische Klöster, deren Mönche im ganzen Lande zerstreut sind, und die Pfarreyen versehen. Erstere sind zu Banyaluka und Dervent, die letzteren zu Fonicza, Eresevo — Kreshevo — und Sutynska an der Trstianicza.

Die Griechen sind verhältnißmäßig zahlreicher in der Hersegowina, als sonst irgendwo. Sie haben dort 12 Klöster und einen Bischof zu Mostar, der im Jahre 1805 vom Kaiser Alexander mit kostbaren Meßkleidern und Kirchenzierathen beschenkt worden.

Auflagen.

Von den gesetzmäßigen Auflagen, werden einige zu Gunsten des Hofes, und andere zum Vortheil des Paschas erhoben.

Unter die ersten gehören:

1. Die Kopfsteuer zu 3 Piaster auf den Kopf im ganzen Paschalik, ohne Unterschied der Person und des Vermögens der Unterthanen.
2. Die Zollgebühr, welche bey Ausfuhr des Viehes, und bey der Einfuhr einiger Waren, besonders des Zuckers und des Kaffeh's erhoben wird.
3. Die jährlichen Abgaben, welche von gewissen Spahiliks nach Verhältniß der dazu gehörigen Gründe entrichtet werden.

4. Eine Auflage von 4 Para für jedes Stück Vieh. Diese ist erst kürzlich von der Pforte und gegenwärtig (1806) zum ersten Mahle unter vielen Murren erhoben worden.

Die Behebung der ersten dieser Auflagen wird allemahl dem Pascha anvertraut, welcher der Pforte den ihm festgesetzten Betrag übersendet, und, da die Zahl der Einwohner geringer angesetzet ist, als sie in der That beträgt, gewöhnlich hierbey einen Vortheil ziehet.

Der Ertrag der andern Steuern, wird in die Casse eines Beamten abgeführt, der von der Pforte hierzu auf Lebenszeit ernannt wird, diese Steuern im Lande einsammelt und Tefterdar heißt. Dieser übergibt dem Zahlmeister der Janitscharen, die zur Bezahlung des jährlichen Soldes nöthige Summe, und verrechnet das Uebrige der Pforte, welcher er, — der Sage nach — jährlich 150—200 Beutel übersendet.

Die zum Besten des Pascha's zu erhebenden Abgaben bestehen in einer Geld- und Naturallieferung, die in jedem Gebieth von dem Grundeigenthümer entrichtet wird.

Die zufälligen Einkünfte des Paschas bestehen in Geldstrafen, die zu seinen Gunsten in Civil- und Kriminalfällen erkannt werden, in dem Ueberschuß

der Kopfsteuer, und endlich in jenen persönlichen Zuflüssen, die sich jeder zu verschaffen weiß. Außerdem werden noch in jeder Stadt, und in jedem Gebiethe, die nothwendigen Summen zu Bestreitung der Localausgaben, der Polizey, des Unterhalts des Pascha's und seiner Beamten, wenn sie reisen, der Bequartierung und des Unterhalts des Kriegsvolkes während einem Marsche, der Postpferde, und einer Menge anderer Gegenstände dieser Art eingetrieben.*)

Politische Lage Bosniens.

Bosnien und die Herzegowina bilden ein Paschalik, das in 48 Bezirke oder Gebiethe untergetheilet ist.

Der Hauptort jedes Bezirks ist der Sitz eines Cadi und eines Militär-Commandanten.

Alle diese Commandanten, welchen Titel oder persönlichen Rang sie immer haben mögen, Aga's,

*) Man rechnet die Einkünfte des Landes zu 5 bis 6 Millionen Piaster davon kaum 2 Millionen nach Constantinopel gesendet werden.

Ein Piaster ist zwar eigentlich 1 fl. C. M., allein durch die Verschlimmernng der Münze ist jetzt sein Gehalt so gering, daß der innere Werth nur etwa 49 kr. C. M. Er zerfällt in 40 Parahs oder 120 Asper. Bey größern Summen rechnet man nach Beuteln zu 500 Piaster. A. d. Rd.

Bey's oder Paſcha's von 2 Roßſchweifen, werden von dem Vezir von Bosnien, bey ſeiner Ankunft in dem Paſchalik entweder beſtätiget oder abgeſetzt. Vierzig- bis fünfzigtauſend im ganzen Lande zerſtreute Janitſcharen, und einige tauſend Spahis, deren Anzahl ich aber nie erfahren konnte, bilden die Militärmacht der Provinz. Die mehr oder weniger zahlreichen Haustruppen des Vizirs — jenachdem der Rang oder das perſönliche Vermögen deſſelben beſchaffen, aber gewöhnlich aus 3 bis 4000 Mann beſtehend — bilden jedoch in der That die einzige Truppe, über die er verfügen kann, oder ſich ihrer nach ſeinem Willen bedienen.

Das öftere Abwechſeln der Paſchen, welches ſeit vier bis fünf Jahren in dieſer Provinz erfolgt iſt, ſchien ihr Anſehen geſchwächt zu haben, und die Erpreſſungen denen ſich die neuangekommenen überließen, um die für ihre Stelle bezahlten Summen wieder zu erhalten, bevor noch ihr Nachfolger ankäme, erregten die Unzufriedenheit aller Claſſen. In einigen Diſtricten gelang es dem Volke, ſich dieſem Druck zu entziehen, indem es den Ehrgeiz einiger mächtigen Männer begünſtigte, die die Kühnheit hatten, die Obergewalt an ſich zu reißen, und glücklich genug waren, ſich gegen alle Anſtrengungen der Paſchen darin zu erhalten.

So wußte in der Herſegowina — wo man überhaupt nur ungern gehorcht —, der Commandant von Moſtar ſich unabhängig zu machen, und durch mehrere Jahre einen vortheilhaften Krieg gegen die Paſcha's zu führen.

Die Stadt Serajevo von 60 bis 80,000 Einwohnern, welche in ihren Mauern faſt 20,000 Janitſcharen zählt, (weil faſt alle männliche Bewohner dazu gehören,) bildet gegenwärtig nachdem ſie mehrere Jahre hindurch von drey ſich Anſehen und Einfluß erworbenen Männern beherrſcht worden, eine Art von Republik ohne Oberhaupt und ohne feſtgeſetzte Regierungsform; wo Niemand befiehlt, aber auch Niemand gehorcht, jedoch alle ſich dahin vereinigen, das Anſehen des Paſcha's nicht anzuerkennen, der es kaum wagt, in dem Gebiethe dieſer Stadt, Befehle zu ertheilen.

Um dieſe Rebellen zum Gehorſam zu bringen, mußte der Vezir ſeine Zuflucht zu der Landesmiliz nehmen; aber man kennt den Widerwillen der Türken ſich gegen ihre Mitbürger zu Gunſten der geſetzlichen Gewalt zu bewaffnen. Da übrigens dieſe Gattung Rebellen, alles was ſie dem Großherrn zu leiſten ſchuldig ſind, ſowohl an Geld als an Leuten, mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit erfüllen; ſo ſieht die Pforte in ihnen gewöhnlich bloß Feinde des

[illegible]

Zustand der Unterthanen.

Seit der Insurrection der Serbier, ist die Lage der Christen besonders der des griechischen Ritus, beträchtlich drückender geworden. Schon vor dieser Epoche als Ungläubige durch Erniedrigungen und Mißhandlungen herabgesetzt; gezwungen vor einem Türken der ihnen begegnet, vom Pferde zu steigen; ohne Waffen mitten unter einem allezeit bewaffneten Volke lebend; bey der geringsten Veranlassung der

[illegible]

[illegible] der Religion zu den [illegible]

[illegible] mit ihren [illegible] gegen [illegible] werden sollte. die Türken ihre Vertheidigungsanstalten dadurch [illegible] sie alle mehr zu machen.

Die Juden sind weniger im Verdacht, weil ihre Nation nirgends herrschend ist. Noch immer sprechen die [illegible] Juden mit Schrecken von der Gefahr, in welche sie vor einigen Jahren durch die [illegible] versetzt wurden, als diese die Türken überredeten, daß der Kaiser Napoleon von jüdischer Religion sey.

Alle die ich getroffen, sowohl Christen als Juden, schienen mir durchgehends von der tiefsten Abneigung gegen die Türken beseelt zu seyn, und mich mit eben so großen Vergnügen und Wohlwollen bey ihnen zu sehen, als die Türken mir davon das Gegentheil bezeigten. *)

*) Ueberhaupt haßt jeder Türke die Christen. Obwohl ich von dem Pascha in Travnik während meiner

Zustand der Türken.

Die Türken in Bosnien, sind von großen, starken, kräftigen Körperbau, und scheinen alle Eigenschaften zu besitzen, die eine kriegerische Nation charakterisiren. Da sie, selbst im Innern ihrer Wohnungen stets mit langen Messern und Pistolen bewaffnet umhergehen, sich keine Stunde Weges von ihren Häusern entfernen, ohne ihre Flinte mit zu nehmen; so sind alle, mehr oder weniger mit dem Gebrauch der Waffen bekannt.

Die Vornehmen besonders, da sie von Jugend auf an Pferde gewöhnt sind, und keine andere Unterhaltung als Reiten und Jagen kennen, sind fast durchgehends vortreffliche Reiter. Bey ihren Spielen, bey ihren Festen stellen sie mit einem Stock, alle Uebungen des Säbels vor, und sorgfältig werden die

Sendung mit der größten Auszeichnung behandelt wurde, obwohl alle türkische Beamte angewiesen waren mich zu schützen, so war ich doch überall der Gegenstand der Volksverwünschung; so oft ich, selbst in Travnik, ohne meine Wache ausging, ward ich von den Weibern geschmäht und von den Kindern mit Steinwürfen mißhandelt. Tausendmahl habe ich von Leuten aus den untersten Classen, den heißen Wunsch äußern gehört, „mir den Kopf abzuschlagen, trotz des Pascha's, des Kaimakans, und aller der Verräther die mich beschützten.“ Stets mußte ich unter einer Bedeckung von 10 Mann reisen.

Knaben darin geübt. Ist jemand nur etwas bemittelt, so hält er ein oder mehrere Reitpferde; bey den Reichen findet man jederzeit einen Hengst, oder ein edles Pferd, welches das Bataillepferd des Herrn ist.

Janjitscheri.

Das Corps der Janjitscheri gleicht in nichts dem, was es anderwärts ist. Es ist heut zu Tage weder eine regulirte Truppe, noch eine Landmiliz oder Nationalgarde. Es ist eine Art Adel, ein privilegirter Stand im Staate, dessen Glieder von ihren Mitbürgern gehen, von den Gesetzen begünstiget, in ihren Familien leben; ohne irgend einer Gattung von Kriegszucht oder Reglement unterworfen zu seyn, und ohne sich im Gebrauch der Waffen, auf eine von ihren Mitbürgern ausgezeichnete Art zu üben, von denen sie sich überhaupt nur durch ihre Vorrechte unterscheiden. Der größte Theil von ihnen ist besoldet, einige sind es auch nicht. Das Recht dazu gibt eine Art Brever oder Schein, worin der Sold, oder vielmehr Gnadengehalt bemerkt ist, der zu beziehen kommt. Er besteht gewöhnlich in einem Geldbetrag von 22 Piastern, und wird jährlich von den Einkünften der Pforte bestritten; jeder Janjitscher erhält solchen für sich, gegen Vorzeigung des Scheines ausgezahlt. Gemeiniglich wird dieser Sold zu

Ende eines Krieges allen jenen vermehrt, die denselben mitgemacht haben. Er kann auch während des Krieges selbst, entweder als eine besondere Gunstbezeugung, oder als Belohnung für glänzende Thaten vermehrt werden.

Die Janjitscherr dienen zu Fuß oder zu Pferde, und sind in Compagnien eingetheilt, deren mittlere Stärke sich auf 100 Mann beläuft. Jede Compagnie wird durch einen Aga, der ihr Befehlshaber ist, und einen Bairactär, so die Fahne trägt, commandirt. Dieses sind ihre einzigen Offiziers.

Werden sie ins Feld berufen, so verfügen sie sich zu dem Aga der sie anführen soll — zu Fuß oder zu Pferd, je nachdem es befohlen worden. Jeder ist nach seinem Geschmack oder seinem Vermögen montirt und bewaffnet; mit Pistolen, Messer, Säbel, Lanze, Flinte, ja selbst mit Streitäxten. Ich habe deren einige in diesen seltsamen Aufzug, von Travnik ins Lager an die Drina abgehen sehen. Sobald die Compagnie beysammen ist, setzt sie sich in Bewegung, und wird, während ihres Marsches, auf Unkosten des Aga's oder des Landes, welches sie durchziehet, bis zu ihrer Ankunft ins Lager, ernährt. Auf diesem Marsch wird überall, wo man sich aufhält, gestohlen und geplündert; und der Ungläubigige der ihnen begegnet wagt seinen Kopf oder wenigstens

die Ohren, an denen sie die Schärfe ihre Klingen zu versuchen veranlaßt werden.

Dasjenige ihrer Vorrechte, worauf sie am eifersüchtigsten sind, ist ins Feld zu ziehen oder es zu verweigern, je nachdem sie es zuträglicher finden. Das Ehrgefühl gestattet ihnen jedoch letzteres sehr selten, man hat mich aber versichert, daß man sie nicht zwingen könne.

Alle Vornehme des Lande rechnen es sich zur Ehre, zu dem Corps der Janjitscheri zu gehören.

Die Sipahi.

Die Sipahi's bilden ein anderes Corps, dessen Glieder das Recht haben, den Zehend zu beziehen von allen Erträgnissen des Bezirks oder Sipahiliks, welcher ihnen auf Lebenszeit unter der Bedingung verliehen wird, ein Pferd zu unterhalten und so oft es gefordert wird, entweder in Person oder durch Stellung eines andern Individuums, ins Feld zu ziehen.

In ihren Bezirken üben sie einige herrschaftliche Rechte aus.

Einige Sipahiliks zahlen jährlich eine Gebühr in den öffentlichen Schatz, nach Maß ihrer Ausdehnung.

Bey dem Absterben der Besitzer, verfügt die

Pforte mit dem erledigten Lehen, meistens zu Gunsten der hinterlassenen Kinder.

Obschon dieses Corps besser als jenes der Janitscheri dotirt ist, hat es doch weniger Ansehen, und die reichsten der Sipahi lassen sich auch jederzeit in jenes einschreiben.

Anmerkung. Von allem dem was dieses Memoire enthält, kann ich nur für das haften, was ich selbst gesehen habe. Da ich die Landessprache nicht kenne, daher immer nur durch Dollmetscher sprechen mußte, und mich mitten unter einem barbarischen, argwöhnischen Volke befand, das an allem Anstoß nimmt; so war es schwer, ich will nicht sagen unmöglich, die Fragen zu vervielfältigen und Vergleichungen zu suchen um bestimmte Kenntnisse zu erhalten.

Ich durfte unterweges nur den Kopf drehen, um das Ganze einer Landschaft zu übersehen; nur einen Blick nach der Richtung eines Thales oder einer Gebirgskette werfen, so zeigte die Unruhe und selbst das Murren augenblicklich die Unzufriedenheit meiner Begleitung.

Die unbedeutendsten Auskünfte einzuhohlen, die Richtung eines Weges, die Entfernung eines Ortes von dem andern zu erfragen, waren schon ernsthafte Geschäfte, denen sich der Dollmetscher nur mit vieler Vorsicht unterziehen durfte, und ohne daß es schien, als ob ich daran Theil habe.

Zu Livno, wo ich durch 5 Tage mehr wie ein Gefangener als wie ein Freund aufgehalten wurde, legte man mich in das von der Stadt entlegenste Haus der Vorstadt, damit ich solche nur ja nicht zu sehen bekäme; und wenn ich meine Hütte um frische

1.

Beschreibung der Straße von Sign nach Travnik.

Von Sign bis Livno zwölf Stunden (Lieues);

7 Stunden guter, selbst fahrbarer Weg.

1 " herzustellender Weg.

4 " übers Gebirg erst zu machender Weg.

Von Livno nach Kupreß 8 Stunden; 3 Stunden weit ist der Weg wie er jetzt ist, practikabel. 4 bis 5 Stunden weit, theils erst zu machen, theils zu erweitern.

Luft zu schöpfen, oder spatzieren zu gehen verließ, trieben mich die Türken durch Schmähungen und selbst durch Thätlichkeiten gleich wieder hinein, unter dem Vorwand, daß ich den Platz auszukundschaften suche.

Zu Stolatz, dessen Capitain sich doch rühmte ein Freund der Franzosen zu seyn, konnte ich diesen in seinem Schlosse nur bey später Nacht einen Besuch ablegen, obwohl ich um 2 Uhr Mittags bereits angekommen war.

Sollten einige Stellen meines Memoires, entweder in Betreff der Beschaffenheit des Landes, oder der Lage der Ortschaften, dunkel scheinen, so hoffe ich daß die beygefügte Wege-Beschreibung, solche hinlänglich aufklären werde.

Stunden. Man gelangt in die Ebene von Livno, die zur Zeit des Winters, an manchen Orten überschwemmt wird, im Sommer aber trocken, und überall practikabel ist. Mehrere Bäche entspringen bey Livno, die man durchwatet oder auf schlechten Brücken passirt. Die Ebene von Livno hat 15 Stunden Länge, und 3 bis 4 Stunden Breite. Außer Livno findet man daselbst die Städte Glamoch, Darno und zahlreiche Dörfer. Sie wird nördlich von einem Bergrücken begrenzt, der mit jenem vom Prolog parallel läuft, und sich bey Kupres an den Hauptrücken anschließt; Livno selbst liegt am Abhange dieses Rückens. Man gelangt dahin, nachdem man die Ebene passirt hat.

Von Livno bis Klein-Schuitza 4 Stunden. Der Weg zieht sich unter dem Kanonenfeuer von Livno hin, man würde ihm aber ausweichen, wenn man sich etwas rechts zöge, und an der Anhöhe wieder zu dem Weg einbiegt. Er ist gut gebahnt, steigt sehr sanft, und könnte mit geringen Kosten für Geschütz practikabel gemacht werden, bis auf die Crete des Bergrückens, auf den man in weniger als einer Stunde gelangt.

Durch drey Stunden folgt man der Crete des Berges gegen Nord-Ost. Sie ist wenig bergig, hier und da mit Gestripp bewachsen, oder mit schar-

ſen Felsſpitzen bedecket, wie gemeiniglich alle Dalmatiner-Gebirge. Der Fall nach Schuitza iſt nicht jäh, und würde nur eine kleine Strecke durch, für Fuhrwerk beſchwerlich ſeyn. Das Dorf Schuitza liegt in einem, 2 bis 3 Stunden langen, aber ſehr ſchmalen Thale. Der Bach der es bewäſſert, ſoll wie man ſagt, unter der Erde in die Plaine von Livno fließen. Die Wege von Glamoch und Davno nach Kupreß vereinigen ſich in dieſem Thale oder Keſſel mit jenem von Livno, ſo daß dieſes der bequemſte, oder doch wenigſtens der beſuchteſte Punct iſt, um das Gebirg zu paſſiren.

Von Klein-Schuitza nach Kupreß 4 Stunden. Man ſteigt anderthalb Stunden, um zu dem erſten Abſatz des Hauptrückens von Kupreß zu gelangen; überhaupt genommen zieht ſich der Weg auf guten erdigen Boden ſanft hinan, manchmahl in hinlänglicher Breite für Fuhrwerk, manchmahl nur einen Schuh breit gebahnet. Von dem erſten Abſatze an geht der Weg durch eine ausgedehnte Wieſe faſt bis Kupreß. Sie iſt zum Theil bebaut, mit 10 bis 12 Dörfern belebt, und in jeder Hinſicht practikabel; nur hätte man hier und da Wege zu machen, um die Hügel zu paſſiren, wozu man jedoch nirgends Vorſpann benöthigt.

Da das Thal von Kupreß ſehr hoch liegt, ſo iſt

der Abfall des Gebirges dahin sehr sanft, und fast unmerklich.

Man folgt dem Thale eine halbe Stunde, durchwadet den daselbe durchfließenden Bach, und kömmt eine halbe Miglia weiter, nach Kupreß.

Kupreß ist ein Flecken von etwa 100 Häusern, und hat eine viereckige Einfassung, wovon drey Seiten Mauerwerk, die vierte aber eine Palisadenreihe ist. Dieß nennen die Türken eine Festung. Das Land, obschon schlecht cultivirt, würde doch einige Hülfsmittel an Lebensmitteln liefern. Die Aecker des Thales scheinen ziemlich fruchtbar zu seyn. Kupreß wird von den Türken für das Sibirien von Bosnien gehalten.

Von Kupreß bis Unter-Skopje 5 Stunden. Man hat noch eine halbe Stunde zu steigen, bis man den Gipfel des Gebirges erreicht, worauf der Weg unmittelbar in das Thal hinab geht, welches in die Plaine von Skopje führt. Man verfolgt daselbe durch drey Stunden in einem schönen Walde; das anfangs sehr enge Thal, erweitert sich nach und nach; und der Weg hat fast überall genug Breite für Fuhrwerk. Ueberhaupt genommen ist der Fall sanft, und erhebt sich bloß, um über einige von der Lehne abstammende Gebirgsabfälle zu setzen. Nur bey einer etwa 100 Toisen hohen Berglehne

benöthigt man, in diesem Walde doppelte Vorspann. Die einzigen Hindernisse, auf die man stossen würde, wären einige wegzuräumende Felsstücke und Baumstämme.

Wie man aus dem Walde heraustritt, geht der Weg durch dreyviertel Stunden zwischen bebauten Feldern zu dem Flecken Ackhißar (Prusacz). Er ist an manchen Orten für Wagen unbrauchbar, und wird von dem Schlosse von Ackhißar beym Eintritt in den Flecken bestrichen. Man hat mich versichert, daß es noch einen weit bessern Weg gibt, wenn man sich beym Ausgang aus dem Walde rechts schlägt, und mittelst eines kleinen Umweges dem Schlosse Ackhißar ausweicht, welches, der Natur des Landes nach zu urtheilen, möglich ist.

Ackhißar ist ein Flecken von 90 bis 100 Häusern *), bey welchem sich ein altes sehr schlecht unterhaltenes Schloß befindet.

Von Ackhißar führt der Weg eine Stunde weit in dem reitzenden und fruchtbaren Thale des Verbas, welchen Fluß man auf einer steinernen Brücke übersetzt, und am andern Ufer den Flecken Skopje erreicht.

Skopje ist der Hauptort eines Bezirks, er hat

*) Die erwähnte Charte gibt 40 türkische Häuser an. A. d. Rd.

100 bis 150 Häuser *). Seine reichen gut bebauten Felder würden Lebensmittel im Ueberfluß liefern.

Von Skopje bis Travnik 6 Stunden. Gleich beym Ausgang von Skopje verläßt man das Verbas-Thal, und gelangt durch ein einfallendes Seitenthal auf den Bergrücken, der das Thal nordöstlich begrenzt.

Dieser Weg, der zugleich die Postroute, ist durchaus unfahrbar, und wäre es auch nicht leicht, ihn dazu zu machen. Aber man versicherte mich, daß es noch einen andern, durchgehends practikablen Weg gibt, auf den man durch ein anderes Seitenthal, mittelst eines Umweges von 2 Stunden in die Plaine jenseits Travnik gelangen könne.

Travnik ist die Residenz des Beglerbegs und seiner ihm untergeordneten 3 Sandschakbege. Seine Bevölkerung wird auf 6 bis 7000 Seelen angeschlagen, und auf 9 bis 10,000 wenn der Hof des Pascha's sich daselbst aufhält **).

*) Nach der Charte hat der Ort 1300 Einwohner. A. d. Rd.

**) Nach Palma hat Travnik 8000 Einwohner. Gasparis Handbuch der Erdbeschreibung (3te Abth. 1. Bd. 718) gibt 2,500 Häuser. A. d. Rd.

2.

Beschreibung des Weges von Travnik über Mostar nach Ragusa, 56 Stunden.

Von Travnik bis Ploczo Han 12 Stunden. Zum Theil im hüglichen zum Theil auf ebenen Terrain. Der Weg ist mit einigen leichten Reparaturen für Fuhrwerk herzustellen.

Von Ploczo Han bis Cogniza (Konicz Han) 8 Stunden. Saumweg über bewachsenes Gebirg.

Von Cogniza bis Ragusa 36 Stunden. Selbst für Maulthiere beschwerlicher Weg, von der allerärgsten Beschaffenheit.

Ausführliche Beschreibung.

Von Travnik bis Busovacza (Bucssavaz Bohova) 4 Stunden. Busovacza ist ein Flecken von 3 bis 400 Einwohnern. Das Posthaus ist ein isolirtes Wirthshaus an der Straße.*)

*) Gaspari's Handbuch in dem bemerkten Bande S. 718 führt bey diesem Orte eine Bergfestung auf. Weder diese Denkschrift, noch die folgenden in Händen habenden der französischen Officiers, machen hiervon eine Erwähnung. A. d. Rd.

Von Busovacza bis Ploczo Han 8 Stunden. Ploczo Han ist ein anderes Wirthshaus unweit des Lepenicza Baches, wo sich zwey Wege vereinigen, von denen der eine links nach Serajevo, der andere aber im Lepenicza Thal aufwärts nach Mostar führt.

Der Weg ist im Ganzen genommen gut, überall hinlänglich breit für Fuhrwerk, an einigen Orten — wo er die Gebirgsflüsse übersetzt, welche die zahlreichen Thäler absondern, deren Bäche den Weg durchschneiden — gebirgig. Alle diese Bäche, worunter der Fonicabach der bedeutendste ist, passirt man mittelst Fuhrten, außer im Falle einer Austretung. Schlechte hölzerne Brücken dienen im Nothfalle für Pferde und Fußgänger, keinesweges aber für Fuhrwerk. Bey diesem Wege hätte man nur wenig geringe Ausbesserungen zu machen; theils ihn zu erweitern, theils einige Fälle sanfter zu machen.

Der Weg von Ploczo Han nach Serajevo von 4 Stunden Länge ist gut, und geht durch eine fruchtbare gut bebaute Ebene.

Der Weg nach Mostar geht nicht über Serajevo.

Von Ploczo Han bis Cogniza 8 Stunden. Man verfolgt den Lauf der Lepenicza durch anderthalb Stunden ohne bergauf zu steigen. Hierauf verläßt man diesen Bach, und schlägt den

Weg eines einfallenden Seitenthales ein, auf den man nach anhaltenden bedeutenden Steigen von einer Stunde, auf den Rücken des kleinen Ivan Berges kommt, der den ersten Absatz dieses Gebirges bildet. Man findet hier ein Wirthshaus (Han), bey welchem der von Serajevo gerade nach Mostar führende Weg einfällt.

Von dem kleinen Ivan führt sodann der Weg bergauf zum großen Ivan-Berg, man erreicht die Crete die gar keine Breite hat. Der Weg führt sodann durch 2 Stunden in einem sehr schönen Walde bergab in das Thal de Trezenizza, und in demselben fort in einer Stunde nach Cogniza.

Die Gebirge sind ganz mit Waldung bedeckt, in der man hier und da Weideplätze, auch einige bebaute Aecker antrifft. Schlechte, aus bloßen Schupfen bestehende Wirthshäuser, liegen einzeln und zerstreut 3 bis 4 Stunden aus einander am Wege; diese und einige schlechte Dörfer von 12 bis 15 Hütten sind die einzigen Wohnungen die man trifft.

Die Narenta scheidet Bosnien von der Herzegowina, und theilt Cogniza in zwey Theile, von denen der eine zu dem Bezirk von Serajevo gehöret. Eine breite, steinerne dauerhafte Brücke, mit mehreren Bögen die von Tuffstein sind, führt über den Fluß.

Cogniza ist der Hauptort eines eigenen Bezirks, und kann 4 bis 500 Einwohner enthalten.

Von Cogniza bis Mostar 12 Stunden. Der Weg fängt eine halbe Stunde von Cogniza an zu steigen, und führt in zwey Stunden auf das Plateau von Borcsi, wo sich ein Wirthshaus — Han — befindet, auf diesem Plateau geht er ungefähr eine Stunde fort und fällt sodann in das tiefe Thal von Jegero, das von einem See gebildet wird, den man rechts läßt, und um dessen äußersten Rand sich der Weg herumziehet. So wie man den aus diesem See herauskommenden Bach übersetzt, steigt der Weg abermahls bis zu dem Berg Blak, welcher den ersten Abfall des vorliegenden Gebirgsrücken — Lepeta —, ausmacht. Man findet hier ein schlechtes Wirthshaus und eben so elendes Dörfchen.

Die bisher völlig bewachsenen Berge, ändern hier ihre natürliche Beschaffenheit, und man findet bereits jenen steinigen Boden der die Gebirge Dalmatiens charakterisiret.

Man ersteigt nun den zweyten Gebirgsabsatz Ziemen, auf einem gepflasterten eben so steilen als beschwerlichen Wege; — geht auf einem ungleichen steinigen Plateau eine Stunde weit, und gelangt dann auf den Bergrücken Purine selbst, den man übersteigt. Der Weg führt hierauf in einer äußerst

steilen Schlucht bergab, nach einem am Fuß des Berges liegenden schlechten Dorf, wo sich ein Wirthshaus befindet. (Han Kesojevich). Hierauf tritt der Weg in das Narenta-Thal, worin er zwey Stunden weit durch schöne Weingärten nach Mostar führt. Mostar wird durch die Narenta in zwey Theile getheilet, wovon die größere Hälfte am linken Ufer liegt. Eine steinerne Brücke von einem einzigen Bogen, deren Uferpfeiler aus Felsen bestehen, führt über den Fluß. Man sagt daß diese Brücke noch aus den Zeiten Trajans sey. Massive, gegen Kanonenfeuer gesicherte Thürme beschützen die beyden Enden derselben, und ich glaube, daß man auch Kanonen auf dieselben placiren könnte. Diese Brücke ist zwar breit und solid gebaut, da aber der Bogen sehr hoch ist, so haben die Türken eine Art von Stuffen hinauf gemacht, die — wenn man mit Fuhrwerk darüber passiren wollte, erst mit Erde angeschüttet werden müßten.

Man sagt Mostar habe 8, bis 10,000 Einwohner *).

Von Mostar nach Stolacz 6 Stunden.

*] Gaspari am a. O. S. 723 bemerkt 9000 Einwohner, die mehrere Gewerbe, unter andern eine Damaszenerklingen-Fabrik, und lebhaften Handel unterhalten. A. d. Rd.

Der Weg führt 2 Stunden längs der Narenta hin, die unterhalb Moſtar in einer ſteinigen unangebauten Plaine hinfließt, in welcher ſie ſich ein tiefes Bett in den Felſen gewühlt hat, das ſie nie überſteiget und deſſen Ufer faſt ſenkrecht ſind.

Man kommt ſodann zu dem Bunabach, der unweit des verödeten Schloſſes Blagai aus dem Gebirg hervorkommt, und im Sommer zu durchwaden iſt, im Winter es aber durchaus nicht ſeyn ſoll. Man überſetzt ihn mittelſt einer ſteinernen ſoliden Brücke, und ſteigt ſodann den Dubſavaberg hinauf, auf deſſen, ein ſteiniges Plateau bildenden Crete man drey Stunden weit geht, und ſpäter in das Brigava-Thal herab ſteigt, welcher Bach aus dem Gebirge drey Stunden von Stolacz hervorquillt, und ſich wie die Buna in die Narenta ergießt.

Der Boden des kleinen Brigava-Thales ſcheint fruchtbar und gut bebaut zu ſeyn. Die daſſelbe begrenzenden Höhen ſind bloße Steinmaſſen und nackte Felſen.

Stolacz hat 1000 bis 1200 Einwohner, und iſt der Hauptort eines Bezirkes. Das feſte Kaſtell beherrſcht den Flecken.

Es geht noch ein anderer Weg von Cognica nach Stolacz über Revesgne. Die Entfernung iſt die nähmliche, der Weg ſoll jedoch weit beſſer ſeyn.

Von Stolocz bis Gliubigne 4 Stunden. Man steigt durch eine Stunde aufwärts, worauf man zu einem steinigen Plateau gelangt, auf den man drey Stunden fortgeht, und dann in die kleine Plaine herab steigt, in welcher Gliubigne liegt.

Diese Plaine, die ungefähr eine halbe Stunde Länge, 1/8 Stunde Breite hat, ist eigentlich ein Kessel, der von allen Seiten durch nackte Berge eingeschlossen ist; und außer den Cisternen kein Wasser hat. *) Gliubigne besteht aus einem Dorfe und einer Festung die 2 bis 300 Toisen von einander entfernt liegen.

Von Gliubigne bis Ragusa 14 Stunden. Es gibt zwey Wege, von denen der kürzere obwohl er gebirgig und höchst beschwerlich, der besuchteste ist.

Der andere, der sich mit dem ersten 6 Stunden von Ragusa vereinigt, gelangt in drey Stunden zu der Ebene Popovo.

Die Trebinstizza, die ihren Ursprung einige Stunden oberhalb Trebigne hat, überschwemmt jeden

*) Auf der Carte administrative ist in diesem Thale bey dem Nahmen Bukostak Valle ein Wasser bemerkt. A. d. Rd.

Winter den untern Theil des Thales, daher man nur zur Sommerszeit überall passiren kann.

Dieser Bach verliert sich in einem Kessel, der in der regnerischen Jahreszeit nicht alles zufließende Wasser aufnehmen kann; daher befruchten die dadurch verursachten Austretungen dieses Wassers, die Plaine alljährlich auf eine Strecke von 8 Stunden. Der höhere gegen Slano und Trebigne liegende Theil dieses Thales, der nicht überschwemmt wird, ist mit großen Felsstücken ganz besäet und gänzlich unfruchtbar.

Der Felsen in welchem dieser Bach fließt, ist so porös, daß die Einwohner, um ihre Mühlen zu erbauen, sich begnügen an den Ufern Brunnen zu graben. Sie setzen in die Löcher das Holzwerk und die Mühlsteine, und leiten das Wasser dahin, welches sich in Kurzem verliert. Ich habe in diesem Thale 10 bis 12 dergleichen Mühlen gesehen.

Der Weg läuft einige Zeit zwischen angebauten Aeckern, längs dem Bache, welchen man passirt, worauf man auf ein steiniges Terrain gelangt, auf dem der Weg immer beschwerlicher wird, je mehr man sich Ragusa nähert. Anfangs steigt man ziemlich sanft bergauf, selbst über den dem Meere am nächsten liegenden Bergrücken. Der Boden besteht aus großen, an der Oberfläche durch die Zeit ge-

glätteten und abgerundeten Felsblöcken, zwischen denen nur die hiesigen Pferde fortkommen können.

Hier und da sind einige schlechte Dorfschaften, zwischen diesen ungeheuren Steinmassen zerstreut; deren unglückliche Einwohner in einigen spärlich wachsenden Gesträuchen ihre ganze Resource finden.

Unmöglich ist es, zwischen Gliubigne und Raguſa, bis an die Grenze eine Herberge zu finden, wo man die Nacht zubringen könnte, außer man geht über Trebigne. Die armseligen Bauerhütten geben so wenig Hülfsmittel, daß man sich zum Bivouaquiren entschließen muß, wenn man nicht in einem Tage nach Raguſa kommen kann.

Weg von Raguſa bis Neveſigne 24 Stunden.

Man geht von Raguſa über Trebigne und Gaſco in 24 Stunden nach Neveſigne.

Bis Trebigne ist der Weg eben so beſchaffen, wie der oben beſchriebene. Jenseits Trebigne führt er über die Gebirgskette nach Gaſco längs der in guter Erde beſtehenden Berglehne, worauf man über bebautes, mitunter gebirgiges Terrain bis Neveſigne geht.

Man hat mich verſichert, daß man über Vlog, ſtets über Gebirge von guter Erde von Neveſigne in

das Drina Thal gelangen könne. Dieser Weg, obwohl er nur von hiesigen Landesbewohnern besucht wird, die weder Straßenräuber, noch Mangel an Unterkunft abschreckt, würde nach den von mir eingezogenen Nachrichten, die beste Communication seyn, wenn man von dieser Seite nach Bosnien einen Weg eröffnen wollte. Die Bezirke von Nevesigne und Gasco stehen im Rufe der Fruchtbarkeit, und würden nöthigen Falls Lebensmittel liefern können.

Ragusa den 15. September 1806. S*****

(Die Fortsetzung folgt.)

Erzählung dessen was Napoleon Bonaparte am Tage der Schlacht von Waterloo — am 28. Juny 1815 — gethan und gesprochen, nach den Aussagen des Jean Baptiste de Coster entworfen, der ihm an diesem Tage als Wegweiser diente. *)

Jean Baptiste de Coster, aus dem Dorfe Corbeek-Loo gebürtig, ungefähr 53 Jahr alt, wohnt seit 33 Jahren unter den Walonen. Er mißt 5 Fuß 10 Zoll, und ist von einen ziemlich starken Köperbau; ein ver-

*) Diese Erzählung stammt von einem englischen Edelmann her, der aus Liebe zu den Wissenschaften im Frühjahre 1816 nach dem festen Lande reiste. Bey seiner Ankunft in Brüssel besuchte er das Schlachtfeld von Waterloo, wo er sich um alle, selbst die kleinsten Angaben, in Bezug auf diese so merkwürdige Schlacht, unterrichtet. Diese Notizen waren anfänglich nicht für den Druck bestimmt, und wurden erst später auf dringendes Begehren mehreren Freunde des V. der Publicität übergeben. Ihr ruhiger einfacher Ton, hebt wohl jeden Zweifel über deren Ächtheit. A. d. Rd.

ständiger Mann, dessen Antworten ganz das Gepräge der Wahrheit tragen, und der mit vieler Gewandtheit sich im Französischen ausdrückt.

De Coster besaß, vor dem Einfall Napoleons in Belgien, ein kleines Wirthshaus mit ungefähr sechs Morgen Landes. Bey Annäherung der französischen Armee, flüchtete er sich mit seiner Frau und sieben Kindern am 17. in das Gehölz der Abtey von Aywiers, wo er die Nacht von dem Sonnabend auf den Sonntag verweilte. Um 6 Uhr früh verließ er seinen Zufluchtsort, um sich in die Kirche, und von da nach Planchenoit, in das Haus seines Bruders zu begeben. Bey seiner Ankunft fand er daselbst drey französische Generals, die ihn befragten, ob er seit längerer Zeit in den Niederlanden wohne, und in wie weit er in der Umgegend gut bekannt sey. Auf die erhaltene befriedigende Antwort, sandte ihn einer derselben mit einem Brief, in Begleitung eines Bedienten zu Napoleon.

Napoleon hatte die Nacht in dem Meyerhof Caillon zugebracht, und solchen um 6 Uhr in der Frühe verlassen. De Coster fand denselben in dem Meyerhof Rossum bey seiner Ankunft um 8 Uhr, von einem zahlreichen Generalstab umgeben, in einem ungefähr 20 Fuß langen und 16 Fuß breiten Zimmer. Bonaparte fragte sogleich ob er mit der Oert-

lichkeit des Landes gut bekannt sey, und ob er ihm zum Wegweiser dienen wolle. Auf die bejaende Antwort, erwiederte Napoleon, daß er ihn begleiten solle, mit dem Beysatze „parlez moi, mon ami, avec franchise, comme si vous étiez avec vos enfans.“

Der Meyerhof Rossum liegt nahe bey dem von Belle Alliance. Hier blieb Napoleon bis Nachmittags. Während dieser Zeit war de Coster unter der Aufsicht eines Soldaten von der Garde, der, indem er mit ihm auf und ab spatzierte, sich über die Stärke der französischen Armee dahin äußerte, daß dieselbe 150,000 Mann stark über die Grenze gerückt sey, wobey, 40,000 Reiterey gewesen, unter denen 9000 Küraſſier, 7000 Mann junge Garde und 8 bis 9000 Mann von der alten Garde. Dieser nähmliche Mann lobte sehr die von den Engländern bey Quatre Bras bewiesene Tapferkeit, vorzüglich das kalte Blut der Bergschotten, die nach seinem Soldatenausdruck, nicht eher von der Stelle zu bringen, als bis man ihnen das Bajonett im H.* * stoße.

Während daß de Coster auf diese Art im Hof verweilte, ließ Bonaparte ihn zu drey verschiedenen Mahlen rufen, um über die stets vor Augen habenden Landkarten Auskünfte zu geben. Vorzüglich befrug er denselben über die Entfernung der verschie-

denen Städte Brabants vom Schlachtfelde, und ließ sich jene Städte nennen, wo er in seiner Jugend gewesen sey. De Coster nannte ihm fünfzehn, was Bonaparte angenehm zu seyn schien. Auch bezeigte er seine Zufriedenheit darüber, zu hören, daß de Coster ein Flamänder sey, und eben so gut flamändisch und wallonisch spreche. Er empfahl ihm besonders, ihm nur bestimmte, sichere Angaben zu geben, und bey Gegenständen von denen er nicht ganz versichert sey, mit den Achseln zu zucken. Er wiederhohlte diese Instruction öfters mit dem Zusatz, daß, wenn er siegen würde, seine Belohnung alle seine Erwartung übersteigen werde. Auch enthob er denselben jeder Ehrfurchtsbezeigung, indem er ihm sagte, daß er ihn, ohne die Mütze abzunehmen, bloß mit Legung der Hand an die Stirne grüßen solle.

Um Mittag verließ Bonaparte mit seinem Gefolge den Meyerhof, und begab sich auf eine, seitwärts der Chaussee, rückwärts nahe bey dem Meyerhofe gelegenen Anhöhe, von wo man das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Er erhielt hier bald darauf die Meldung, daß der Angriff auf den Meyerhof und Schloß von Hougemont, den er um 11 Uhr anbefohlen, keinen Erfolg gehabt habe *).

*) De Coster glaubt, daß hieran die, das Schloß inwendig umgebende Mauer Schuld gewesen sey,

Um 1 Uhr ward die Schlacht allgemein. Bonaparte blieb mit seinem Generalstabe immerwährend auf dieser Anhöhe. Er war zu Fuß, und ging stets auf und ab, zuweilen mit unterschlagenen Armen, am meisten aber die Hände auf den Rücken gelegt, die Daumen in die Taschen seines schieferfarbenen Ueberrockes steckend. Er hatte die Augen fest auf das Schlachtfeld geheftet, und zog wechselweise seine Uhr und Tobacksdose heraus. De Coster, der nahe bey ihm zu Pferde war, sah mehrmahlen auf seine Uhr. Nachdem Bonaparte bemerkte, daß er auch Toback schnupfe, keinen aber mehr habe, so gab er ihn solchen zu wiederhohltenmahlen.

Nachdem Bonaparte sah, daß seine wiederhohlten Versuche die Position von Hougemont zu nehmen, fruchtlos blieben, bestieg er ein Pferd, verließ um 5 Uhr den Meyerhof Rossum, und ritt vorwärts gegenüber von de Costers Wohnung auf einen Flintenschuß von Belle Alliance. Hier blieb er bis gegen sieben Uhr. Um diese Zeit ward er zuerst, mit Hülfe seines Fernglases die Ankunft der Preußen gewahr. Er bemerkte dieses gegen seinen General-

die durch eine auswendig herumlaufende Hecke den Franzosen verborgen wurde. Viertausend Mann fanden hinter dieser Mauer Schutz, an der die französischen Kugeln abprellten.

Adjutanten, der, nachdem er sein Fernglas nach jener Gegend gewendet, sie gleichfalls erkannte. Einige Minuten später meldete ihm ein Officier, daß das Corps des General Bülow anrücke. Bonaparte erwiederte ihm, daß er dieses schon wisse, und ertheilte den Befehl zum Vorrücken seiner Garde gegen das Centrum der Engländer. Er sprengte in Galopp vorwärts, worauf er mit seinem Generalstab in einem von der Chaussee gebildeten Ravin, auf halben Weg von Belle Alliance nach Haye-Sainte, hielt.

Bonaparte hatte mit seinem Gefolge den Weg dahin unter dem feindlichen Kugelregen genommen; eine Kugel hatte selbst den Sattelknopf eines seiner Officiers hinweg gerissen, ohne jedoch weder ihn, noch sein Pferd zu beschädigen. Bonaparte bemerkte bloß ganz kaltblütig, er solle sich in dem Ravin halten.

Auf dieser Stelle war zu beyden Seiten der Chaussee eine Batterie aufgefahren; da er bemerkte, daß das Feuer einer der links stehenden Kanonen ohne Wirkung sey, stieg er ab, ging auf die Chaussee hinauf und bis zur dritten Kanone vor, deren Richtung er verbesserte, während die feindlichen Kanonen- und Gewehrkugeln um ihn herumflogen. Hierauf ging er eben so ruhig, die Hände in den Taschen seines Ueberrockes zurück zu seinem Gefolge.

Von hier aus sah er den Angriff der 8 Bat. seiner alten Garde, denen er den Befehl gegeben, das Centrum der englischen Armee zu sprengen, auf Haye-Sainte vollziehen. Drey dieser Bataillons wurden, indem sie über die Chaussee marschirten, durch das Feuer der Batterien und des Meyerhofes unter seinen Augen vernichtet, dennoch setzten sich die Franzosen in Besitz des Meyerhofes, und zwangen die in denselben befindlichen Hanoveraner, sich aus Mangel an Munition zu ergeben.

Um seine Fuß-Garde zu unterstützen, ließ Bonaparte die aus acht oder neun Regimentern bestehende reitende Garde vorrücken. Mit der lebhaftesten Unruhe erwartete derselbe den Erfolg dieses Angriffes; als er plötzlich diesen Kern seiner Armee in dem Augenblick zertrümmert sah, als dieselben den Hügel hinauf sprengten, auf dem la Haye-Sainte liegt. Dieß war der letzte Versuch, den er machte, mit der Vernichtung seiner alten Garde verlor er alle Hoffnung; er wandte sich mit den Worten zu seine Officiers: „A présent c'est fini; sauvons nous.“

Es war jetzt halb neun Uhr. Ohne die geringste Maßregel zu treffen, ohne irgend einen Befehl zu ertheilen, bloß darauf bedacht, den Preußen auszuweichen, galloppirte Bonaparte mit seinem Gene-

ralstabe über die Felder, in einer gewissen Entfernung sich längs der Chaussee haltend, nach Genappe. Bloß indem er bey einer Batterie von 14 Kanonen vorbey kam, die bey dem Observatorium aufgefahren war, befahl er, daß ehe man dieselbe zurückziehe, aus jedem Stück vierzehn Schuß geschehen sollten.

Als man in Genappe ankam, war es halb zehn Uhr. Die einzige durch diesen Ort führende Gasse war dermaßen mit Geschütz und Munitions-Karren verstopft, daß Bonaparte mit seinem Generalstabe eine ganze Stunde brauchte, um hindurch zu kommen, indem er längs den verlassenen Häusern hinritt. Man konnte indessen keinen andern Weg einschlagen, nachdem sich links die Preußen befanden, und keine andere Brücke, als die von Genappe vorhanden war, um über das Wasser zu kommen, das hier vorbeyfließt.

Von Genappe schlug er den Weg nach Quatre-Bras ein, indem er neuerdings schnell ritt, aus Besorgniß, daß ihm die Preußen vorkommen möchten. Erst, als er diesen Ort hinter sich hatte, wurde er ruhiger, stieg selbst nach seiner Ankunft zu Gosselig vom Pferde, und legte den übrigen Weg bis Charleroy — ungefähr eine Stunde — zu Fuß zurück. Er ritt ungefähr um halb drey Uhr durch Charleroy,

und lenkte jenseits der Stadt auf eine Wiese, Marcenelle genannt. Hier ließ er ein großes Feuer anmachen; man brachte zwey Flaschen Wein und zwey Gläser, aus denen er mit seinen Officiers trank. Dieß war die einzige Nahrung, die er zu sich nahm. Für die Pferde ward auf der Wiese ein Sack Hafer ausgeschüttet, den sie aufgezäumt fraßen. Um drey Viertel auf 5 Uhr, nachdem er einen andern Wegweiser genommen — dem man das Pferd gab, dessen sich de Coster bedienet hatte — stieg er wieder zu Pferde, dankte mit einem Kopfnicken dem de Coster und ritt von dannen. Bertrand gab dem de Coster zur ganzen Bezahlung einen einfachen Napoleond'or, und verschwand ebenfalls, so wie der übrige Generalstab, indem sie de Coster allein stehen ließen, der genöthigt war, zu Fuß nach seiner Wohnung zurück zu kehren.

Während der ganzen Zeit, daß de Coster sich bey Bonaparte befand, wiederfuhr ihm nicht die geringste üble Behandlung; bloß als sie auf der Flucht nach Quatre-Bras gekommen, und ein Officier gewahr wurde, daß der zweyte mithabende Wegweiser sich in der Verwirrung davon gemacht, befestigte derselbe aus Vorsicht den Zügel von de Costers Pferd an seinem Sattel.

Von dem Augenblick als Bonaparte seine Flucht

begann, bis zu seiner Ankunft auf der Marcenelle Wiese hielt sich Bonaparte nirgend auf, und sprach mit keinem Menschen. Seit seinem Austritt aus dem Meyerhof Rossum hatte er nicht die geringste Nahrung zu sich genommen, und de Coster glaubt, daß dieses selbst der Fall seit 6 Uhr in der Früh gewesen.

Die Gefahren der Schlacht schienen nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. De Coster der unendlich von der Furcht gequälet ward, bückte sich öfters auf den Hals seines Pferdes, um den Kugeln die er pfeifen hörte, auszuweichen. Hierüber äußerte ihm Bonaparte mehrmahls seine Unzufriedenheit, indem er ihm bemerkte, daß diese Bewegung seine Officiers glauben machen könne, er sey getroffen, und daß er durch das Bücken den Kugeln eben so wenig entgehen könne, als wenn er sich gerade hielt.

Während der Schlacht, ließ er öfters dem Muth der feindlichen gegen überstehenden Armee Gerechtigkeit wiederfahren; vorzüglich rühmte er die grauen Schotten*), deren großen Verlust er bedauerte, indem sie so vorzüglich schön manövrirten und den Säbel so gut führten.

Bis um halb 6 Uhr hegte er immer noch die be-

*) Scotch-Grays, schwere Reiterey, deren Pferde Grauschimmel. A. d. R.

sten Hoffnungen, und wiederhohlte bey jeder Gelegenheit, daß alles gut ginge. Gleiche Hoffnung theilten seine Generals mit ihm. Uebrigens bewies er während der ganzen Schlacht, die nähmliche Ruhe und das gleiche kalte Blut; ohne je eine üble Laune merken zu lassen, und sprach stets mit vieler Sanftmuth zu seinen Officieren.

Nie war er einen Augenblick in Gefahr gefangen genommen zu werden, da er, selbst bey seinem letzten Standpunct, zwischen Belle-Alliance und Haye-Sainte, wo er dem Feind am nächsten war, 12 Kanonen und 3000 Grenadier seiner Garde um sich hatte.

Von dem, von holländischen Ingenieur Officiers, sechs Wochen vor der Schlacht erbauten Observatorium machte Bonaparte nicht den geringsten Gebrauch.

Während der Flucht, erhielt er öfters Nachrichten von der Armee, durch Officiers die dem Verfolgen der Verbündeten entgangen waren.

De Costers Wohnung hatte den Franzosen zum Bivouac gedienet, Thüren, Fenster, und alles Holz darin war verbrannt. Der Pacht betrug 100 Franken; der Eigenthümer vermiethete solche nach dem er sie wieder herstellen lassen für 125 Franken an einen andern. Gegenwärtig wohnt de Coster auf dem Wei-

ler von Joli-Bois auf der Chaussee zwischen Waterloo und Mont-Saint Jean.

Diese Erzählung ward zu Waterloo am 8. Januar 1816, in dem Wirthshaus des Jean-de-Nivelles entworfen, nach den Antworten die de Coster auf die gemachten Fragen ertheilte. Sie wurde ihm am andern Morgen vorgelesen, und nach den von ihm gemachten Bemerkungen verbessert.

Einige Bruchstücke
aus
Briefen über England
von Heinrich Meidinger *).

Ankunft in England.

Es war an einem schönen, frischen Morgen, als ich in Begleitung einiger Franzosen und Engländer in Dover ans Land stieg. In Calais mußte ich mehrere Tage verweilen, weil der stürmischen Witterung wegen kein Packetboot im Hafen war, und erst eins von der englischen Küste erwartet wurde. Bey der Ueberfahrt über den Canal ist die Eifersucht zwischen Frankreich und England noch immer sichtbar, so wie die Ueberlegenheit der englischen Schifffahrt über die französische. Jedes französische Packetboot muß in Dover bedeutende Hafengebühr entrichten, und so umgekehrt jedes englische in Calais, daher kein Packetboot, wenn es nicht gerade das Briefe-Felleisen (mail) führt, abfahren kann, ohne sich

*) Briefe von einer Reise in England, Schottland und Irland im Sommer 1820, von Heinrich Meidinger, welche in wenigen Monathen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinen werden.

durch eine gewisse Anzahl Passagiere oder erhöhten Preis für seine Reise gedeckt zu sehen *). Dabey blickt der englische Capitän mit Solz und öfters Verachtung auf den französischen, der seinerseits mit Hitze über den englischen eifert.

Gewöhnlich geht jedoch letzterer in Hinsicht der Abreise ehrlicher zu Werke, da man sich jederzeit auf die Stunde der Abfahrt bey ihm verlassen kann, während die französischen Schiffe öfters noch einen ganzen Tag über die versprochene Zeit liegen bleiben, um immer noch neu ankommende Passagiere einzunehmen. Auch herrscht auf den englischen Schiffen weit mehr Ruhe und Bekanntschaft mit dem Meere, als auf den französischen, wo oft bey der geringsten Windveränderung Unruhe und Durcheinanderlaufen sichtbar wird, welches auf die ohnehin ängstlichen

*) Zwischen Calais und Dover, und Boulogne und Dovers gehen im Sommer vier englische und drey französische Packetboote — zwischen Dieppe und Brighton bloß zwey englische. Von Haarwich gehen jeden Mittwoch und Sonnabend drey englische Packetboote, eines nach Holland, eines nach Hamburg und eines nach Gothenburg mit dem Brief-Felleisen (mails). Diese fahren regelmäßig Sommer und Winter, doch wechseln sie unter einander ab. Die nach Hamburg und Gothenburg fahren das nächste Jahr zwischen Holland und so umgekehrt.

Nach Antwerpen geht von London direct alle acht Tage ein Schiff mit Gütern und Passagieren.

Reisenden nachtheilig zurückwirkt. Die schnellste Zeit der Ueberfahrt ist 2½ Stunde, der gewöhnliche Preis im Sommer ½ Guinee, oft auch nur 8 Schilling; im Winter dagegen, 1 bis 2 Guineen. Der Bankier Baring aus London war bey meiner Ankunft in Calais, und wartete mit mir auf das Packetboot. Da es ihm aber zu lange währte, miethete er an einem windstillen Nachmittag für 6 Guineen ein offenes Boot mit sechs Rudern, und setzte mit seinem Bedienten in vier Stunden hinüber. Ein Wagestück, das bey gutem Wetter nichts zu bedeuten hat, bey eintretender schlechter Witterung aber traurige Folgen haben kann.

Die ganze französische Küste, die bekanntlich von Brest bis Holland keinen einzigen sichern Hafen darbiethet, war durch den schrecklichen Sturm wenige Tage vorher mit Trümmern von Schiffen bedeckt. Nur allein zwischen Calais und Dünkirchen lagen 42 meistens englische Schiffe, die zwar nur auf den Sand getrieben waren, aber so hoch ans Ufer, daß sie nie wieder flott gemacht werden konnten, und deßhalb auf den Abbruch verkauft werden mußten. Ein herrlicher Amerikaner lag dicht vor dem Hafen von Calais, und theilte gleiches Schicksal mit den übrigen.

Bey dem ersten Tritt auf englischen Boden

glaubt ſich der Neuankommende im erſten Augenblick in einen fernen Welttheil verſetzt. Bauart und Kleidung ſind von denen der gegenüber liegenden Küſte gänzlich verſchieden. Die Häuſer ſind mehr nach italieniſcher Art mit flachen Dächern. Mädchen und Frauen tragen ſpaniſche Mäntel mit Hüten und Schleyer. Die Männer ſind faſt alle in dunkler Kleidung und bis auf den geringſten Beamten und Krämer ſauber gekleidet. Eine friſche, muntere Jugend ſpielt auf dem Strande. Ueberall kräftiges und gediegenes Weſen, überall Leben und Thätigkeit, und doch mitten im Leben Ruhe.

In Dovers beſtieg ich das weitläuftige alte Schloß, das wie eine Wetterwolke dräuend und gewaltig nach Frankreich hinüberleuchtete. Eine ungeheure Kanone, 24 Fuß lang, von van Tolhuys in Utrecht 1544 gegoſſen, und der Königinn Eliſabeth von den holländiſchen Staaten zum Geſchenk gemacht, liegt dicht vor dem Schloſſe auf einem kleinen freyen Platz, und ſcheint Tod und Verderben dem entgegen zu ſenden, der es wagen möchte, ohne Zuthun und Wiſſen ſeiner Regentinn den engliſchen Boden zu betreten. Vor 38 Jahren wurde ſie das letztemahl bey der Geneſung des Königs abgefeuert. Jetzt iſt ſie, durch mehrere Sprünge an der Mündung, nicht mehr brauchbar, und bloß der

Zierde wegen vorhanden. Das alte Schloß — welches als der Schlüssel von England betrachtet wird — war schon zu Julius Cäsars Zeiten ein römisches Kastell, wovon noch zwey alte Thürme sichtbar, wurde späterhin durch Wilhelm dem Eroberer stark befestigt, und in den neuern Zeiten erweitert und verstärkt, so daß es jetzt im Nothfall über 10000 Mann fassen kann. Die gewöhnliche Garnison in Kriegszeiten ist jedoch nur 2000 Mann, und in Friedenszeiten nur 300 Mann. In der Mitte des Schloßhofes steht das von Wilhelm dem Eroberer erbaute viereckige Kastell mit dicken Mauern und 60 Kanonen besetzt, als eine eigene kleine Festung von den übrigen Gebäuden völlig abgesondert, mit einer großen Rüstkammer im Innern. Der ganze Felsen, worauf das Schloß steht, ist unterminirt und mit Casematen versehen, und hängt mit einer starken Schanze auf einem gegenüber liegenden Hügel zusammen, zu welcher aus dem Städtchen Dover selbst eine besondere steinerne Doppeltreppe von 250 Stufen führt. Auf dem Schlosse und in der Schanze liegen zusammen 300 Stück Kanonen und 60 Mörser.

Die Wohnung des Gouverneurs ist einfach und die Wände bloß mit Holz bekleidet. Die Zimmer dienen jetzt dem Bruder des Königs, Herzog von Clarence zum Sommeraufenthalt. Aus den Fen-

Reihen reich verzierte Logen von versilberten Pfeilern getragen, erheben sich in geschmackvoller Wölbung übereinander. Vor jeder Loge hängt ein Kronleuchter, aus welchen zwölf bis fünfzehn blendende Gasflämmchen hervorströmen. An den Seitenlogen befindet sich ein schön durchbrochenes Gitterwerk und oben an der Gallerie läuft ringsum ein reich vergoldetes Geländer. Der Grund auf den Brüstungen ist von mattblauer Farbe, mit heitern Gruppen aus der Mythologie. Das Ganze wird mit so viel Sorgfalt unterhalten, daß sogleich nach Beendigung des Schauspiels alle Logen mit Tuch behangen werden, um allen Staub davon entfernt zu halten. Oefters fällt jedoch auch diese Sorgfalt ins Uebertriebene. So kommen in den großen Opern zwey Bediente in den Zwischenacten mit Kehrbesen, und kehren den Staub von der Bühne. Der Preis einer Loge in der Oper ist für den Winter 200 Guineen.

Das Theater Coventgarden faßt nach Cook 3015 Personen, nähmlich:

1200 in den Logen
632 im Partere
822 in der ersten Gallerie
361 in der zweyten Gallerie

3015

Das Theater Drurylane 3948 Personen, nähmlich:

1960 in den Logen
930 im Parterre
632 in der ersten Gallerie
426 in der zweyten Gallerie.

3948

(Um 8 Uhr findet in beyden Theatern ein halber Preis Statt, d. h. der Eintritt kostet dann nur die Hälfte)

Die große Oper (Kings Theatre) faßt nur 2500 Personen, nähmlich:

900 in den Logen
800 im Parterre (Preis ½ Guinee)
800 in der Gallerie

2500

Die übrigen kleinen Theater sind unbedeutend. Die Oper ist bloß Dienstags und Samstags und nur vom December bis in Juny oder July geöffnet.

Ein großer Abbruch geschieht den beyden Theatern durch den unvergleichlichen Künstler Matthews (ein zweyter Garrik, aber bloß im Komischen), der seit zwey Wintern in einem eigenen ehemahligen Schauspielhaus am Strand ganz allein das Publicum unterhält, und zwar auf eine höchst originelle Weise, durch eine erstaunliche Fertigkeit der Zunge,

Reihen reich verzierte Logen von versilberten Pfeilern getragen, erheben sich in geschmackvoller Wölbung übereinander. Vor jeder Loge hängt ein Kronleuchter, aus welchen zwölf bis fünfzehn blendende Gasflämmchen hervorströmen. An den Seitenlogen befindet sich ein schön durchbrochenes Gitterwerk und oben an der Gallerie läuft ringsum ein reich vergoldetes Geländer. Der Grund auf den Brüstungen ist von mattblauer Farbe, mit heitern Gruppen aus der Mythologie. Das Ganze wird mit so viel Sorgfalt unterhalten, daß sogleich nach Beendigung des Schauspiels alle Logen mit Tuch behangen werden, um allen Staub davon entfernt zu halten. Oefters fällt jedoch auch diese Sorgfalt ins Uebertriebene. So kommen in den großen Opern zwey Bediente in den Zwischenacten mit Kehrbesen, und kehren den Staub von der Bühne. Der Preis einer Loge in der Oper ist für den Winter 200 Guineen.

Das Theater Coventgarden faßt nach Cook 3015 Personen, nähmlich:

1200	in den Logen
632	im Partere
822	in der ersten Gallerie
361	in der zweyten Gallerie
3015	

Das Theater Drurylane 3948 Personen, nähmlich:

1960	in den Logen
930	im Parterre
632	in der ersten Gallerie
426	in der zweyten Gallerie.
3948	

(Um 8 Uhr findet in beyden Theatern ein halber Preis Statt, d. h. der Eintritt kostet dann nur die Hälfte.)

Die große Oper (Kings Theatre) faßt nur 2500 Personen, nähmlich:

900	in den Logen
800	im Parterre (Preis ½ Guinee)
800	in der Gallerie
2500	

Die übrigen kleinen Theater sind unbedeutend. Die Oper ist bloß Dienstags und Samstags und nur vom December bis in Juny oder July geöffnet.

Ein großer Abbruch geschieht den beyden Theatern durch den unvergleichlichen Künstler Matthews (ein zweyter Garrik, aber bloß im Komischen), der seit zwey Wintern in einem eigenen ehemahligen Schauspielhaus am Strand ganz allein das Publicum unterhält, und zwar auf eine höchst originelle Weise, durch eine erstaunliche Fertigkeit der Zunge,

Reihen reich verzierte Logen von versilberten Pfeilern getragen, erheben sich in geschmackvoller Wölbung übereinander. Vor jeder Loge hängt ein Kronleuchter, aus welchen zwölf bis fünfzehn blendende Gasflämmchen hervorströmen. An den Seitenlogen befindet sich ein schön durchbrochenes Gitterwerk und oben an der Gallerie läuft ringsum ein reich vergoldetes Geländer. Der Grund auf den Brüstungen ist von mattblauer Farbe, mit heitern Gruppen aus der Mythologie. Das Ganze wird mit so viel Sorgfalt unterhalten, daß sogleich nach Beendigung des Schauspiels alle Logen mit Tuch behangen werden, um allen Staub davon entfernt zu halten. Oefters fällt jedoch auch diese Sorgfalt ins Uebertriebene. So kommen in den großen Opern zwey Bediente in den Zwischenacten mit Kehrbesen, und kehren den Staub von der Bühne. Der Preis einer Loge in der Oper ist für den Winter 200 Guineen.

Das Theater Coventgarden faßt nach Cook 3015 Personen, nähmlich:

1200 in den Logen
632 im Parterre
822 in der ersten Gallerie
361 in der zweyten Gallerie

3015

Das Theater Drurylane 3948 Personen, nähmlich:

1960 in den Logen
930 im Parterre
632 in der ersten Gallerie
426 in der zweyten Gallerie.

3948

(Um 8 Uhr findet in beyden Theatern ein halber Preis Statt, d. h. der Eintritt kostet dann nur die Hälfte.)

Die große Oper (Kings Theatre) faßt nur 2500 Personen, nähmlich:

900 in den Logen
800 im Parterre (Preis ½ Guinee)
800 in der Gallerie

2500

Die übrigen kleinen Theater sind unbedeutend. Die Oper ist bloß Dienstags und Samstags und nur vom December bis in Juny oder July geöffnet.

Ein großer Abbruch geschieht den beyden Theatern durch den unvergleichlichen Künstler Matthews (ein zweyter Garrik, aber bloß im Komischen), der seit zwey Wintern in einem eigenen ehemahligen Schauspielhaus am Strand ganz allein das Publicum unterhält, und zwar auf eine höchst originelle Weise, durch eine erstaunliche Fertigkeit der Zunge,

Gesichtsveränderungen, schnelle Verkleidungen, Bauchrednerkünste und Nachahmung der Sprachen. Am meisten Beyfall erntete er in der Erzählung und lebendigen Darstellung seiner Reise nach Paris (a trip to Paris), ein Gewebe von launigen Einfällen und komischen Abenteuern. Sein Auftreten kündigt er jedesmahl durch die Anzeige „Mr. Matthews at home“ an.

Edinburg im Juny 1820.

Aus der hohen Gebirgsstadt Schottlands, lieber Freund, schreibe ich dir diese Zeilen; aus jenen rauhen aber interessanten Hochlanden, schon in grauer Vorzeit der Aufenthalt eines großherzigen und tapfern Volkes, von dem uns die Geschichte so manche schöne Sagen und herrliche Lieder aufbewahrt hat. Ehe ich dir aber über die Nachkommen dieses Volkes und ihre merkwürdige Hauptstadt etwas sage, will ich vorher noch einiges von meiner Reise nachhohlen.

Gleich hinter Newcastle beginnt eine breite schöne Heerstraße, welche die Gemeinde der Stadt auf ihre eigene Kosten hat errichten lassen.

Von der alten Römermauer (Picts Wall) sieht man in der Nähe der Landstraße keine Spur mehr. Bloß im Innern des Landes findet man hier und da

noch ansehnliche Trümmer und Bruchstücke *) Das Land nimmt nun einen öderen und rauheren Charakter an. Auf einem Hügel steht hart am Wege eine einfache Denksäule zu Ehren Nelsons.

Sechs und dreyßig Meilen von Newcastle liegt mitten im Gebirge das Städtchen Alnwick mit dem alten gothischen Schlosse der Herzoge von Northumberland. Auf den Mauern dieses Schlosses stehen unzählige Streiter mit Kolben, Schwertern, Schildern und Lanzen bewaffnet, alle in drohender Stellung. Die steinernen Figuren sind alle in Lebensgröße, daher das getäuschte Auge in der Ferne wirklich ein Heer von Reisigen auf den Zinnen der Burg zu erblicken glaubt. Das Städtchen treibt reichlichen Ackerbau der besonders durch den Herzog begünstigt wird. Die Pächter haben ihm deßhalb auf einer kleinen Anhöhe eine Ehrensäule errichtet mit

*) Diese Mauer lief 3 Meilen östlich von Newcastle bis 2 Meilen westlich von Carlisle und bestand aus zwey besondern Linien. Die erste unter Kaiser Hadrian erbaute, bloß ein Erdwall 8 Fuß dick und 12 Fuß hoch; die zweyte von Severus war ein Steinwall 7 Fuß dick, und 11 Fuß hoch.

Während des schottischen Aufruhes 1715 und 1745 sollte eine Heerstraße über die alten Trümmer dieser Mauer errichtet werden, wo man überall auf alte Thürme, Kastelle und Ueberbleibsel von Lagern und Städten stieß. Die beabsichtigte Straße kam nach Unterdrückung der Unruhen nicht zu Stande.

einem Löwen auf der Spitze, und dem Motto des Herzogs:

Vertrauen auf Gott!
Esperance en Dieu!

Alle Häuser in Städten und Dörfern sind nun von Stein und besitzen darin viel Aehnlichkeit mit dem Norden von Deutschland. An den Landstraßen bemerkt man auch mehrere Brunnen und Bäume. Viele Kinder und Weiber sieht man barfuß auf Straßen und Feldern. Das Land ist nur dünn bevölkert. Zur linken des Weges erheben sich hohe kahle Berge (Cheviot hills.) von denen einige oft bis im July mit Schnee bedeckt sind. Rechts hat man dagegen bey heiterm Wetter einen prachtvollen Anblick, denn hier spielt das vom hohen, unentdeckten Pole herabrauschende Nordmeer seine blauen, krystallhellen Wogen heran.

Vor der alten Stadt Berwick liegen fünf kleine Inseln im Meer, wovon zwey mit Leuchtthürmen versehen, die übrigen aber unbewohnt sind. Weiter hinauf liegt die heilige Insel (holy Island,) mit einem Fischerdorf von 500 Einwohnern und einem Kastell mit fünf Kanonen. Der Canal zwischen dieser Insel und dem festen Lande ist bey der Ebbe so seicht, daß man ihn bequem durchwaden kann.

Berwick, 8000 Einwohner, an der Mündung des Flusses Tweed, über den eine lange schmale, steinerne Brücke führt, ist eine kleine alte Stadt mit engen Straßen. In der etwas breitern Hauptstraße bemerkt man das Rathhaus mit zwey in Stein gehauenen Bären auf der Vorderseite. Die alten, festen Wälle sind noch rings um die Stadt sichtbar. Der Hauptverkehr von Berwick besteht im Salmen-Fischfang. Die Fische werden in Eis verpackt und durch schnellsegelnde Fahrzeuge nach London versandt, die bey günstigem Wetter oft früher wie die Postkutsche eintreffen.

Außerdem hat die Stadt einige Leinwand-Manufakturen und Bleichen für Rechnung verschiedener Edinburger Häuser.

Von hier an tragen die Knaben kleine, blaue, schottische Mützen mit einer weiß und rothgewürfelten Einfassung.

Zwischen Berwick und Dumbar kommt man über zwey steinerne Brücken, Pease bridge und Cockburns path, die über zwey sogenannte gleen (Klüfte) geworfen sind. Die Gegend ist hier kahl und wild.

Sechs und dreyßig Meilen von Berwick liegt ebenfalls hart an der Küste das Städtchen Dumbar, mit einer breiten Hauptgasse und den Rui-

nen eines alten Schlosses, worüber die See bey der Fluth wegspielt. Unter dem Schlosse liegt eine dunkle, grause Höhle, die bey stürmischem Meer von den schäumenden Wellen benetzt wird. Dieß soll früher das Burgverließ gewesen seyn.

Die Stadt hat einen guten sichern Hafen. Bloß der Eingang ist durch die vielen Klippen gefährlich. Die Einwohner nähren sich meistens vom Häringfang. Auch gehen mehrere Schiffe auf den Wallfischfang.

Nahe bey Dumbar ragt die Felseninsel Baß aus dem Meere empor, auf deren Spitze die Ruine eines alten Thurmes liegt, der früher zum Staatsgefängniß gedient hat. Diese Klippe, die bloß auf einer Seite zugänglich ist, hat einige englische Meilen im Umfange. Merkwürdig ist die süße Quelle und das schöne Gras auf der Fläche des Felsens. Hier halten sich viele Kaninchen und eine große Zahl Wasservögel auf, worunter am häufigsten die Solandgans (Soland goose, Selecanus Bassanus Linn.), die bloß hier und auf den Orkaden getroffen wird, und gewöhnlich zur Häringszeit eintrifft. Die Daunen dieser Vögel liefern den Küstenbewohnern — die sich zu den Nestern mit Lebensgefahr an Stricken den Felsen hinunter lassen — einen einträglichen Erwerb.

Der landeinwärts liegende Flecken Haddington ist bloß als Geburtsort des Reformatoren John Knox berühmt.

Jetzt nähert man sich Edinburg, und von allen Seiten gewinnt das Land ein schönes und sorgfältig unterhaltenes Ansehen. Bey Musselberg (von den Schotten das zweyte Montpellier genannt) sieht man schon viele artige Landhäuser. Dieser Ort liegt dicht am Meerbusen von Edinburg (sechs Meilen), hat eine gesunde Luft und viele Seebäder. Die Einwohner sind größtentheils Fischer und Gärtner, die die Hauptstadt mit grünem Gemüse und Fischen, meistens Kabliau (Haddocks) versehen. Am thätigsten sind dabey die Musselburger Weiber, gewöhnlich von starkem viereckichtigen Bau, die wie die Pariser Poissardes jeden Abend in den Straßen von Edinburg mit heller Stimme ihre frischen Waaren ausschreyen. Bey verspäteter Ankunft der Fische haben sie eine Eilpost unter sich errichtet, wobey sie, wie die Chinesen, von einer Strecke zur andern ihre Posten stehen haben, und im vollem Lauf die schweren wicker baskets (Körbe) aus einer Hand in die andere bis zur Hauptstadt weiter befördern.

Der Eingang in Edinburg ist bis jetzt noch durch

die alte Stadt*) durch enge und schmutzige Straßen. Das erste was dem Fremden auffällt, sind die steinernen Treppen vor den Häusern, die bey vielen bis in den ersten Stock gehen. Von hier zieht sich die alte Hauptstraße (High Street) eine Meile weit berg aufwärts bis zum Schlosse hin. In dieser Straße sind die höchsten Häuser, die jedoch bloß an der Seite des Hügels zehn bis 12 Stock hoch sind, in der Straße selbst aber nur fünf bis sechs Stock zeigen. Hier ist die Börse, das Parlamenthaus, die große Gerichtshalle, die Advocaten-Bibliothek, und der Zusammenfluß alles Gewühls in der Altstadt. Hier wohnten auch noch vor fünfzig Jahren die ersten angesehensten Familien des Landes, die aber jetzt meistens in die Neustadt gezogen sind, und ihre Wohnungen an kleinere Kaufleute, Krämer und Handwerker abgetreten haben. Alle Häuser sind bis unters Dach mit steinernen Treppen versehen, und fast in jedem Stock wohnt eine besondere Familie. Bey Feuersgefahr sind die steinernen Treppen von unendlichem Werth, daher man auch in den schönsten Häusern der Neustadt diese heilsame Einrichtung beybehalten hat.

Auf der Spitze von High Street angelangt,

*) Die neue Straße um Caltou hill wird im Kurzem eröffnet, und führt über die Regents bridge zur Princes Street in der Neustadt.

sieht man sich auf einmahl an einen großen Felsen, der sich von drey Seiten lothrecht in die Tiefe senkt, auf diesem Felsen liegt das alte Kastell oder Schloß (castle), das mit einer Zugbrücke versehen und durch zwey kleine halbmondförmige Batterien den einzigen Zugang, von der Hochstraße her, beherrscht.

Zwischen den letzten Häusern der Straße und dem Schlosse ist ein kleiner freyer Platz, 350 Fuß lang und 300 Fuß breit, mit einem Geländer auf der Nordseite. Der Felsen hat ungefähr sieben englische Acres und liegt 383 Fuß über der Fläche des Meeres. Das Schloß war in frühern Zeiten Residenz sowohl als Gefängniß der Könige von Schottland, auch wird noch das Zimmer gezeigt, wo Maria Stuart Jakob VI. den nachherigen Jakob I. von England gebar, und in dem Kronzimmer (Crown room) liegt der seit 1818 ans Licht gezogene alte Reichsschmuck (Regalia), aus Krone, Zepter, Schwert und einem silbernen Stab des Lords Schatzmeisters bestehend. Das Schloß faßt 2000 Mann Garnison, wird aber in den neuern Zeiten nicht mehr für unüberwindlich gehalten.

Gleich hinter der Zugbrücke liegt am ersten Thor eine Hauptwache mit einem Wasserbehälter. Nach den zwey andern Thoren folgt das Zeughaus, worin Raum für 30,000 Gewehre, das Haus des

die alte Stadt*) durch enge und schmutzige Straßen. Das erste was dem Fremden auffällt, sind die steinernen Treppen vor den Häusern, die bey vielen bis in den ersten Stock gehen. Von hier zieht sich die alte Hauptstraße (High Street) eine Meile weit berg aufwärts bis zum Schlosse hin. In dieser Straße sind die höchsten Häuser, die jedoch bloß an der Seite des Hügels zehn bis 12 Stock hoch sind, in der Straße selbst aber nur fünf bis sechs Stock zeigen. Hier ist die Börse, das Parlamenthaus, die große Gerichtshalle, die Advocaten-Bibliothek, und der Zusammenfluß alles Gewühls in der Altstadt. Hier wohnten auch noch vor fünfzig Jahren die ersten angesehensten Familien des Landes, die aber jetzt meistens in die Neustadt gezogen sind, und ihre Wohnungen an kleinere Kaufleute, Krämer und Handwerker abgetreten haben. Alle Häuser sind bis unters Dach mit steinernen Treppen versehen, und fast in jedem Stock wohnt eine besondere Familie. Bey Feuersgefahr sind die steinernen Treppen von unendlichem Werth, daher man auch in den schönsten Häusern der Neustadt diese heilsame Einrichtung beybehalten hat.

Auf der Spitze von High Street angelangt,

*) Die neue Straße um Calton hill wird im Kurzem eröffnet, und führt über die Regents bridge zur Princes Street in der Neustadt.

sieht man sich auf einmahl an einen großen Felsen, der sich von drey Seiten lothrecht in die Tiefe senkt, auf diesem Felsen liegt das alte Kastell oder Schloß (castle), das mit einer Zugbrücke versehen und durch zwey kleine halbmondförmige Batterien den einzigen Zugang, von der Hochstraße her, beherrscht.

Zwischen den letzten Häusern der Straße und dem Schlosse ist ein kleiner freyer Platz, 350 Fuß lang und 300 Fuß breit, mit einem Geländer auf der Nordseite. Der Felsen hat ungefähr sieben englische Acres und liegt 383 Fuß über der Fläche des Meeres. Das Schloß war in frühern Zeiten Residenz sowohl als Gefängniß der Könige von Schottland, auch wird noch das Zimmer gezeigt, wo Maria Stuart Jakob VI. den nachherigen Jakob I. von England gebar, und in dem Kronzimmer (Crown room) liegt der seit 1818 ans Licht gezogene alte Reichsschmuck (Regalia), aus Krone, Zepter, Schwert und einem silbernen Stab des Lords Schatzmeisters bestehend. Das Schloß faßt 2000 Mann Garnison, wird aber in den neuern Zeiten nicht mehr für unüberwindlich gehalten.

Gleich hinter der Zugbrücke liegt am ersten Thor eine Hauptwache mit einem Wasserbehälter. Nach den zwey andern Thoren folgt das Zeughaus, worin Raum für 30,000 Gewehre, das Haus des

Commandanten, und die Barracken der Soldaten, nebst dem alten tiefen Brunnen, einer Kapelle und einem freyen Platz zum Exercieren. Dann folgen mehrere Batterien über einander, und auf dem höchsten Walle weht die brittische Flagge. Die Aussicht von hier ist unvergleichlich, und hat so etwas Magisches und Romantisches, wodurch sich die Seele unwiderstehlich, und ohne daß sie sich selbst Rechenschaft dafür zu geben weiß, angezogen und gefesselt fühlt.

Hier steigen duftige und seltsam geformte Berge empor, an deren Fuß sich dicht gedrängte Straßen von hohen steinernen Häusern hinziehen, dort ruht der Blick auf grünen Wiesen und heiterer Landschaft und in der Ferne ergießt sich der weite große Meerbusen (Frith of Forth *) wie eine Schweizersee voll leuchtender Segel und mit Gebirgen umkränzt. Es ist ein Gemisch von Kühnem und Elegischen, von Großem und Wunderbaren, von Heitern und Lieblichen was in der Poesie wie in dem ganzen Leben der Schotten, von der frühesten Vorzeit bis herab zu unsern Tagen sichtbar ist.

Das Parlamenthaus (Parliament house) liegt etwas versteckt hinter einer alten Kirche (St. Gile's) dicht bey der Hochstraße. Das Gebäude hat

*) Frith oder auch Firth bedeutet Mündung und Forth ist der Nahme des Flusses.

von Außen nichts Besonderes. Auf dem kleinen freyen Platze steht die Bildsäule Carl II. zu Pferd. Im Innern ist vieles verändert; bloß die Halle (Outer hall), 122 Fuß lang und 49 Fuß breit, mit einer schön verzierten Decke von Eichenholz, und einer Mamor-Statue des verstorbenen Lord Melville, worin ehemahls das schottische Parlament zusammen kam, ist geblieben, und dient jetzt zu Gerichts-Versammlungen und zum Vereinigungspunct der unzähligen Advocaten, die sich hier, wie im Westmünsterhall in weiten schwarzen Mänteln und langen, gepuderten Lockenperücken herumtreiben. Das Gewühl ist hier fast noch stärker wie in London. Dort schreiten welche in lebhaftem Gespräch einher; hier sitzen mehrere ganz vertieft mit Papieren und Rollen in Händen, während sich andere eilfertig durchdrängen und die Pedellen von erhöhtem Standpuncte aus die begehrten Nahmen ausrufen. Um 9 Uhr muß jeder Richter auf seinem Posten seyn. Ueberall hängen kleine Tafeln und Anschlagzettel. In dieser Halle halten bloß zwey der Lorde ordinary in kleinen Nischen mit Schranken umgeben, Gericht. Die übrigen Richter sitzen in den anstoßenden schönen Gerichtszimmern. Im Erdgeschoß oder vielmehr darunter, da das Parlamenthaus an einem Hügel gebaut ist, haben die Advocaten ihre zahlreiche und

treffliche Bibliothek, wo sie sich in zweifelhaften Fällen gleich Rath hohlen können. Diese Bibliothek ist die beste in Schottland, weit bedeutender und gewählter wie die Universitäts-Bibliothek, und besitzt auch mehr deutsche wissenschaftliche Bücher aus der neuern Zeit, als alle übrigen Büchersammlungen in Großbrittanien zusammen. Man findet auch darunter alle deutschen Classiker, sämmtliche Literatur-Zeitungen, Ersch und Grubers Encyclopädie, Conversations-Lexicon ꝛc.

Der thätige Sir Wm. Hamilton, der mehrere Jahre in Göttingen zubrachte, that alles Mögliche, um die deutsche Literatur und Sprache mehr in Aufnahme zu bringen. Er klagte mir nur, daß noch so viele Vorurtheile unter seinen Landsleuten dagegen herrschten, und führte besonders an, was ich dir schon früher von London aus mittheilte. Die ganze Advocaten-Bibliothek enthält über 120,000 Bände und viele seltene Manuscripte. Ein neuer Catalog ist in der Arbeit. Aus den untern, dunklen Zimmern wird sie jetzt einen Stock höher, in einen schönen, hellen und geräumigen Saal verlegt.

Jeder Advocat zahlt bey seiner Aufnahme 100 L. Sterl. an dieselbe.

Man hat allgemein einen gründlichen Mann aus Deutschland an die Stelle des vor Kurzem ver-

storbenen ersten Bibliothekar gewünscht, und auch dem Dr. Benecke aus Göttingen den Antrag gemacht, der ihn aber, seiner vorgerückten Jahre wegen ablehnte.

In einem kleinen Seitenflügel ist die kleine, aber ebenfalls schätzbare Bibliothek der königlichen Siegelschreiber (Writers to the Signet) von 5000 Bänden. Der 136 Fuß lange Saal ist, von Pfeilern getragen, mit einer Gallerie versehen, und wird von unten durch eiserne Röhren und mehrere im Fußboden angebrachte durchlöcherte Eisenplatten gewärmt.

Reise nach Brasilien

in den Jahren 1815 bis 1817, von Maximilian Prinzen v. Wied-Neuwied.

(Fortsetzung.)

VIII.

Reise von Rio Doçe nach Caravellas, zum Flusse Alcobaça und nach Morro d Arard am Mucuri zurück.

Nach einer auf dem Quartel zu Regencia zugebrachten Nacht setzte die Gesellschaft am folgenden Morgen, den 30. December über den Fluß, und langte nach einem längs der öden Sandküste zurückgelegten Weg zu Quartel de Monsera oder de Juparanán da Praya an, wo sieben Soldaten ihren Posten haben. Hier befindet sich eine schmale lange Lagoa, Lagoa Juparanán da Praya, zum Unterschied von dem weit beträchtlichern Landsee unweit Linhares genannt. Zur Zeit des hohen Wassers hat sie hier an der Küste einen starken Abfluß in die

See, über welchen man dann mit dem Canoe übersetzen muß, jetzt konnte man trocknen Fusses darüber gehen. Das Quartel liegt auf der Sandküste, unmittelbar an der See; nahe dahinter dehnt sich die schmale Lagoa aus und jenseits derselben erhebt sich ein finsterer Wald, in welchen man eine Menge wilder Cocospalmen unterscheiden konnte. In der Nähe dort haben die Soldaten einige Pflanzungen angelegt, wo sie für ihren Bedarf hinlänglich Mandiecco, Mais und selbst schöne Wassermelonen (Melançia's) bauen, und ihren Unterhalt noch überdieß durch Jagd und Fischerey vermehren.

Die Reisenden fanden hier einen alten merkwürdigen Mann, einen gewissen Simam (Simon), der schon viele Jahre in völliger Einsamkeit in einem kleinen Häuschen in der Nähe dieses Quartels lebt, und nicht die mindeste Furcht vor den Wilden hat. Obgleich er schon sehr alt ist, so besitzt er dennoch einen seltenen Grad von Körperkraft und Munterkeit, warum ihn alle Nachbarn lieben. Er baut seine Pflanzungen selbst, ist ein erfahrner Jäger und Fischer, und kennt die umliegende Gegend genau.

Um sicher durch die wüste, von Menschen unbewohnte Wildniß, 18 Legaos weit nach St. Mathäus zu kommen, erhielt die Gesellschaft hier, auf das von dem Minister erhaltene Unterstützungsschrei-

den zwey Mann zur Begleitung, worauf noch längs der einförmigen Seeküste 6 bis 7 Legaos zurückgelegt wurden. Die beyden Soldaten, ein Neger und ein Indier hielten sich sehr oft auf, um aus dem Sande Schildkröteneyer auszugraben. Da in dieser menschenleeren öden Wüste, selbst an den meisten Plätzen kein Trinkwasser zu finden ist, so darf man diejenigen Stellen, wo dieses noch zu finden, nicht verfehlen, daher ein des Weges kundiger Führer sehr nothwendig. Da aber keiner der zwey Soldaten diese Reise gemacht, so hatten die Reisenden das Unglück, den ersten Wasserplatz, Caçimba de St. João, zu verfehlen. Den zweyten fanden sie zwar, aber den dritten konnten sie am Abend, wo sie Halt machen mußten, ungeachtet alles Suchens nicht finden, und daher die mitgebrachten Provisionen, die nur durch Wasser genußbar zu machen, nicht benutzen. Es blieb daher nichts übrig, als den Hunger mit ein wenig trocknem Maismehl und den glücklicher Weise von den Soldaten gefundenen Schildkröteneyern, die man im Seewasser abkochen konnte, zu stillen. In dieser Verlegenheit fanden sie eben, als sie mit dessen Herbeyhohlung und dem Sammeln einiges Treibholzes auf dem Strande beschäftigt waren, in geringer Entfernung von dem Feuer eine colossale Seeschildkröte (Testudo Mydas, Lin.),

die eben im Begriff war, ihre Eyer in den Sand zu legen. Sie ließ ſich in dieſer Verrichtung durch die Gegenwart der Reiſenden nicht im geringſten ſtören, man konnte ſie berühren und ſogar aufheben, wozu aber vier Männer nöthig waren. Sie gab kein anderes Zeichen der Unruhe von ſich, als ein Blaſen, wie die Gans thut, wenn man ſich ihrem Neſte nähert. Sie arbeitete mit ihren floßenartigen Hinterfüßen langſam in der einmahl begonnenen Art fort, indem ſie gerade unter ihrem After ein cylinderförmiges, 8 bis 12 Zoll breites, rundes Loch in den Sandbpden aushöhlte; die herausgenommene Erde warf ſie äußerſt geſchickt und regelmäßig, ja gewiſſermaßen im Tacte, zu beyden Seiten neben ſich hin, und fing alsdann ſogleich an, ihre Eyer zu legen.

Einer der beyden Soldaten legte ſich neben die Schildkröte nieder, griff in das Erdloch hinab, und warf die Eyer beſtändig heraus; auf dieſe Art ſammelte man in kurzer Zeit, von etwa 10 Minuten, an 100 Eyer. Da man dieſes ſchöne Thier, ſeines großen Gewichtes wegen, ſo wie wegen der Schwierigkeit, die ungefügige Laſt, die allein ein eigenes Maulthier erfordert hätte, aufzuladen, nicht mitnehmen konnte, begnügte ſich die Geſellſchaft mit dem Tribut der Eyer. Dieſe coloſſalen Thiere, die Mi-

das- und die weichschalige Schildkröte (Testudo Mydas und coriacea), so wie die Testudo Caretta oder die Caüanne, legen besonders in diesen unbewohnten Gegenden der Küste, zwischen dem Riacho und Mucuri, in den wärmsten Monathen des Jahres, ihre Eyer in den Sand. Sie steigen dazu in der Abenddämmerung ans Land, schleppen ihren schweren Körper die Seeküste hinauf, höhlen ein Loch aus, legen ihre Eyer hinein, füllen es wieder mit Sand an, den sie fest stampfen, und eilen ein oder zwey Stunden nach Sonnenuntergang, dem Meere schon wieder zu. Auch diese Schildkröte fand die Gesellschaft nicht mehr, als sie nach einigen Stunden nach dem Strande zurück kehrten; sie hatte ihr Loch verdämmt und ihre breite Spur im Sande zeigte, daß sie ihrem Elemente wieder zugekrochen sey. Eine einzige dieser Schildkröten, kann eine ganze Gesellschaft sättigen; denn die Midas-Schildkröte soll gewöhnlich 10 bis 12 Duzend, und die weichschalige, welche den größten Umfang erreicht, 18 bis 20 Duzend auf einmahl legen. Diese Eyer sind ein sehr nahrhaftes Essen, und werden daher an den öden unbewohnten Küsten von den Indiern, und in der Nähe der Colonie selbst von den Weißen begierig aufgesucht.

Die Nacht ward bey mehreren angezündeten Feuern ruhig durchbracht; am andern Morgen zeig-

ten sich jedoch im Sande die frischen Spuren der großen Katzen die während der Nacht hier herum getrabt waren. Nach der Versicherung des alten Simam, soll in dieser Gegend der schwarze Tiger oder schwarze Unze (Felis brasiliensis) nicht selten seyn. Die Reisenden vermutheten die Stimmen dieses furchtbaren Raubthieres gehört zu haben, allein ihr Schlaf ward nicht unterbrochen und sie brachen wohlbehalten am folgenden Morgen wieder auf. Der 1. Januar, bey uns mit Eis und Schnee bezeichnet, brachte hier um 7 Uhr früh warme Sonnenstrahlen, und am Mittag eine seltene unerträgliche Hitze. Ohne es zu wissen, hatten sie am verflossenen Abend, vom Durst heftig geplagt, sich nicht weit von einem trinkbaren Wasser gelagert; denn kaum waren sie eine Stunde geritten, als sie die Barra secca erreichten, den Ausfluß einer Lagoa ins Meer, die zu gewissen Zeiten so klein wird, daß sie von demselben längs der Küste hin völlig getrennt ist, so daß man trocknen Fußes an der See hintreten kann. Allein jetzt stand ihr Wasser noch hoch, daher man die tiefe reißende Mündung passiren mußte, was einen langen Aufenthalt verursachte; da alle Maulthiere abgeladen werden mußten, die des Wassers kundigen Indier und Neger sich entkleiden, und nachdem sie auf ihren Köpfen die Kisten an das jenseitige Ufer getragen hat-

ten, auch die Reisenden sämmtlich hindurch tragen mußten.

Jenseits fand man die Ruinen eines hier ehemahls gewesenen Militärposten, und in deren Nähe trinkbares Wasser. In dieser Gegend hatten einige Indier übernachtet, wahrscheinlich um Schildkrötenеyer zu suchen und zu fischen, da die Barra secca sehr fischreich ist; auch befinden sich in ihrer Nähe große offne, vom Wald entblößte Stellen (Campos), die sehr zur Viehzucht geeignet sind. Die Hütten (Ranchos) der Indier von Palmblättern waren noch zu sehen. Gegen Mittag gelangte man abermahls zu einer frischen Quelle, der Abend und die folgende Nacht wurden wieder im Freyen zugebracht. Hier bildete an einigen Stellen die Remirea littoralis im tiefen Sande einiges Gras, und in Menge wachsen hier die Zwergpalmen, hinter welchen tiefer im Lande sich der hohe Wald erhebt. Nur die Spuren der Raubthiere im Sande zeigten, daß hier zuweilen einige menschliche Wesen umwandeln. Da sich hier kein Trinkwasser fand, so hatte man auch nichts zu essen. Bey eintretender Nacht wurde eine starke sichere Hütte von Cocosblättern vollendet, an der alles gearbeitet hatte. Aber ungeachtet der großen Ermüdung war dennoch an keinen Schlaf zu denken, wegen den unzähligen Moskiten, und ein heftiger

Gewitterregen verhinderte das ins Freye gehen. Am folgenden Morgen fand sich, daß alle Lastthiere der Gesellschaft, um Wasser zu suchen, bis zu der Quelle zurückgelaufen waren, wo man am vergangenen Mittag den Durst gelöscht hatte, wodurch man einen halben Tag verlor.

Am Abend ward die Barra de St. Matthäus, eines mäßigen Flusses mit angenehmen Ufer von Mangue (Conocarpus und Avicennia) Gebüschen und weiter hinauf mit Wald umgeben, erreicht. Ein Paar kleine Seefahrzeuge (Lanchos) lagen am südlichen Ufer vor Anker, am nördlichen befindet sich die Povoação, die den Nahmen Barra de St. Matthäus trägt, und aus 25 Feuerstellen besteht. Der Fluß kömmt aus den Urwäldern herab, die mit freyen Tapüyas angefüllt sind, macht mehrere kleine Cachoeiras und ist etwa 9 Legoas aufwärts für Sumaca's schiffbar. Seine Ufer sind die fruchtbarsten der Comarca, da die Ameisen hier wenig Schaden anrichten sollen, auch findet man in seinen Wäldern viele nützliche Holzarten. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf, unter denen der Rio de St. Anna, der Rio Preto oder Mariricia und St. Domingos die beträchtlichern sind. Da gerade die Fluth eintrat, so war er jetzt stark, daher niemand auf ihr Rufen und

Schießen hören wollte, bis endlich noch spät ein Couve sie abhohlte.

Etwa 8 Legoas aufwärts ist die Villa de St. Matthäus erbaut, deren Lage, wegen einiger Sümpfe nicht die gesündeste seyn soll. Sie hat etwa 100 Feuerstellen und zählt in ihrem District an 3000 weiße und farbige Einwohner. Als eine der neuesten Villas der Comarca von Porto Seguro ist sie in erfreulicher Aufnahme. Ihre Bewohner bauen viel Mandiocca; jährlich werden ungefähr 60,000 Alkeren Farinha ausgeführt, außerdem noch Breter aus den benachbarten Urwäldern. Nur etwa 8 Legoas von Villa de St. Matthäus aufwärts findet man noch bebautes Land, nähmlich bis zum Quartel von Galveyas, der letzten Schutzanlage gegen die Wilden. Etwa eine halbe Legoa von der Barra aufwärts befindet sich die Indier Povoação von St. Anna, die aus etwa 20 indischen Familien zusammengesetzt ist, und an 70 Köpfe zählt. Bald nach der Abreise von hier ward in St. Anna ein Botocude getödtet; es war ein bejahrter Mann, der in den Ohren und in der Unterlippe große Holzpflöcke trug. Herr Freyreiß, der diese Gegend im Frebruar noch einmahl besuchte, nahm dessen Kopf mit, der sich gegenwärtig in den Händen des Herrn Professor Sparrmann befindet.

In den Wäldern an den Ufern des St. Mat-

thäus gibt es noch sehr viele uncivilisirte Indier, die hier sämmtlich mit den Weißen im Kriege leben. Noch in dem letztverflossenen Jahre kamen 17 Personen durch sie ums Leben. Auf dem nördlichen Ufer streifen Patachos, Camanachos, Machacali's (von den Portugiesen auch Machacaris genannt; sie selbst sollen das r nicht gut aussprechen können) und andere bis Porto seguro hin. Auch die Botocudos ziehen hier häufig herum, und sollen hauptsächlich das südliche Ufer im Besitz haben. Sie werden von den andern Stämmen gefürchtet und gelten als Feinde der übrigen, die ihrer geringern Zahl wegen gegen sie gemeinsame Sache machen. Auf einer Fazenda, weiter aufwärts am Flusse wurden die Pflanzungen von den Wilden häufig beraubt. Da ersann der Besitzer derselben ein ganz eigenes Mittel, sich dieser feindlichen Gäste zu entledigen. Er lud eine eiserne Kanone, die sich auf der Fazenda befand, mit gehacktem Bley und Eisen, brachte ein Flintenschloß daran an, stellte sie auf dem schmalen Pfade, welchem die Wilden immer in Colonne zu folgen pflegten, auf, und legte ein Holz über diesen Weg, mit welchem der Abzug des Schlosses durch eine Schnur in Verbindung stand. Die Tabuyas erschienen in der Dämmerung, traten auf das Holz und die Explosion erfolgte, wie man beabsichtigt hatte. Als

man herbey eilte, um den Erfolg zu sehen, fand man die Kanone zersprungen, und an 30 Indier getödtet und verstümmelt theils noch auf dem Platze, theils hier und da zerstreut. Das Geheul der Entfliehenden soll man weit in der Gegend gehört haben. Seit dieser fürchterlichen Niederlage soll die Fazenda nie wieder heimgesucht worden seyn.

Im Flusse St. Matthäus, dessen ursprünglich brasilianischer Nahme Cricaré ist, findet man eine naturhistorische Seltenheit, die heut zu Tage nur in sehr wenigen Flüssen der Ostküste gefunden wird; dieß ist der Manati (Peixe Boi der Portugiesen). Ueber die Naturgeschichte dieses sonderbaren Thieres, schwebt noch manche Dunkelheit, besonders ist sein innerer Bau noch immer nicht gehörig untersucht. Er findet sich in diesem Flusse ziemlich häufig, soll aber auch in die See gehen und längs der Küste hin, zuweilen in andere Flüsse steigen, so hat man es z. B. im Alcobaça gefangen. Der Manati liebt zu St. Matthäus besonders eine Lagoa oder ein Binnenwasser mit Rohr und Gras bewachsen. Die Jagd desselben ist nicht ohne Schwierigkeit. Der Jäger fährt mit einem kleinen Canoe vorsichtig und ohne Geräusch zwischen dem Grase und Schilfe umher, erblickt er das Thier mit dem Rücken auf dem Wasser, wie es gewöhnlich erscheint, wenn es mit Grasen beschäftigt

ist, so nähert er sich ihm behutsam, und wirft einen an einem Strick befestigten Harpun nach ihm ab. Der Manati gibt viel Thran und sein Fleisch ist beliebt. Der Paukenknochen aus dem Ohr wird von dem unwissenden Volk als ein wirksames Arzneymittel aufgehoben und theuer verkauft. Ungeachtet der wiederhohlten größten Versprechung die der Prinz gemacht, konnte derselbe doch während seines drey bis vier monathlichen Aufenthalts in dieser Gegend kein solches Thier erhalten.

Außer dem nährt der Fluß noch eine große Menge von Fischen. Mehrere Arten einer Piau genannter Gattung, besonders der Gras-Piau, finden sich zur Zeit des hohen Wassers besonders auf überschwemmten Grasplätzen ein. Hier fahren die civilisirten Indier mit ihren kleinen leichten Canoe umher und schießen diese Fische mit Pfeilen; eine Art von Fischjagd die man an vielen Orten unter den Indiern findet. Der dabey gebräuchliche Bogen ist 2½ bis 3 Fuß lang und von der Größe des Kugelbodoks; der etwa 3 Fuß lange Pfeil ist von Kaquara (Rohr) und mit einer Spitze von Holz oder Eisen, welche an jede Seite einen Widerhaken hat, versehen.

Etwa eine halbe Legoa von St. Matthäus ergießt sich der kleine Fluß Guajintiba in die See. Auf diesen pflegt man sich einzuschiffen und 3 Legoas

nach der Fazenda von As Haünas zu machen, welche dem Ouvidor der Comarca von Posto seguro, Marçelins da lunha gehört. Der Fluß hat dicht mit Gebüsch bewachsene Ufer, am häufigsten sieht man, besonders nach der See hinab, die Mangue-Gebüsche, deren Rinde mit Vortheil zum Gärben der Häute benutzt wird. Das Wasser dieses Flusses ist dunkelbraun, wie an den meisten kleinen Waldflüssen in Brasilien, und sehr fischreich. Die Gesellschaft landete an einer verödeten und wie es schien verlassenen Pflanzung, wo sie die köstlichsten Ananasse verwildert gewachsen fanden, groß, saftig und aromatisch. Die eßbare Ananas wird in Brasilien nicht wild gefunden, allein man zieht sie sehr häufig in den Pflanzungen, wo sie denn gleich einer wilden Pflanze fortwuchert. Man benutzt sie hier auch um Branntwein daraus zu machen. Gleichen Gebrauch macht man von der Frucht des Acaju Baums, der in Brasilien an der Ostküste überall in sandigen Gegenden wächst. Sein Wuchs gleicht dem unsers Apfelbaumes, er hat starke Aeste und einzeln stehende Blätter, daher er wenig Schatten gibt. Die Blüthe ist klein und hellröthlich; die schwärzlich nierenförmige Frucht sitzt auf einem fleischigen Fruchtboden, der die Gestalt und Größe einer Birne hat. Diesen Theil der Frucht ißt man, er hat aber eine etwas

herbe Säure. Den schwarzen Kern röstet man, wo er dann sehr schmackhaft ist, jedoch vorher geschält werden muß. Der Saft des fleischigen Theiles der Frucht ist, da er auf den Urin wirkt, ein sehr wirksames Mittel für venerische Uebel und für die Wassersucht.

Gegen Abend ward die Spazierfahrt um so angenehmer, als hier keine Moskiten plagten. Hoher, finsterer Wald bildete romantische Gruppen an den Ufern, und der heitere Vollmond vollendete das reitzende Gemählde. Von der Fazenda her tönte von fern schon die Trommel der Schwarzen entgegen. Die Negersclaven behalten gar gern ihre vaterländischen Gebräuche, so viel sie können, bey; so sieht man unter ihnen alle die musikalischen Instrumente, von denen Afrikas Reisebeschreiber reden, unter denen die Trommel eine Hauptrolle spielt.

Haünas ist eine Vieh-Fazenda, mit einem Coral für das Rindvieh und einer schlechten Hütte, wo einige Neger und Indier die Thiere warten. Der Besitzer hat hier einige indische Familien versammelt, die mit der Zeit eine Ansiedlung bilden sollen; sie waren früher bestimmt, die Seeküste gegen die Tapuya's zu schützen, daher Haünas eigentlich als ein Quartel anzusehen.

Einige Indier, die zufällig mit den Reisenden

dieſelbe Beſtimmung hatten, begleiteten ſie nordwärts von Haünos. Sie waren mit Gewehren verſehen und der Gegend vollkommen kundig. Nachdem ein Paar kleine, romantiſche Landſchaften bildende Bäche durchritten, kam man an eine ſehr verrufene Stelle, wo man ſchon öfters feindliche Tapuyas angetroffen. Dieſe Stelle führt den Nahmen Os Lençóes (die weißen Tücher); weil hier an einer felſigen Landſpitze blendend weißer Sand mit Grasboden abwechſelt, und es darum von der See aus ſcheint, als habe man hier weiße Tücher aufgeſpannt. Die Patachos, die dieſe Gegend bewohnen, hatten ſeit langer Zeit Friede gehalten, als einer ihrer Landsleute getödtet, und ſie dadurch von neuem zu Feindſeligkeiten gereizt wurden. Unweit des Rio das Oſtras traf man zufällig auf der Sandfläche an der See ein Jacaré von etwa 5 Fuß Länge, das wahrſcheinlich auf der Reiſe aus einem Flüßchen in dem andern überraſcht worden war. Zu ſeiner Rechten hatte es die Feldmark, zur Linken das Meer, daher es nicht ausweichen konnte und unbeweglich ſitzen blieb. Bey heftigem Reizen mit dem Stocke biß es wohl ein wenig um ſich, dennoch konnte man es ohne Gefahr angreifen. Dieſes in der Jugend ſo gewandte und ſchnelle Thier ſcheint, wenn es älter wird, auf

dem Lande äußerst unbehülflich zu seyn, denn es kroch nur sehr langsam fort.

Nach einem Weg von etwa zwey Legoas erreichten die Reisenden den Bach Barra Nova mit einer kleinen Povoação von einigen Hütten, die auf einer mäßigen aber steilen Höhe erbaut sind. Hier ruhten sie während der Mittagshitze, und erreichten dann mit der Abenddämmerung die Mündung des Mucuri, eines nicht sehr starken schönen Flusses, der aus dichten Wäldern hervortritt; Mangue Gebüsche an seinen Ufern geben ihm hier ein freundliches Ansehen.

Villa de St. José do Port allegre, gewöhnlich de Mucuri genannt, ist am nördlichen Ufer des Flusses unweit seiner Mündung erbaut. Es ist ein kleiner Ort von 30 bis 40 Häuser, in deren Mitte eine kleine Kapelle steht; und bildet ein, an der vordern Seite nach dem Flusse zu offenes Quadrat. Die Häuser sind klein und beynahe sämmtlich mit Stroh gedeckt, auf dem innern Platze weiden Schafe, Schweine und Ziegen umher. Die Einwohner, größtentheils Indier, sind arm, und haben keinen Handel; zuweilen führen sie etwas Farinha aus, allein Engenho's gibt es hier am Flusse gar nicht, nur der Escrivam (Amts- oder Stadtschreiber) der Villa verkauft Branntwein und einige

andere Lebensbedürfnisse. Außerdem befindet sich hier ein Geistlicher, und zwey der Einwohner versehen abwechselnd das Amt des Juiz (Richter) wie in allen Villas von Brasilien. Der Geistliche des Orts ist der einzige Bewohner dieser Gegend, der eine bedeutende Fazenda besitzt; er hat daselbst einiges Rindvieh, das ihn mit Milch versieht, eine wahre Seltenheit an dieser Küste.

Die hiesigen Wälder, in denen sich beynahe alle Holzarten der Ostküste vereint finden, sind mit einer Menge der kostbarsten Hölzer angefüllt. Um sie zu benutzen hat man die Absicht, ein Holzsägewerk hier anzulegen, und ein Müllermeister aus Thüringen, Nahmens Kramer, erhielt den Auftrag, sie einzurichten. Da indeß jene Gegend noch ein Besitz der Patachos und der wilden Thiere ist, daher die Anlegung dieses Baues noch nicht ausführbar, so gab der Minister, der hier ansehnliche Ländereyen besaß, dem Oberbeamten der Comarca von Porto Seguro, den Befehl sich hierher zu begeben, die nöthigen Leute zur Anlegung einer Fazenda und der zum Unterhalt der Bewohner und Sclaven nöthigen Pflanzungen zusammen zu bringen, und sie gegen die Anfälle der Tapuyas zu schützen. Der Zufall fügte, daß der Capitän Bento Laurenzo Vas de Abreu Lima, ein Bewohner der Capitania von

Minas Novas, der mit 22 Bewaffneten von den Gränzen der Capitania von Minas Geraës am Mucuri herab, durch die Wildnisse durchgebrochen war, gerade zu dieser Zeit glücklich die Seeküste erreicht hatte. Sein unerwartetes Erscheinen in der Villa do Port allegre bewog den Minister, dem Ouvidor auch noch den Auftrag zu ertheilen, mit den nöthigen Leuten jenen unternehmenden Mineirs zu unterstützen, um auf der von ihm gemachten Picade eine völlig gangbare Straße durch jene Wälder hinauf schlagen zu lassen.

Der Prinz machte die Bekanntschaft dieses interessanten Mannes, und theilt folgende Nachrichten von ihm über sein Unternehmen mit. Mit Nachsuchen von Edelsteinen beschäftigt, faßte er bey seinem täglichen Aufenthalt im Walde den Entschluß, jene dichten Wildnisse zu durchbrechen und längs des Flusses, den er für den St. Matthäus hielt, hinab vorzudringen. Er ließ einige Jahre auf eigene Kosten eine Straße durch den Wald fortführen, und als die Arbeit bis zu einem gewissen Grade vorgerückt war, unternahm er zu Fuß diese Reise mit 22 Soldaten und bewaffneten Freywilligen. Er stieß auf die Aldea des Capitam Tomé, eines berühmten indischen Anführers, welcher Indianer von verschiedenen Stämmen in den innern Waldungen am obern Mucuri

versammelt hatte; schon früher hatte er an dieser Stelle viele von ihnen getauft. Jetzt besteht die Aldea nicht mehr, da der Heerführer gestorben ist; doch sieht man an der Stelle, wo sie stand, noch verwilderte Bananenstämme und andere Gewächse, die gegenwärtig von umherziehenden Wilden benutzt werden. Nach einer Reise von etwa 50 Tagen gelang es dem Capitän, die Seeküste zu erreichen, wo er auch erst bemerkte, daß er dem Mucuri statt des St. Matthäus gefolgt. Die Reise war mit großen Beschwerlichkeiten verbunden, oft fehlte es ihnen an Lebensmittel; es zeigten sich ihnen alsdann keine jagdbaren Thiere, und der Fischfang war nicht ergiebig. Sie kauten dann einige Früchte und Wurzeln, oder erhielten sich mit etwas Palmit oder wildem Honig, den sie im Walde fanden, bis ihnen ein glücklicher Zufall wieder etwas in den Schuß führte. Auf Botocudos, die in dem obern Theile dieser Wälder wahnen, trafen sie zum Glücke nicht, allein sie fanden oft die verlassenen Hütten derselben und vermutheten selbst, einigemahl von jenen Wilden beobachtet worden zu seyn. Zur Jagd und zum Schutz gegen die Wilden waren dem Capitän die verschiedenen indischen Soldaten sehr nützlich; denn er hatte Caputhos und andere, auch selbst einen unter den Portugiesen auferzogenen Botocuden unter seinen

Leuten. Bald hätten sie ihr ganzes Gepäck bey dem vier Tagreisen weit dem Fluß aufwärts sich befindenden Falle des Mucuri, verloren. Sie hatten nähmlich einen Floß von Baumstämmen erbaut, um ihre Gewehre, Lebensmittel, Kleider darauf zu laden; das Fahrzeug wurde aber vom Strome fortgerissen, das Gesträuch am Ufer streifte die ganze Ladung ab, und nur mit der größten Mühe fischte man die Waffen noch aus dem Wasser. An den letzten Tagen trat eine völlige Hungersnoth ein, schon war die Truppe ganz entkräftet, als sie unerwartet, etwa zwey Tagreisen von der Villa de Mucuri, die letzte unbewohnte Pflanzung am Flusse, welche zu Morro d'Arara gehört, erreichten. Mit Heißhunger fiel die ganze Gesellschaft über die rohen Mandioccawurzeln her, unter welchen sich unglücklicher Weise auch viele Mandiocca brava, eine schädliche Art, deren ausgepreßter Saft selbst Thiere tödtet, befand. Ein auf deren Genuß erfolgendes Erbrechen hatte die muthlosen Reisenden noch mehr geschwächt, als einige ihrer Jäger so glücklich waren, einen großen Anda (Tapirus americanus) zu erlegen. Alle konnten sich nun durch eine gesunde Nahrung wieder stärken. Am folgenden Tage erreichte die vielgeprüfte Truppe das Ziel ihrer kühnen Anstrengungen und rückte in der Villa zu Mucuri unter dem Freudenfeuer und dem Jubelruf der

Einwohner ein. Es sollte nunmehr auf der Picade des Capitän durch jene Wälder die Straße eröffnet werden, wozu man nur noch die Ankunft des Ouvidors erwartete. Die dazu bestellten Waldarbeiter fanden sich schon nach und nach von St. Mathäus, Vicoza, Porto Seguro, Francozo und andern Orten der Ostküste, meistentheils Küsten-Indier, ein.

Zwischen den Gebirgen von Minas Geraës und der schwach bewohnten Ostküste, dehnen sich weite Wildnisse aus, in welchen noch viele Horden von den freyen wilden Stämmen der Urbewohner umher ziehen, die sich wahrscheinlich noch lange von den Portugiesen unabhängig erhalten werden. Man sucht diese Wildnisse von verschiedenen Puncten aus mit gangbaren Straßen zu durchbrechen, um die Producte von Minas der ärmern menschenleeren Küste leichter zuzuführen und ihnen eine schnellere Verbindung mit den Hauptstädten und dem Meere verschaffen zu können. Da die Flüsse die schnellste Verbindung gestatten, so hat man diese Straßen auf und an denselben fortzuführen beschlossen. Man eröffnete eine derselben am Mucuri, eine andere am Rio Grande de Belmonte, eine dritte am Ilheos und noch zwey andere ist man beschäftigt am Espirito Santo und am Itapemirim nach Minas zu führen.

Die Wälder in der Gegend des Mucuri werden

hauptsächlich von Patachos bewohnt; nur zu weilen streifen Botocudos durch dieselben an die Küste herab. Uebrigens halten sich noch mehrere Stämme der Tapuyas in jenen Einöden auf, und an den Gränzen leben förmlich angesiedelt die Maconi's, Malali's und andere. Die Capuchos oder Caposch-Indianer dagegen, die Cumanachos, Machacali's und die Panhami's (Paniamis) ziehen noch in den Wäldern umher. Die letzten vier Stämme sollen sich mit den Patachos verbunden haben, um vereint den zahlreichern Botocudos die Sitze biethen zu können. Diese Stämme scheinen, nach der Aehnlichkeit der Sprache, der Sitten und Gebräuche zu urtheilen einander näher verwandt zu seyn; von den Maconi's die für sich allein leben, wurden vor etwa 20 Jahren viele getauft, andere taufte Capitän Bento Laurenzo als er sich unter ihnen befand. Sie haben sich jetzt zum Theil am Mucuri angebaut, ein anderer Theil derselben soll aber mehr nördlich, nach dem Flusse Belmonte hin, wohnen. Dieser Stamm steht am Rio Doçe im Rufe großer Wildheit, wiewohl näheren Nachrichten zufolge, mit Unrecht. Die Malalis, ein jetzt nur noch sehr schwacher Stamm, wohnen weit oben am Rio Doçe bey dem Destacamento von Passanha und haben sich in der Nähe derselben unter dem Schutze der Portugiesen nieder gelassen, um

sich vor ihren Feinden, den Botocudos, zu sichern. Die Sprachen dieser beiden Stämme weichen sehr von jenen der andern Stämme ab.

Die fünf vereinigten Stämme haben, wie oben bemerkt worden, im Allgemeinen verwandte Bildung, Sitten und Sprache. Sie durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippen, und stecken in die Oeffnung ein kurzes, dünnes Rohrstäbchen, welches sie an dem einen Ende mit Urucu roth färben. Ihre Haare schneiden sie im Genicke und über den Augen rund ab, einige scheren selbst den größern Theil des Kopfes. Uebrigens bemahlen sie wie alle Tapuyas ihren Körper mit rother und schwarzer Farbe. Sie glauben sämmtlich im Donner ein mächtiges Wesen zu vernehmen, das sie Tupan nennen, ein Wort, das vielen Stämmen, unter andern auch den Puris angehört, und selbst den Küstenstämmen der Tupi's gemein war. Nahe Blutsverwandte sollen einander nie heirathen, übrigens binden sie sich aber an keine Regel, und folgen ganz ihren Neigungen. Junge Mädchen sehen es als das höchste Zeichen ihrer Gunst gegen junge Männer an, wenn sie dieselben bemahlen, zu welchem Ende sie gewöhnlich etwas Urucù bey sich tragen. Bis jetzt zeigten sich die Patachos am Mucuri immer feindselig, und hatten erst kurz-

vor auf der Fazenda des Herrn João Antonio einen Indier in der Thüre seiner Wohnung erschossen.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt verließ die Reisegesellschaft in der angenehmen Nachtkühle bey dem herrlichsten Mondschein den Mucuri; es sind von hier bis zum Peruipe, einem andern Flüsse, fünf Legoas. Da sich die Gesellschaft indeß verirrte, so gelangte sie erst am hellen Tage zu der aus etwa 100 Häusern bestehenden Villa Vizoza, wo sie den Ouvidor in Gesellschaft von zwey Seecapitäns fanden, die von der Regierung den Auftrag erhalten, die Küste in dieser Gegend astronomisch genau zu bestimmen und von derselben eine Karte zu verfertigen. Das Gefolge des Ouvidors war von der seltsamsten Zusammensetzung, denn außer einem Portugiesen und Negersclaven, hatte er zehn bis zwölf junge Botocudos von Belmonte und einen jungen Machacali bey sich. Der Anblick des Botocudos befremdete die Reisenden außerordentlich, da sie noch nie dergleichen sonderbare und auffallend häßliche Wesen gesehen. Große Blöcke von Holz, die sie in der Unterlippe und dem Ohrläppchen trugen, verzogen ihre originellen Gesichter; die Lippe trat dadurch weit hervor, und die Ohren hingen bey einigen wie große Flügel bis gegen die Schulter herab, ihr brauner Körper war mit Schmutz bedeckt. Sie waren schon

ſehr vertraut mit dem Ouvidor, der ſie im Zimmer beſtändig um ſich hatte, um ihr Zutrauen immer mehr zu gewinnen. Er hatte einige Leute, die botocudiſch ſprachen, und ließ dem Prinzen Proben ihres Geſanges geben, der einem unarticulirten Geheule gleicht. Die meiſten dieſer jungen Indier hatten kürzlich die Pocken gehabt, ſie waren noch über und über mit Narben und Flecken bezeichnet, welches bey ihrem durch die Krankheit abgemagerten Körper ihre natürliche Häßlichkeit noch bedeutend vermehrte.

Die zuerſt von den Europäern in dieſe Gegend gebrachten Pocken ſind den Indiern im höchſten Grade gefährlich, viele ihrer Stämme ſind von dieſer Krankheit ganz aufgerieben worden. Auch von der Begleitung des Ouvidors waren mehrere in Caravellas geſtorben; die meiſten aber hatte man hergeſtellt, und zwar wie man verſicherte, durch Branntwein, den man ihnen in Menge gegeben hatte. Die Wilden haben vor dieſer Krankheit eine ſchreckliche Furcht. Grauſam und ſchauderhaft iſt, was man dem Prinzen von einem gewiſſen Pflanzer erzählte, der, um ſich an den Tapuyas, ſeinen Nachbarn und Feinden, zu rächen, Kleidungsſtücke von den an Pocken Geſtorbenen in den Wald legen laſſen. Viele dieſer Wilden ſollen durch dieſe unmenſchliche Maßregel elend ums Leben gekommen ſeyn.

Als der Ouvidor die Reise nach dem Mucuri antrat, schiffte sich die Gesellschaft ein, um vor erst Caravellas und den Fluß Alcobaça zu besuchen. Das Boot glitt den schönen grün eingefaßten Peruipe hinunter, und wendete sich dann da, wo der Fluß in die See östlich mündet, in einen breiten Seitenarm hinein, der mit dem Caravellas in Verbindung steht. Cocospalmen erheben bey der Villa ihre stolzen Gipfel, und geben der Landschaft einen schönen originellen Charakter. Die Milch oder das in der Frucht sich befindende Wasser ist an den alten Nüssen die man nach Europa bringt, sehr fade und von schlechtem Geschmack, hier aber werden sie etwas unreif abgenommen, und dann hat dieses Wasser etwas sehr angenehm Bittersüßliches, und ist dabey ungemein kühlend und erfrischend. Man bereitet hier zu Lande aus der Nuß verschiedene sehr wohlschmeckende Gerichte; so schabt man z. B. die Nuß und kocht sie mit schwarzen Bohnen, denen sie einen angenehmen Geschmack mittheilt, auch verfertigt man daraus ein sehr gutes Confect mit Zucker und Gewürz, das aber die Reise nach Europa nicht aushält. Ein Cocosbaum kann an hundert Früchte zu gleich tragen, die man auf den Werth von etwa 7 fl. 30 kr. bis 9 fl. anschlägt, hat man also eine Pflanzung von 300 bis 400 dieser Bäume, so gewährt dieselbe schon eine be-

trächtliche Einnahme. Man verkauft einen solchen gesunden Baum für 4000 Reis (etwa ein Carolin). Das Holz ist ebenfalls sehr brauchbar, da es hart und zähe ist, weswegen der Stamm bey starkem Winde nicht leicht abbricht, sondern sich biegt und heftig knarrt. Die Wurzeln bilden horizontal unter der Erdoberfläche ein dichtes Gewebe. Von Peruipe südlich nach Rio de Janeiro hin, sind ächte Cocospalmen eine wahre Seltenheit, allein von Viçoza an nördlich, besonders zu Belmonte, Porto Seguro, Caravellas, Ilheos, Bahia u. s. w. sind sie äußerst gemein; sie haben an der ganzen Ostküste den Nahmen Cocos da Bahia. Es scheint dieser Baum das Seewasser besonders zu lieben, da er dort am besten geräth, wo der Sand des Ufers vom Seewasser bespühlt wird. Eine Verdickung, die der Stamm dieser Art in der Jugend an seinem unterm Ende hat, macht ihn sehr kenntlich.

Auf der Wasserfahrt nach Caravellas wird man sehr häufig durch den Anblick kleiner Cocoswäldchen erfreut, unter deren dunkeln Schatten die ländlichen Wohnungen sehr mahlerisch liegen. Dichte Mangue-Bäume bedecken das ganze Ufer, deren zum Gerben nutzbaren Rinde nach Rio de Janeiro gesandt wird. Der Besitzer einer Lederfabrik daselbst unterhält hier am Caravellas eine Menge Sclaven, bloß um ganze

Schiffsladungen der Manguerinde abzulösen und zu trocknen. Ein ansehnliches Schiff segelt hin und her, um diese Rinde zu transportiren, das auch deswegen den Nahmen des Casqueiro trägt. Es gibt mehrere Arten des Mangue-Baumes: zur Lederbereitung zieht man aber die Rinde des Mangue vermelha oder rothen Mangi (Canocarpus racemosa) vor, die sich durch niedern Wuchs und ein dickes eyförmiges Blatt merklich von der Mangue branca (Avicennia tomentosa) unterscheidet, welche ein schmales, länglichtes Blatt hat, eine eyförmige, etwas wollige, die Größe einer kleinen Zwetschke erreichende Fruchtkapsel trägt, und schlanker und höher wächst.

Zwischen Vicoza und Caravellas befindet sich ein wahres Flußnetz, das von einer Menge von Mangue-Inseln gebildet wird. Eine Menge Papageyen belebten die Gebüsche. Auf den sonderbaren Wurzeln der Mangi-Bäume, welche hoch am Baume entspringen, sich wölbend ins Wasser hinab senken, in Boden einwurzeln und dadurch vollkommene Bogengänge in mannigfaltigen Richtungen darstellen, saßen unbeweglich weiße Reiher, und an der Rinde dieser Bäume klebte eine kleine Art von Austern in Menge, so wie die bunte Krabbe, ebenfalls in großer Anzahl auf denselben lebt.

Caravellas ist die bedeutendste Villa der Camer-

ca von Porto Seguro; sie hat gerade in rechten Winkeln sich durchschneidende Straßen, unter denen fünf bis sechs Hauptstraßen und mehrere Nebengassen alle aber ungepflastert und mit Gras bewachsen. Die ansehnlichste Kirche liegt nahe bey dem Casa da Camara auf einem freyen Platze, die Häuser der Villa sind nett gebaut, jedoch meist nur ein Stockwerk hoch. Caravellas treibt einen beträchtlichen Handel mit den Producten der Gegend, besonders mit Mandioccamehl, etwas Baumwolle u. s. w. Man führt zuweilen in einem Jahre 54,500 Alqueiren Farinha aus, welches, die Alqueire im mäßigen Preise zu 5 Patacken oder Gulden gerechnet, einen Ertrag von etwa 272,500 Gulden gibt. Dieser Handel führt eine ziemliche Anzahl Schiffe aus Pernambucco, Bahia, Rio de Janeiro, Capitania und andern Häfen der Ostküste hierher; dreyßig bis vierzig kleinere Fahrzeuge liegen zuweilen hier vereint, auch hat man oft Gelegenheit mit dem Casqueiro nach Rio zu reisen oder Briefe zu senden. Besonders geschäftig sind die Schiffe von Pernambucco für den Transport des Mandioccamehls, da jene Gegend an diesem wichtigen Producte Mangel leidet; trockene Jahre bringen zuweilen dort eine vollkommene Hungersnoth hervor.

Da der Prinz die Absicht hatte, nach der Reise an den Mucuri noch einmahl hierher zu kommen, so

blieb derselbe jetzt nur drey Tage hier, und reiste dann nach dem Alcobaça ab, der nördlich von Caravellas, durch die Urmälder herab kommt. An demselben liegt eine dem Minister Conde da Barca gehörige Fazenda, Ponte do Gentio, die Brücke der Wilden genannt, welche der Prinz zu sehen wünschte. Sie fuhren erst einige Stunden in einem Canoe den Caravellas aufwärts, setzten dann die Reise zu Lande fort, und übernachteten in der kleinen Fazenda de Pindoba. Die Gegend hier ist wild, und voll von noch undurchforschten Waldungen, wo nur hier und da eine Wohnung oder Pflanzung zu finden ist.

Bey Pindoba setzte die Gesellschaft über einen kleinen Waldbach, bestieg dann die von den Besitzern der benachbarten Fazendas geliehenen Pferde, und ritt durch öde Wildnisse, in welchen Wald, Gebüsche und Heiden voll hohen Rohrgrases mit einander abwechselten. Auf den zerstreuten Fazendas oder Rossen findet man große Schoppen, in denen man das Mandioccamehl, das Hauptproduct dieser Gegend, in Menge bereitet. Diese Gebäude sind von allen Seiten offen, und bestehen nur aus einem von starken Pfeilern getragenen Rohr- oder Palmdache, unter welchen sich verschiedene große eingemauerte Pfannen zum Trocknen des Mehls befinden. In einem Urwalde von schönen, schlanken, wild durch-

flochtenen Stämmen, wurden die Reisenden durch sonderbaren Chorgesang einer neuen ihnen noch unbekannten Vogelart überrascht. Der ganze Wald erschallte von ihrem äußerst sonderbaren lauten Pfeiffen, das aus fünf bis sechs durchdringenden Tönen zusammen gesetzt ist. In ganzen Schaaren waren diese Vögel hier zusammen, und sobald als einer seine Stimme erschallen ließ, fielen gleich die übrigen alle ein. Dieser die Größe einer Amsel habende Vogel — Muscicapa vociferans —, hat eine sehr unansehnliche, schmutzig aschgraue Farbe. Die Portugiesen an der Ostküste geben ihm den Nahmen Sebastian, und in der Provinz Minas Geraës nennt man ihn Drossel des Urwaldes, Sabiah do mato virgem.

Der Alcobaça, der hier klein und fischreich ist, und viele Jacares nährt, ist dunkel; seine Ufer sind durchaus mit schönen, dichten Gebüschen und Waldungen bewachsen; im Wasser selbst wächst die Aninga — Arum liniferum. — Ponte do Gentio befand sich früher in einem sehr blühenden Zustande. Ihr vormahliger Besitzer, Capitam Mor João da Sylva, von dessen Erben es der Minister kaufte, war ein unternehmender Mann, der in mehreren Zügen gegen die Wilden bewiesen hatte, daß er sie nicht fürchte, der aber auf seiner Fazenda mit ihnen immer in Frieden lebte. Er war auch der erste, wel-

her den Fluß Belmonte bis Minas Novas hinauf beschiffte. Nach seinem Tode verfiel das Gut, aus Mangel an gehöriger Aufsicht; anstatt mit den Wilden Frieden zu unterhalten, reizte man sie. Ein Neger hatte einen der Wilden von dem Stamme der Patachos im Walde erschossen; dieß entrüstete die Wilden, die, um sich zu rächen, die Neger in einer der Pflanzung überfielen, und drey von ihnen mit ihren langen Pfeilen tödteten. Hierdurch vermehrte sich die Unordnung, und mit ihr fiel der Werth der Fazenda, daher sie der Minister für einen geringen Preis kaufte. Jetzt sucht man den Frieden mit den Wilden wieder herzustellen, und die Fazenda wieder besser zu bewirthschaften. Es befinden sich dermahlen hier einige indische Familien, sechs Familien der Ilhores — Bewohner der azorischen Inseln — neun Chinesen, einige Negersclaven und ein Portugiese — Verwalter. — Die Chinesen hatte die Regierung nach Rio de Janeiro kommen lassen, um dort Thee zu bauen; späterhin wurden einige nach Caravellas und andere hierher geschickt, um in Taglohn zu arbeiten; allein sie sind zu träge und verrichten nur äußerst leichte Arbeiten. Sie bewohnen zusammen ein kleines Haus, einer von ihnen ist Christ geworden und hat eine Indianerinn geheirathet. Die Gebräuche ihres Vaterlandes haben sie auch hier bey-

behalten; sie feyern ihre Festtage, essen alle Arten von Geflügel besonders gern, und sollen in der Wahl ihrer Lebensmittel nicht besonders streng seyn. In ihrer Rohrhütte haben sie alles äußerst nett und sauber eingerichtet. Ihre Betten z. B. sind mit weißen Vorhängen versehen, die auf das netteste drappirt und an den Seiten mit sehr zierlichen bronzenen Haken versehen sind. Die Chinesen schlafen übrigens auf einer feinen Rohrmatte und ruhen mit dem Kopfe auf einem kleinen runden Kissen. Diese zierlichen Betten bilden einen sonderbaren Contrast mit der elenden Rohrhütte, in der sie aufgestellt sind. Ihre Mahlzeit von Reis sah sie der Prinz nach echt chinesischer Art, mit zwey kleinen runden Stäbchen zu sich nehmen. Sie sahen es sehr gern, wenn man sie besuchte, und erzählten dann in äußerst gebrochener portugiesischer Sprache von ihrem geliebten Vaterlande, und wie es dort so viel besser sey als in Brasilien. Auch öffneten sie ihre Kästen, in denen sie schlechtes chinesisches Porzellain, und eine große Menge von Fächern aller Art, die sie zum Verkauf mit sich genommen hatten, sorgfältig verwahrten.

Das Gebäude der Fazenda mit der Mandiocca-Fabrik liegt in einer kleinen Vertiefung nahe am Flusse zwischen zwey Höhen; ersteigt man die östlichste derselben, wo die Povoaçâo ist, so überschaut man

die ganze weite Gegend, und so weit das Auge trägt, ist alles bis zum fernsten Horizont ohne Unterbrechung mit finstern Urwäldern bedeckt, nur am rechten Ufer des Flusses zeigen sich einige Stellen, wo sich Menschen angebaut haben.

Hier hätte die Gesellschaft bald das Unglück gehabt, Herrn Freyreiß zu verlieren. Er hatte sich eines Morgens allein mit der Flinte auf die Jagd begeben, und kam Mittags zur gewöhnlichen Zeit nicht zurück. Es wurde Abend und die Dunkelheit nahm schon immer mehr zu, und noch immer wartete man vergeblich. Mit jeder Minute wurde die Besorgniß um ihn größer; der Prinz ließ daher mehrere Leute beständig schießen, um ihm ein Zeichen zu geben; endlich hörte man aus weiter Ferne den schwachen Laut eines Schusses. Nun ließ der Prinz die Indier mit glimmenden Hölzern versehen, nach der Gegend zu vordringen, von woher man den Schuß gehört hatte. Glücklicher Weise fanden sie den Verirrten, und kehrten um Mitternacht mit ihm zurück. Sehr ermüdet und entkräftet erzählte er nun sein gefahrvolles Abenteuer. Er war eine bedeutende Strecke einem wenig gangbaren Waldpfade gefolgt, der plötzlich aufhörte; er ging weiter und weiter, und als er zurückkehren wollte, hatte er die Richtung gänzlich verloren. Nun brachte er den ganzen Tag zu,

um sie wieder aufzusuchen, und zeichnete die Bäume, um zu bemerken, wo er bereits gewesen, aber alle Versuche sich zu orientiren verunglückten; er erstieg endlich einen Berg und hoffte, durch die freyere Aussicht sich wieder zu finden, allein auch dieses war umsonst, überall zeigte sich ununterbrochener Urwald. Endlich fand er einen Waldbach, und wadete in demselben hinab, in der Hoffnung den Alcobaça zu erreichen und an dessen Ufer sich zur Fazenda zurück zu finden; allein auch diese Hoffnung täuschte ihn, denn der Bach breitete sich bald in einen Sumpf aus und versiegte. Jetzt wurde seine Lage im höchsten Grade beunruhigend. Durch Mangel an Nahrung erschöpft, durch den mühsamen Gang erhitzt, von dem Wasser des Waldbaches durchnäßt, sank er ermattet nieder. Aber nun brach die Dämmerung ein, er sammelte seine Kräfte und baute sich eine kleine Hütte von Palmblättern. Hier quälten ihn die Moskiten auf eine schreckliche Weise, aber nicht minder beunruhigte ihn die gegründete Besorgniß vor den Wilden und vor Raubthieren, um so mehr, da er aus Mangel an den nöthigen Geräthschaften kein Feuer anzünden konnte, um sie abzuhalten. So war er darauf gefaßt, den wiederkehrenden Tag zu erwarten, der ihm jedoch wenig tröstliche Aussichten eröffnen konnte, da er die Richtung des Weges nur

durch einen glücklichen Zufall wieder zu finden hoffen durfte, und so schwach mit Pulver und Bley versehen war, daß er nicht lange durch die Jagd sein Leben hätte fristen können. In dieser schrecklichen Lage hörte er endlich — und wer vermag seine Freude zu schildern, die von Ponte do Gentio fallenden Signalschüsse. Von Hoffnung neu belebt, sprang er auf und feuerte ein Paar Schüsse zur Antwort ab, die bey der Aufmerksamkeit, womit des Prinzen Leute in der Stille der Nacht lauschten, auch glücklicher Weise gehört wurden. Wäre er etwas entfernter oder zufällig hinter einer Höhe gewesen, so hätte er eben so wenig die Signalschüsse, als man die seinigen zu Ponte do Gentio hören können; es wäre dann unmöglich gewesen, ihn aufzufinden, und sein Schicksal in der furchtbaren Wildniß würde höchst traurig gewesen seyn, da er die Absicht gehabt, am folgenden Morgen ganz in der entgegengesetzten Richtung von der Fazenda den Rückweg zu suchen. Dieser Vorfall kann als Beweis dienen, wie nöthig die größte Vorsicht ist, wenn man in diesen weiten Wildnissen allein jagen will, ohne mit denselben einigermaßen bekannt zu seyn, oder den ausgezeichneten Ortssinn der Indianer zu besitzen. Auch der Feitor von Ponte do Gentio, ein der Jagd in dieser Gegend sehr kundiger Portugiese, hatte einst bey

einem solchen Gange den Weg verloren, und war sieben Tage im Walde umher geirrt; da er aber mit Feuerzeug, Pulver und Bley sehr wohl versehen war, um sich die dringendsten Bedürfnisse verschaffen zu können, so glückte es ihm endlich, auf einer Pflanzung am Alcobaça anzukommen; zwey Indier, welche der Ouvidor abgeschickt hatte, um seiner Spur zu folgen, und ihn aufzusuchen, kamen bald nach ihm an. Man irrt, wenn man denkt, daß in diesen großen Wäldern überall Lebensmittel sich finden müßten. Ungeachtet der Menge wilder Thierarten, die in denselben leben, kann man oft mehrere Tage darin herum gehen, ohne ein lebendiges Wesen zu sehen, und es bestätigt sich auch hier, daß in der Nähe der menschlichen Wohnungen sich immer mehr Thiere aufhalten, als im Innern großer Wälder.

Am 25. Januar verließ die Gesellschaft Ponte do Gentio, um über der Fazenda der Sennora Isabella zurückzukehren. Man zieht hier viel Honig von stachellosen gelben Bienen. Zu diesem Ende hängt man Abschnitte von ausgehöhlten Baumästen unter dem Dache auf, die an dem Ende mit Lehm zugestrichen sind, und in deren Mitte sich ein kleines Flugloch befindet. Dieser Honig ist sehr aromatisch, allein nicht ganz so süß als der europäische. Aus

Honig mit Waſſer vermiſcht, bereitet man hier ein ſehr angenehmes Getränke.

Am folgenden Tag reiſete die Geſellſchaft nach Pindoba zurück, und langte am Abend in Caravellas an. Auch hier waren, nach einem Aufenthalt von zwey Tagen, die Geſchäfte abgethan, und ſie ſchifften ſich wieder nach Viçoſa ein. Eine ſchöne mondhelle Nacht, begünſtigte dieſe Fahrt. An den Gebüſchen der Ufer flogen tauſend leuchtende Fünkchen umher.

Die Geſellſchaft kehrte ſodann von Viçoſa nach dem Mucuri zurück, hielt ſich aber in der Villa nicht lange auf, da ſich der Ouvidor ſchon auf der Stelle befand, wo man ſich mit Anlegung der neuen Fazenda zu Morro d'Arara beſchäftigte. Herr Freyreiß hatte beſchloſſen, von hier nach Capitania zu ihrer Troppa zurück zu reiſen; der Prinz dagegen zog vor, den Mucuri hinauf zu der Arbeit im Walde zu ſchiffen, um dort in jenen Wäldern einige Monathe zuzubringen. Während des kurzen Aufenthaltes in Mucuri beſichtigte der Prinz unter andern den Anfang der neuen Straße, welche Capitän Bento Laurenzo mit ſeinen Mineiros und andern Arbeitern ſchon begonnen und etwa drey Legoas weit fortgeſetzt hatte. Dieſe Straße fängt unmittelbar hinter den Häuſern von Port Allegre an, und durchſchneidet anfangs

sumpfige Wiesen und offene Gegenden (Campás) mit hartem rohrartigen Grase, in welchen man von Zweigen Knittelbrücken erbaut hatte, weiterhin hatte man sich schon durch Gebüsche und dichte Waldung durchgearbeitet. Sie war bis jetzt noch roh, nur eine Picade und nicht besonders breit, auch lagen hier und da noch ungeheure Stämme. Man hatte mit einer Linie die Entfernung der Legoas gemessen, und sie an Baumstämmen, die an ihrer Vorderseite eingehauen, geschält und geebnet waren, angeschrieben.

Bey der letzten Pflanzung am Fluß Mucuri, die dem João Antonio gehört, nähert sich die Straße der Mineiros dem Ufer und den daran erbauten Wohnungen. Als die Reisenden dort ankamen, empfing sie der Capitän Bento Laurenzo mit einem Ehrenfeuer von allen seinen Leuten. Es ist nähmlich in Brasilien die Gewohnheit bewaffneter Trupps, oder der Soldaten, in den innern Wildnissen, besonders auf den Militär-Quartelen, wenn Fremde sie besuchen, ein Freudenfeuer zu machen, wozu man die Gewehre sehr stark ladet.

Am 3. Februar Morgens trennte sich die Gesellschaft; Herr Freyreiß ließ sich über den Mucuri setzen, um nach Capitania zurück zu kehren, und der Prinz schiffte mit zwey andern Canoen den Fluß hinauf.

Die für die Fazenda und das Holzsägewerk des Ministers Conde da Barca ausgewählte Stelle liegt etwa anderthalb Tagereisen aufwärts am Mucuri und führt von den vielen daselbst vorgefundenen Araras den Nahmen Morro d'Arara (Araraberg). Dahin begab sich jetzt der Prinz in Gesellschaft des Estrivam von Belmonte, Capitän Simpliçio da Sylveira, eines Mannes, der besonders mit gebraucht worden war, als man am Belmonte mit den Botocudos einen Vertrag zu schließen suchte. Er und ein junger Meniän Indier *), der ihn begleitete, redeten die Sprache jener Wilden.

Die überall von dichtem Wald eingefaßten Wälder des Mucuri, biethen bey den wiederhohlten Krümmungen des im Ganzen schmalen Flusses mannigfaltige mahlerische Waldansichten dar. Das Canoe mußte gegen den jetzt hohen reißenden Strom mühsam aufwärts geschoben werden, eine Arbeit, die um so beschwerlicher ward, da die glühenden Strahlen der Mittagssonne das Holz so erhitzte, daß man es kaum anzufassen vermochte. Der grüne rostbauchige Eisvogel und die schöne weißgrüne Schwalbe waren hier sehr häufig; letztere sitzt auf niedern Aesten und dürren Bäumen im Wasser; oder schwebt über demsel-

*) Die Meniän's, welche in Belmonte wohnen, sind ein ausgearteter Ueberrest der Camacan Indier.

hen umher; auf dem Lande trifft man sie nur in der Nähe der Flußufer an. An alten über das Wasser hinaus sich neigenden Stämmen und am Felsen sah man in Menge eine Art grauer Fledermäuse (Vespertilio Naso) sitzen, die hier in der Kühlung den Tag hinbringen; sie zeichnen sich durch ihre vortretende Nase aus.

Nachmittags kam der Prinz bey der obenerwähnten letzten Pflanzung des João Antonio an. Der Capitän Laurenzo befand sich jetzt mit seinen Arbeitern schon vorwärts in den Wäldern. Bey eintretender Abenddämmerung stieg die Reisegesellschaft ans Land und zündete ihre Feuer an. Die Nacht war sehr warm und schön, aber wie es in heißen Ländern gewöhnlich ist, sehr feucht. Viele Stimmen von Vögeln, die des Caburé, der Choralua, des Bacurau und der Capueira lassen sich nur in der Dämmerung hören, und beleben alsdann diese schauerlichen weiten Wildnisse. Das Caburé besonders kam den Reisenden sehr nahe, seine schwirrende Stimme schallte vom nächsten Baume am Feuer herab, welches der Vogel aus Neugierde zu betrachten schien. Die abgehärteten halbnackten Canoeführer, Indier, legten sich ohne Bedeckung, und zum Theil entfernt vom Feuer, sogleich auf die feuchte Erde nieder, und schliefen sehr sanft, dagegen sich die europäischen Rei-

senden unter starken wollenen Decken auf einem aus Zweigen und Cocosblättern gebildeten Lager verbargen.

Nach der Mittagsmahlzeit ward weiter geschifft, und Abends an einer Sandbank gelandet, wo Feuer angemacht ward. Während sie hier mit Arbeiten für ihre Sammlung beschäftigt waren, kam der Engländer Charles Frazer, der zu Comechatiba an der Küste unweit Porto Seguro eine Niederlassung besaß, mit seiner Begleitung auf einem großen Canoe heraufgerudert. Da er jetzt mit den Reisenden gleichen Plan hatte, so übernachtete man zusammen und brach am folgenden Tag mit einander auf. Gegen Mittag erreichten sie am nördlichen Ufer des Mucuri den Eingang eines angenehm schattenreichen Canals von etwa 10 bis 12 Schritt Breite. Dieser natürliche früher dicht verwachsene Canal war vor einigen Tagen auf Befehl des Ouvidors aufgeräumt, und die überhangenden Gebüsche weggehauen worden; er ist der Eingang in einen schönen ziemlich ansehnlichen See, die Lagoa d'Arara, welche rund um von Waldbergen umschlossen ist. Etwa eine Viertelstunde an der Lagoa hinauf hatte der Ouvidor jetzt die Niederlassung des Ministers zu Morra d'Arara zu gründen angefangen; man hatte daselbst schon Holz ausge-

hauen, und einige Hütten erbaut. Der Ouvidor empfing den Prinzen höflich, der sogleich seine Einrichtung traf, sich ein Paar Monathe in dieser einsamen Wildniß aufzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Literatur Nachrichten.

De l'influence du christianisme sur la condition des femmes; par M. Grégoire, ancien évêque de Blois. Paris 1821, Baudouin frères 8. 48 S.

Der Verfasser bemüht sich in dieser unterhaltenden und lehrreichen Schrift, nachdem er vorher die mannigfaltigen Bedrückungen, Herabwürdigungen und Tyranneyen betrachtet, welche die Frauen fast bey allen Völkern haben ertragen müssen, und noch erdulden, gegen diesen empörenden Mißbrauch der Stärke aufzutreten, und ein System zu bekämpfen, das stets bereit ist, den Schwächern zu unterdrücken. Er zeigt, wie die Civilisation, deren Fortschritte die Lehren der christlichen Religion so kräftig unterstützen und befördern, eine Art von Gleichgewicht zwischen den beyden Geschlechtern herstellt; wie diese Religion, indem sie ihnen gleiche Hoffnungen gewährt, ihnen die gleiche Verbindlichkeit sich zu ver-

vollkommnen auferlegt, und ihnen endlich gleiche Belohnung als Preis ihrer Anstrengung verspricht; wie diese Religion ihre wahre Gleichheit gründete: ist auch der Weg, den sie einschlagen verschieden, der Zweck bleibt stets derselbe.

Er schildert hierauf, wie edelmüthig sich die Frauen ihren Pflichten weihen, wie sie sich fast in allen Verhältnissen des Lebens aufopfern, sey es nun als Gattinn und Familienmutter, oder als fromme Frauen, die ihr Leben dem Himmel und der leidenden Menschheit weihen; tröstende Engel vom Himmel gesandt, um die Schmerzen der Unglücklichen zu lindern, ihre Hoffnungen zu beleben, und von ihren Sterbelager die Schrecken des Todes zu entfernen. Wenn unter den Weltfrauen, die Beyspiele der Frömmigkeit, der Beständigkeit und der Treue gegen ihre eingangenen Verbindlichkeiten seltner angetroffen sind, so glaubt der Verfasser, daß der Grund davon in dem zu suchen sey, was derselbe wohl sehr richtig mit der Benennung „vice général de ce qu'on appelle abusivement chez nous l'éducation" bezeichnet.

Er zeigt, wie die Kindheit und Jugend der Frauenzimmer dahin gerichtet werden soll, damit sie den Zweck des Schöpfers und ihre Bestimmung in der menschlichen Gesellschaft erfüllen. Zu gleicher

Bestimmung berufen wie der Mann, gleich ihm nach der schönen Krone der Unsterblichkeit ringend, soll das Weib stets als seine gleiche Gefährtinn, nie als seine Sclavinn erscheinen.

Notice sur l'archipel de Jean Potocki, situé dans la partie septentrionale de la mer Jaune, par Jules Klaproth, avec une carte géographique. Paris. Eberhart 1821. 4. 8 S.

Dieser Archipel besteht aus achtzehn größern Inseln, die im Mittag der südlichen Küste der chinesisch-tartarischen Provinz Liao-Toung, zwischen dem 39sten und 40sten Grad nördlicher Breite, und dem 120sten und 121sten Grad der Länge im Osten von Paris liegen. Sie fehlen in den Danvillischen, so wie auf allen bis jetzt herausgegebenen Karten. Der als forschender Orientalist bereits rühmlich bekannte Verfasser liefert hier von ihnen so wie von dem umliegenden Meer und Landstrich, nach den chinesischen und mandchous Originalien der Karten des chinesischen Reiches, die ungefähr um das Jahr 1715 auf Befehl des Kaisers Chin-stu-jin-huang-ti — in Europa mit dem Nahmen Rhang-hy, was nur der Nahme seiner Regierung ist, bezeichnet — verfaßt wurden. Der Graf Johann Potocki ist durch zahl-

reiche nützliche Arbeiten über die Geschichte und Chronologie der alten und neuen Völker bekannt, durch die seltene Bereitwilligkeit mit der er Künste und Wissenschaften unterstützt, und durch die Reise der letzten russischen Gesandtschaft, die vergebens nach China bestimmt war. Auf dieser Reise begleitete Hr. Klaproth den Grafen Potocki, und von diesem berühmten Menschenfreund rührt zuerst der Plan zu der bekannten Reise her, die Hr. Klaproth nach dem Kaukasus unternahm; er selbst hatte einen Theil der Instruction entworfen, die dem Reisenden mitgegeben ward. Dieses sind die Gründe, warum der Archipel, den der Verfasser durch seine Nachrichten und Karte hier den Europäern bekannt macht, die Benennung Johann Potocki erhält.

Recherches sur les consommations de tout genre de la ville de Paris en 1817, comparée à ce qu'elle étaient en 1789 par M. Benoiston de Chateau neuf. 2de edition corrigée et augmentée. Paris chez l'auteur, rue S. Dominique d'Enfer Nr. 20 8. 1821.

Die schmeichelhafte Aufnahme, welche die erste Auflage dieser interessanten Schrift, sowohl in Frankreich als auch im Auslande bey ihrem Erscheinen gefunden, bestimmten den Verfasser bey der zweyten

Auflage des Werkes, jene Fehler und Irrungen zu berichtigen, die bey einem so schwierigen Unternehmen unvermeidlich waren, wo die Angaben noch nicht einmahl von den Ortsbehörden gesammelt waren. Der Verfasser hat seine frühere mühsame Arbeit mit mehreren interessanten Angaben vermehrt, und man darf gegenwärtig wohl behaupten, daß diese Schrift die bestimmtesten und zuverlässigsten Angaben über den Verbrauch der verschiedenen Lebensmittel u. s. w. in Paris enthält.

Die Bevölkerung von Paris beträgt 714,000 Individuen; ihre Sterblichkeit, nach einer Mittelzahl, 1 auf 34.

Der Verbrauch an Brot ist täglich 785,000 Pfund; an Ochsen 71,400 Stück; Kühe 8,400; Kälber 76,500; Schöpse 339,900; Schweine 71,500; Reis und Nudeln 3,500000 Pfund; Bohnen 19,734,000; Linsen 11,810,000; Erbsen 11,494,000; Erdäpfel 12,000,000; 540,000 Indianer (welsche Hähne); 251,000 Kapauner; 328,000 Gänse; 174,000 Enten; 1,289,000 Hühner; 931,000 Tauben; 131,000 Rephühner; 177,000 Kaninchen; 29,000 Hasen; 800,000 Karpfen; 30,000 Hechte; 56,000 Aale; 30,000 Schlaien; 6000 Barsche; 75,000 Krebse; 74,000,000 Eyer.

Der Verbrauch an Flüssigen besteht aus 16,247

Faß Branntwein; 27,700 Bier; 9,666 Cider (Obstweine); 4,922 Essig; 169,390 Fuhren (Tonnen) Wasser; 60,000 Maß Milch täglich; 283,000 Faß natürliche und 760,000 Faß künstliche Weine (vin de vigne et vin de fabrique).

Der Verbrauch an Zucker ist für 9 Millionen Franks; Kaffeh für 10 Millionen; an Oehl für 9 Mil. 319,140 Fr.; an Seife für 10 Mil. 750,000 Fr.; an Talk (Unschlitt und Kerzen) für 4 Mil. 160,000 Fr.; an Liquers für 1 Mil. 500,000 Fr.; an Chocolade für 1 Mil. 250,000 Fr.; an Zuckerwerk für 4 Mil. Fr.; an Wachs und Wachskerzen für 651,560 Fr.; an Farben und Firniß für 3 Mil. 600 000 Fr.; an Apothekerwaaren für 3 Millionen 91,000 Fr. —

Travels, in various countries of the East; being a continuation of Memoires relating to European and Asiatic Turkey etc. Edited by the Rev. Robert Walpole, London Longmann 1820. 4. Mit 13 Kupf. u. Charten 3 Guineen.

Es ist dieses der zweyte Theil einer neuen Sammlung von Reisen, deren erster Theil mit solchem Beyfall aufgenommen ward, daß er in kurzer Zeit wieder aufgelegt werden mußte. Ein sehr thätiger Brief-

ten Reisebeschreibers William George Browns Esq. 9. Vermischte Bemerkungen, geschrieben in Constantinopel 1802 aus Browne's Papieren. 10. Browne's Leben. 11. Briefe von demselben an den verstorbenen Smithson Tenmant. 12. Waarenpreise zu Smyrna in den Jahren 1780, 1790, 1800, 1812. 13. Reise durch einige Provinzen Kleinasiens im Jahre 1800 von Leake. 14. Aus den Tagebüchern des Dr. Hume über einige Gegenden von Cypern, nebst einer Beschreibung der Bai Mnemon an der Küste von Caramanien. 15. Bemerkungen über die alte und neue Geographie einiger Gegenden Kleinasiens vom Obersten Leake. 16. Hawkins über Manches in der Polizey zu Constantinopel. 17. Derselbe über die Entdeckung eines sehr alten Tempels auf dem Berge Ocha in Caboca. 18. Reisen durch einen Theil des alten Coelesyriens und von Syria salutaris aus den Papieren des verstorbenen Oberstlieutenants Squire. 19. Ueber ein egyptisches Monument mit griechischen Schriftzeichen von Prof. Clarke zu Cambridge. 20. Reise von Suez nach dem Berg Sinai von Fazerkeley. 21. Ueber ein herkömmliches Gesetz, welches man bloß auf den Inseln des griechischen Archipels findet, von Hawkins. 22. Cockerale über das Labyrinth in Creta. 23. Wilkins über die Schnitzwerke des Parthenon. 24. Ueber

einige merkwürdige Alterthümer, welche man auf der Stelle des ehemahligen Susa in Persien entdeckt hat. 25. Naturgeschichtliche Bemerkungen über etliche Theile der europäischen Türkey, aus Sibthorps Papieren. 26. Arabische Inschrift, entdeckt von Belzoni in der Pyramide des Chaephrenes, übersetzt von Lee, Prof. der arabischen Sprache in Cambridge. 27. Reise durch einen Theil der Tatarey und durch etliche armenische, griechische und tatarische Niederlassungen, aus Whittington's Tagebüchern. 28. Ueber den Ort, wo Dodona stand. 29. Lord Aberdeens Brief über etliche Stellen der Schrift des Herrn Rasoul Rochette, betreffend die Autenticität der von Fourmont bekannt gemachten Inschriften. 30. Inscriptionen in verschiedenen Theilen von Griechenland, von Lieutenant Leake. 31. Bemerkungen darüber vom Herausgeber. 32. Brief von Cockerale an den Herausgeber, über die sonderbaren und merkwürdigen Alterthümer, welche er an der mittäglichen Küste Kleinasiens entdeckt hat. 33. Bemerkungen des Herausgebers über die von Leake und Cockerale in Kleinasien entdeckten Inschriften. 34. Erläuterungen über Inschriften in Griechenland, Kleinasien und Aegypten.

Wie man sieht, enthält diese Art von Museum

die Arbeiten einer bedeutenden Anzahl berühmter, theils verstorbener, theils noch lebender Männer.

Georgiana, or Anecdotes of George the Third, by Ing. Cobbin. Lond. 1820. Colburn.

Cobbin hat mehrere Stellen aus verschiedenen Schriften, wo von dem verstorbenen König und seinem Privatleben die Rede ist, gesammelt, und dieses mit mehreren erst nach dessen Ableben bekannt gewordenen Zügen und Handlungen vermehrt, die dazu dienen, den edlen liebenswürdigen Charakter zu schildern, den der verstorbene Monarch besessen. Alles dieses hat derselbe unter folgende Rubriken geordnet: Sitten und Gebräuche, Geist, Politik, Literatur und schöne Künste, Wohlwollen, religiöse Duldung, Frömmigkeit ꝛc. Folgendes Bild des Königs beschließt die erste Abtheilung dieser Anekdoten.

Georg der Dritte hatte einen starken Körperbau, von gewöhnlicher Größe (er hatte 5 Fuß 10 Zoll engl.). In seiner Jugend galt er für schön, allein die Augenknochen waren zu weit hervorstehend; er hatte blonde flachsfarbene Haare, graue hervorstehende Augen, weiße Augenbraunen, dicke Lippen, weiße gut gestellte Zähne und einen großen Mund. In den letzten Jahren seines Lebens ward seine Gesichtsfarbe oft matt und dunkelroth. Wann er ernst-

haft war, drückten seine Gesichtszüge Traurigkeit aus, allein so wie er sich aufheiterte, nahmen solche einen Ausdruck von Leere an, die eine große Geistesschwäche anzuzeigen schien. Er war von einem sehr sanften Charakter, leutselig gegen jedem, der sich ihm näherte; ein Freund der Künste und Wissenschaften, und mit richtiger Unterscheidung wohlthätig. Während einem Krankheitsanfall im Jahr 1789 ward eine Comite ernannt, um den Stand seiner Privatausgaben zu untersuchen, wo sich dann fand, daß er von einem jährlichen Einkommen von 60,000 Pfund Sterling, jährlich 14,000 Pfund zu wohlthätigen Zwecken verwandte.

Picturesque illustrations of Buenos-Ayres and Monte-Video etc. etc. By E. E. Vidal. Lond. Lienbird 1820. 4.

Die Begebenheiten der letzten fünfzehn Jahre in den spanischen Provinzen von Amerika, haben Europa's Aufmerksamkeit nach jenen Gegenden hingewandt. S. Home Popham's Einnahme von Buenos-Ayres, war gleichsam das Vorspiel der Erschütterung, die sich sodann auf diesem weiten Continente verbreitete. Der Marquis de Sobre Monte, damahls Vice-König, ein Mann ohne Geisteskraft und Fähigkeiten, überließ die Stadt einer Handvoll

englischer Truppen. D. San-Jago Linier's Muth stellte diesen Verlust wieder her, er griff zwey Monathe darauf diese Stadt wiederum an, eroberte solche, und nahm den französischen General mit seiner kleinen Armee gefangen. Empört über das Benehmen ihres Vice-Königs entsetzten Buen-Ayres Einwohner denselben seiner Würde, und bekleideten damit ihren Wiederbefreyer, dem sie mit dem Titel eines General-Capitäns die oberste Civil- und Militär-Gewalt übergaben. Diese Handlung war der erste Schritt zur Insurrection, die seitdem jene Provinzen von dem Mutterlande gerissen, und die schönsten blühendsten Gegenden verheert hat. Im folgenden Jahre besetzten die Engländer, unter Samuel Auchmuly, Monte Video, das sie später in Folge einer Capitulation verloren, durch deren Unterschrift sich General Whitelock anheischig machte, alle Provinzen von Rio de la Plata, mit Einschluß von Monte Video zu räumen.

Der Rang und die Popularität, der sich Linier erfreute, weckten den Neid des Gouverneurs von Monte-Video, D. Elio's. Er suchte sich Anhang zu verschaffen, und brachte es dahin eine Junta, in Nachahmung jener Spaniens zu Stande zu bringen, die von dem General-Capitän unabhängig war. An Liniers Stelle trat nun Don Baltasar Hidalgo de

Cisneros. Er machte den Einwohnern jene Proclamation der spanischen Regentschaft bekannt, wodurch sie die Amerikaner alles und jedes Gehorsames gegen die Regierung in Spanien enthob. Alsbald ward ein Congres gebildet, und eine Junta errichtet; doch die spanischen Oberhäupter zu Baraguay widersetzten sich dieser Maßregel, es kam zum Bürgerkrieg, Linier ward von seinen zusammgebrachten Truppen verlassen, gefangen genommen und enthauptet. Zu Anfang des Jahres 1811 erboth sich Don Jose de Artigas von Monte-Video gebürtig, gegen die Junta von Buenos-Ayres, die Bewohner am linken Ufer das la Plata zum Aufstand zu bewegen. Er erhielt Unterstützung an Waffen, Kriegsbedürfniß und Soldaten, und es gelang ihm die Unabhängigkeit dieser Provinz zu Stande zu bringen. Mit Ausnahme Monte-Videos besitzt Artigas, wie der Verfasser behauptet, das ganze gegen Morgen gelegene Land — Banda orientala — wo er allein herrscht, und mit den Mitgliedern des Congresses im guten Einvernehmen lebt, deren Autorität gegenwärtig von allen zwanzig Provinzen Rio de la Plata's anerkannt ist, die nach ihrer Lage in die obern und untern eingetheilt sind. Die erstern sind Maros und Chiquitos, Apalobamba, Santa Crux de la Sierra, la Paz, Cochabamba, Carangas, Misque, Pario, Charcas, Potosi und Stacama. Zu den letztern gehören

Tarija, Calta, Paraguay, Tucuman, Cordoba, Caiso, Entrerios, Monte-Video oder Banda orientala und Buenos-Ayres. Die Bevölkerung dieser ungeheuren Landesstrecke belauft sich nicht höher als 1 Million 300000 Seelen.

Nachdem der Verfasser einige Nachricht über die Geschichte von Buenos-Ayres gegeben, geht er zur Beschreibung dieser Stadt, und ihres gegenwärtigen Zustandes über. Bevor sie der Sitz des Vice-Königs ward, betrachtete man solche als die vierte Stadt des mittäglichen Amerikas; allein gegenwärtig wächst ihre Bevölkerung und Wohlstand mit jedem Tag, und sie steht dermahlen unter den übrigen Städten dieser Küste Amerikas nur noch Lima nach. Das von dem Verfasser entworfene Gemählde der Sitten und Gebräuche der Bewohner jener Gegend ist voll interessanter und neuer Angaben, so wie im Allgemeinen dieses Werk alles enthält, was einer zu wissen wünschen kann, der sich von jener Gegend eine gute Kenntniß verschaffen will.

Le Guide du pontonnier. Memoire sur les ponts militaires, par A. F. Drieu, capitaine d'Artillerie. Paris 1820. 8.

Unter diesem anspruchlosen Titel, der bloß eine einfache Angabe des Dienstes und der Arbeiten

des Pontonier-Corps anzudeuten scheint, hat der Verfasser die Kriegskunst mit einem sehr schätzbaren, wesentlich nützlichen Werke bereichert. In keinem andern Werke findet man so viele genaue und richtige Angaben über Militär-Brücken vereinigt als hier. Die mit vieler Gründlichkeit entworfene Einleitung gibt eine geschichtliche Uebersicht der vorzüglichsten Flußübergänge, sowohl in ältern als neuern Zeiten. Sehr gut ausgeführt ist die in dem Werke enthaltene Theorie über die fliegenden Brücken. Die angestellten Berechnungen sind genau und richtig.

Memoire sur la défense de la France par les places fortes, concurrement avec l'armée. Par M. C., officier superieur. Paris. 821.**

Nach den aus dem Studium der Geschichte und den Anleitungen der Erfahrung hergeleiteten Betrachtungen, schließt der Verfasser:

1. Daß feste Plätze nur allein sich dem Marsche einer großen Armee widersetzen können, die eine zu große Uebermacht unwiderstehlich macht.

2. Daß nur die großen festen Plätze diesen Zweck vollkommen erfüllen können.

3. Daß die französische Grenze nicht allenthalben ein vollkommenes Vertheidigungs-System darbiethe und daß es endlich

4. daher wesentlich wichtig sey, das französische Vertheidigungs-System durch feste Plätze neu zu organisiren und solches in Uebereinstimmung mit dem Angriffs-System durch große Armeen zu bringen.

Hierauf wirft derselbe einen Blick auf die Frankreich umgebenden Staaten, und ihre militärischen Verhältnisse mit demselben, und gibt die Organisation eines gegen den Gesammtangriff dieser Staaten entworfenen Vertheidigungs-Systemes.

Er bemüht sich nach allen Kräften die Meinung zu bekämpfen, die man in Frankreich von dem gefährlichen Einfluß hegt, den die Besitznahme der Hauptstadt durch eine feindliche Armee nach sich ziehen könne, und beweist, daß neue hinter der Loire angelegte Vertheidigungs-Linien den Verlust der Hauptstadt ohne Folgen machen würden; indem bey seinen fernern Operationen der Feind einen beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte zur Besetzung von Paris verwenden müsse, wodurch seine Schwächung und endlicher Untergang herbey geführt werden müsse.

Essai sur les entraves que le commerce éprouve en Europe; par L. F. de Tollenare (de Nantes) Paris.

Sind die Fesseln, welche der Handelsstand bey der Ausübung seines Gewerbes zu empfinden glaubt,

wirklich wahr, oder sind solche nur eingebildet? Dieses ist die Frage, welche der Verfasser aufwirft, und deren Lösung er nicht durch Untersuchungen, in dem engen Raum seines Studierzimmers am Schreibtisch angestellt, versuchte. Er wollte mit eignen Augen sehen, und durch die Erfahrung urtheilen; er wollte sich vorher selbst in den Wirbel der Geschäfte werfen, die großen Handelsplätze besuchen, auf Reisen durch den Umgang mit den Handelsleuten verschiedener Länder und durch das Lesen der berühmtesten Publicisten wichtige Thatsachen sammeln. Erst nachdem der Verfasser das ganze Gebieth des Handels durchlaufen, erst nachdem er als aufmerksamer Beobachter alles durchspäht, ergriff er die Feder, und versichert nun dem Publicum, daß in den meisten Fällen die Klagen der Kaufleute leer und ungerecht sind. Er behauptet bemerkt zu haben, daß alle diese Klagen ihre Quelle in der Unzulänglichkeit der bis jetzt angestellten Untersuchungen über die wahren Beweggründe der Beschränkung habe.

Herr von Tolenare behandelt seinen Gegenstand mit jener edlen Freymüthigkeit und Sicherheit, die ein langes Denken und Liebe der Wahrheit verschafft Er glaubt, daß sich der auswärtige Handel keiner unbegränzten Freyheit erfreuen dürfe, und entwickelt klar und deutlich seine Gründe sowohl über die Un-

vereinbarkeit eines solchen freyen Handels-Systems mit dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande, als hauptsächlich über das Interesse des innern Handels. Er unterwirft die in Bezug des Handels durch die Verwaltung im Allgemeinen angenommenen Maßregeln von dem einfachen Schutz bis zum gänzlichen Verbiethen, einer strengen aber gerechten Untersuchung, und zeigt die Verfügungen um deren Wirkung zu mildern. Dieses ist der Gegenstand des ersten Theils der obigen Schrift.

Im zweyten Theile behandelt der Verfasser die Anwendung dieser allgemeinen Maßregel auf einige einzelne Beschränkungen, als wie die Ausfuhr des gemünzten Geldes, gesetzmößige Interessen, die Anleihen und die Privilegien.

Das ganze Werk ist auf jene merkwürdige Stelle Montesquieu's (Esprit des Lois, xx 12) gegründet: La liberté du commerce n'est pas une faculté accordée aux négocians de faire tout ce qu'ils veulent; c'en serait bien plûtot la servitude. Ce qui gêne le commerçant ne gêne pas pour cela le commerce.

Der Verfasser trägt seinen so innig mit dem Staatswohl verwebten Gegenstand einfach, gründlich und deutlich vor, ohne dem Nachdenken seiner Leser vorzugreifen.

Memoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814, accompagnés des Plans d'ordres de batailles et de situations. Par F. Koch, Chef de Bataillon d'Etat-Major. Paris 2 Vol. en 3 Tomes.

Der merkwürdige Feldzug von 1812 bis 1814 hat bereits in Frankreich, Deutschland und England viele Federn in Bewegung gesetzt. Unter den vielen über denselben erschienenen Schriften, verdient obiges Werk besonders Aufmerksamkeit. Wer zuletzt redet, hat durch den ihm zu Gebothe stehenden Gebrauch der bereits vorhandenen Materialien, immer schon Vortheile vor seinen Vorgängern.

Aus dem Werke selbst geht es nirgends hervor, welchen Antheil der Verfasser an den Ereignissen des hier beschriebenen Feldzuges selbst hatte, und er gesteht, keinen Zutritt zu den öffentlichen Archiven gehabt zu haben; allein durch die Mittheilung von Tagebüchern und Memoiren der vorzüglichsten französischen Generale, welche in demselben eine Rolle spielten, so wie einiger Tagebücher der verbündeten Heerführer, und die er sämmtlich nahmentlich anführt, ward er in den Stand gesetzt, über die Pläne des französischen Heerführers, und die Ausführung derselben nicht nur vollständige Nachrichten, sondern

selbst bis dahin unbekannt gewesene Aufschlüsse zu liefern.

Der Zweck des Verfassers ist, die französische Armee gegen den Tadel, den mehrere Schriftsteller, nahmentlich Beauchamp, Sarazin, Venturini u. a. m. sich erlaubt haben, zu rechtfertigen; er will seiner Nation die Ueberzeugung geben, daß diese Armee sich niemahls mehr als gerade in diesem Feldzuge, verdient gemacht habe. Der Geist der Loire Armee spricht sich auf jeder Seite aus. In diesem Geiste beleuchtet er die Unternehmungen der Alliirten mit der Fackel einer Critik, welche die Fecquiersche noch an Strenge übertrifft. Die Anführer der Franzosen werden auch nicht ganz geschont, insbesondere der ehemahls so allgewaltige Bonaparte nicht. Allein die Farben sind doch weniger grell aufgetragen. Und wenn von den noch am Ruder seyenden Marschällen die Rede ist, so folgt der Critik irgend eine mildernde Entschuldigung. Dieß alles liegt in der Natur der Sache. Durch eine Vergleichung mit den Schriften der Gegenpartey, kommt man erst der Wahrheit näher.

Nach Angabe des Verfassers, die er mit Ordres de Bataille belegt, war die Stärke der Alliirten, als sie über den Rhein gingen, 300,000 Mann, während ihnen Bonaparte nur 60,000 Mann Infanterie

und 8000 Mann Cavallerie entgegen stellen konnte. Dieß Unverhältniß zwischen den Kräften der beyden Parteyen blieb während des ganzen Feldzuges; das Material der französischen Armee befand sich in den traurigsten Umständen. Die Cavallerie war eben so schlecht beritten, als der Train schlecht bespannt war; es fehlte an Munition und Waffen. Der Geist der Armee war seyd dem russischen Feldzug dahin. Der Soldat war muthlos, der Officier nie zufrieden. Selbst Beförderungen und Auszeichnungen hatten keinen Werth mehr. Alle sahen einen unglücklichen Ausgang des unverhältnißmäßigen Kampfes voraus. In sechs Monathen war kein Sold verabfolgt worden; Uneinigkeit und Eifersucht herrschte unter den Marschällen. Bonaparte sah sich, allen militärischen Begriffen zuwider, genöthigt, den vorzüglichsten unter ihnen, besondere Commandos zu geben. Dadurch entstand, daß kleine detaschirte Corps, oft unter zwey und selbst drey Marschällen standen, die nicht einer dem andern subordinirt waren, sondern nach ihrem Ermessen mit einander cooperiren sollten. Vergebens both Bonaparte alles auf, die Armee zu ergänzen, und das Material herzustellen. Die Nation war gegen ihn. Dieses zeigte sich auffallend durch die unglaublich starke Desertion der eingestellten Consribirten. Die Magazine waren nicht angefüllt. Der Soldat litt Mangel an Kleidung und selbst an den unentbehrlichsten Lebensmitteln. Der Senat und das gesetzgebende Corps in Paris lähmte alle Schritte Bonapartes, der den Geist der Pariser eben so sehr als seine auswärtigen Feinde fürchtete. Dieß war die Lage Bonapartens als er zu Chalon sein kleines Heer sammelte, und nun den lang entworfenen Plan mit demselben zwischen beyden großen feindlichen Heeren zu operiren, und beyde einzeln zu schlagen ausführen wollte. —

Bonaparte schlug sich als ein Verzweiflender, der

sein Letztes aufs Spiel setzt, um entweder alles wieder zu gewinnen, oder alles auf immer zu verlieren. Dann und wann zeigten sich noch Spuren von jenem strategischen Geiste, der ihm einen der ersten Plätze unter den großen Feldherren in der Geschichte anweiset; allein im Allgemeinen waren seine Unternehmungen zu gewagt, als daß sie hätten gelingen können. Er wollte das Unmögliche möglich machen, und da alles in der Welt seine Grenzen hat, so unterlag er dem Schicksal, aber nicht ohne Ruhm. Sein kleines Heer that Wunder der Tapferkeit; es war eines bessern Schicksals würdig. In der Lage, in der sich die französische Armee befand, war es für die Alliirten ziemlich gleichgültig, welchen Operationsplan sie befolgten, genug, wenn sie nur auf dem kürzesten Wege, und so schnell als möglich auf Paris vordrängen, um die Organisation neuer Streitkräfte zu verhindern. Was geschehen, ist bekannt.

Der Verfasser unterzieht übrigens auch die Operationen der verbündeten Feldherren einer strengen Critik, vorzüglich ist dieses bey dem verstorbenen Feldmarschall Fürst Blücher der Fall, und hier läßt sich der Geist der Loire Armee nicht verkennen. Der interessanteste Theil des Werkes ist unstreitig die ausführliche Beschreibung der Operationspläne, Schlachten und Treffen. Außer sehr ausführlichen Ordres de Bataille sind dem Werke noch die Pläne von der Schlacht am Mincio, von dem Treffen bey Fere Champnoise, von der umliegenden Gegend von Paris und der Schlacht bey Toulouse, beygefügt. Ueber die Unterhandlungen auf dem Friedens-Congresse zu Chatillon, und die Ursachen, daß solche keinen glücklichen Ausgang hatten, finden sich in diesem Werke umständliche Nachrichten.

Geist der Zeit.

September 1821.

Tagebuch

über die

letzte Nordpolreise in den Jahren 1819 und 1820, gehalten an Bord der Schiffe Hecla und Griper

von

Alexander Fisher,
dem Wundarzte derselben.

„A Journal of a Voyage of discovery to the Arctic Regions in His Majesty's ships Hecla and Griper, in the years 1819 et 1820. By Alexander Fisher, Surgeon R. N. London, Longman 1821. XII u. 320 S. 8.

(In einem gedrängten Auszuge.)

Einleitung.

Obgleich die durch das äußerordentliche Ereigniß des Verschwindens großer Eisfelder bey Grönland auf das Höchste gesteigerte Erwartung,

ichnet hat. Die über dieſen Sund von uns ge-
achten Entdeckungen haben aber gewiß in der Seele
meiſten, die mit uns waren, keinen Zweifel zu-
kgelaſſen, daß es wirklich eine Meerenge oder
rchfahrt, keineswegs ein bloßer Sund ſey.
ſen Schluß zu machen, waren wir gezwungen,
vir gegen achtzig Meilen weit in dieſe Oeff-
g hineingefahren und auch dort noch gar nicht
n ein ſie verſchließendes Land oder ein anderes
den Weg verſtopfendes Hinderniß zur Rückkehr
ungen worden ſind.

Mehrere andere Umſtände machen dieſe geräu-
Oeffnung zu einem intereſſanten und der Un-
hung würdigen Gegenſtande.

Die Schiffe, welche zu dieſer Expedition aus-
en wurden, waren die königlichen Kriegsſchiffe
ecla und der Griper, das erſtere ein Schiff
eynahe vierhundert Tonnen Laſt, und wegen
Bauart — da es bey ſeiner Erbauung zu ei-
ombardier-Galiote beſtimmt worden war —
eitem Umfang, welches bey der Nothwendig-
alle Artikel, deren wir auf der Reiſe bedurf-
Brennholz, Mundvorräthe u. ſ. w. in großen
itäten mitzunehmen, eine höchſt empfehlende
haft war. Der Griper ſtand dem Hecla an
ſehr weit nach, denn er war erſt bloß eine

Brigg mit zwölf Kanonen gewesen. Allein man hatte ihn dann höher gebaut (rose upon), und dadurch war er allerdings viel tüchtiger geworden. Dem Hecla aber blieb er doch in jeder Hinsicht weit untergeordnet; er war ein viel schlechterer Segler, er konnte nicht seinen Proviant-Bedarf selbst in sich aufnehmen u. dgl. m. Denn, obgleich die Expedition mit allen Magazin-Artikeln, Mundvorräthen u. s. w. auf zwei ganze Jahre ausgerüstet war, so war doch vor Ablauf Eines Jahres schon der Griper genöthigt, mit mehreren Artikeln sich vom Hecla verproviantiren zu lassen. In anderer Hinsicht aber war die Equipirung beyder Schiffe äußerst gut. Wirklich gar nichts war vernachlässiget worden, was dazu beytragen konnte, sich der Erreichung des Zwecks durch sie zu vergewissern. Um sie stark und widerstandsfähig zu machen, hatten Eisen und Holz alle ihre Kraft aufbiethen müssen, die sie dazu haben. Unten vom Kiel an bis in eine gewisse Distanz über die Wasseroberfläche hatte das ganze Gebäude derselben noch eine Extrabekleidung von Eichenplanken von 3 bis 4 Zoll Dicke, und im Inneren war eine weit beträchtlichere Zahl von Tragbalken und Planken angebracht, als die sonst gewöhnliche ist, damit, wenn die Schiffe zwischen Treibeis eingeklemmt würden, ihre Widerstandskraft hinreichend

seyn möchte. Auch ihr Bug war mit starken Eisenplatten überzogen, um ihn gegen den Anprall der schwimmenden Eismassen zu waffnen. Ueberdieß waren die Cajüten und Quartiere für den gemeinen Mann sowohl als für den Officier so bequem und behaglich eingerichtet, als es die Größe der Schiffe nur gestatten wollte. Um gegen die Kälte hinreichend geschützt zu seyn, hatte man uns statt der Hangematten und Kotts (englischen Hangematten), in welchen die Kälte, wie man allgemein behauptet, lästiger wird, ordentliche Bettstellen gegeben. Auf den Fall, daß die Durchfahrt uns nicht glückte, hatte man uns reichlich mit Planken, Presenningen (Schiffsplane) und russischen Matrazen versehen, mit welchen den Schiffen während des Winters ein solches Obdach gegeben werden konnte, daß es möglich ward, auch bey übler Witterung sich auf dem Verdecke herum zu bewegen und zu beschäftigen. Die Regierung hatte den Matrosen, so wie zu der ersten Reise, abermahls Jedem einen vollständigen warmen Anzug und ein Hemde von Wolfshaut unentgeldlich gegeben.

Die Mittel der Gesundheitserhaltung waren eben so wenig gespart. Nicht nur waren die Salzfleisch-Vorräthe von vortrefflicher Beschaffenheit und aus lauter jungem Fleische bestehend, sondern wir bekamen auch große Quantitäten der beliebten preser-

ved meats and soups (aufbewahrlichen Fleischspeisen und Suppen) der Herren Donkin und Hall mit. Mit antiscorbutischen Mitteln sehr mannigfaltiger Art, z. B. Citronensaft, Sauerkraut, Tannensamen-Essenz, Malz- und Hopfen-Essenz waren wir ebenfalls versehen. Endlich hatte die Regierung sogar auf den Fall, daß wir mit Indianern und Eskimos zusammenkämen, die uns durch Herbeyschaffung von Mundvorräthen, oder auf welche Art es sey, nützlich werden könnten, mit einer beträchtlichen Menge jener Waaren und Kleinigkeiten versorgt, die für die wilden Völker im Tauschhandel mit ihnen einen so hohen Werth haben. So z. B. hatten wir eine Menge Jacken und Schifferhosen von grobem Tuch mit, Hemden, kupferne Kessel, Messer, Gabeln, Löffel, Spiegel, Glascorallen von allerhand Farben u. dgl. zum wirklichen Bedarf oder zum bloßen Schmuck gehörige Dinge. Mit Einem Worte, es war alles Nöthige und zum möglichst behaglichen Leben der Schiffsmannschaft Wünschenswerthe von der Regierung geschehen.

Tagebuch.

Wir segelten von Deptford am 4. May 1819 ab. Am 11. erst begann unsere eigentliche Reise,

und um 10 Uhr Vormittags bekamen wir einen so schönen Westwind, daß wir noch vor Einbruch der Nacht aus der Passage, welche unter dem Nahmen the Swir bekannt und als gefährlich verrufen ist, und den an dieser Küste sehr zahlreichen Klippen glücklich hinauskamen. Mit dem Mittage dieses Tags begannen wir unser meteorologisches Register. Wir beschlossen, auch das specifische Gewicht des Seewassers alle Tage in der Mittagsstunde aufzuschreiben. Die Temperatur der Luft und des Wassers sollte alle zwey Stunden unausgesetzt sowohl bey Tage als in der Nacht beobachtet und niedergeschrieben werden. Die Höhe des Barometers wollten wir täglich viermahl verzeichnen, nähmlich um 6 Uhr des Morgens, in der Mittagsstunde, um 6 Uhr Nachmittags und in der Mitternachtsstunde. Die Richtungen des Windes und die Witterungsbeschaffenheit, so wie auch alle andere meteorologische Phänomene, die etwa aufstießen, sollten jedesmahl auch mit angemerkt werden.

Am 12. war die Verschiedenheit unserer beyden Schiffe hinsichtlich des Schnellsegelns vor dem Winde uns schon so ganz klar, daß wir den Griper als einen schlechten Segler gleich am Morgen dieses Tages dem Hecla anbanden. Am Abende mußten wir vor

Winterton Lights ankern, da Fluth eingetreten und der Wind so schwach war, daß wir uns nicht gegen sie onstämmen konnten. Wir segelten jedoch in der Nacht weiter bis gegen 7 Uhr des Morgens, wo wir wieder ankern mußten. Nachmittags um 1 Uhr aber war die Fluth zu unseren Gunsten. Am 14. fuhren wir vom frühen Morgen an bis drey Viertel auf 5 Uhr in einem Striche fort, hatten aber nun auf einmahl einen kleinen Schreck, der doch hinreichend war, alle im Schiff Befindlichen binnen wenigen Minuten auf das Verdeck zu jagen. Es stieß nähmlich am östlichen Ende von Sheeringham Shoal (der Untiefe bey Sheeringham) an, und dieses Anstoßen geschah dreymahl hurtig nach einander. Ich vermuthe, daß bloß die sehr hohlgehende See daran Schuld war, welche die Schwankungen des Schiffes zu beträchtlich machte, das wohl außerdem gar herrlich über die Klippen hinweggekommen seyn würde. Auch hatte es gar keine nachtheilige Folge, und ehe wir noch Alle aufs Verdeck hinaufgesprungen waren, war das Schiff wieder im schönsten Gange, ohne eine Beschädigung erlitten zu haben. Der widrige Wind aber nöthigte uns an diesem Tage noch zur Rückkehr auf die Rheede von Yarmouth, wo wir zum Glück nicht

lange liegen mußten, sondern in der folgenden Nacht schon weiter konnten.

Am 16. sahen wir schon den Colymbus Troile Linn. sehr häufig, eine dem englischen Matrosen unter den Nahmen Loon und Willock sehr bekannte Taucher-Art. Dieser Vogel muß in den nördlichen Meeren sehr verbreitet seyn. Bey der vorigen Reise fanden wir ihn äußerst zahlreich in der Davisstraße und Baffinsbay, und wo wir im atlantischen Meere segelten, begegnete er uns auch hier und da. Am folgenden Tage kam uns auch mehrmahls die Alca Arctica Linn. vor.

Am 18. Nachmittags hatten wir eine sehr ferne Ansicht von Morven Hill und einigen andern Bergen von Banffshire, so daß sie nur eben mit ihrem höchsten Gipfel aus dem Meere hervorzuragen schienen. Auf dieselbe Weise erschien uns am folgenden Tage Fair Island, nur daß diese uns damit nicht täuschen konnte, weil wir schon wußten, daß sie überhaupt gar nicht hoch ist. Diesem Eilande näherten wir uns bis Nachmittags 4 Uhr, wo Windstille uns zum Ankern nöthigte, als wir noch 5 Meilen von ihm entfernt waren. Wir wollten diesen unangenehmen Verzug gern benutzen, und die Mannschaft beschäftigte sich daher mit dem Fischfange. Sie war damit glücklich. Anas Bassanus Linn. und Pro-

cellaria glacialis Linn. kamen uns an dieſem Tage häufig vor. Am 20. Nachmittags um 6 Uhr bekamen wir wieder einen günſtigen Lufthauch, der es uns möglich machte noch an dieſem Abende um das nördliche Ende der Orkney-Inſeln hinum zu kommen, von denen wir einige den ganzen Tag vor Augen hatten. Zwey oder drey derſelben, hauptſächlich Ronaldſha und Sandy, welche letztere einen Leuchtthurm hat, ſahen wir ſehr deutlich.

Die uns zu Geſicht gekommenen Orkney-Inſeln ſcheinen im Ganzen Inſeln voller Berge, die weder hoch noch felſig ſind, und einen ganz mählichen Abhang haben, obgleich ihre Oberfläche nicht eben ſehr glatt iſt, ſondern vielmehr von ihrer Mitte an auf der Seeſeite manches Präcipiz darbiethet, welches ſchroff genug ſcheint. Der Anblick dieſer Inſeln bereitet das Auge zu dem von Grönland vor, denn ſie ſind mit den üppig grünenden Ufern der Themſe verglichen, gerade eben ſo öde und traurig, als es im Vergleich mit ihnen die ſtarren grönländiſchen Küſten ſind. Der Frühling ſchien hier kaum begonnen zu haben. Schnee zwar lag nicht mehr, aber die Vegetation war noch ganz zurück.

Nachmittags ſahen und ſprachen wir eine nach der Diſko-Bay gehende däniſche Brigg von Kopenhagen. Doch war ſie ſo fern von uns, daß wir von

ihren Antworten auf unsere Fragen sehr wenig verstanden. Sie blieb den ganzen Tag in unserer Gesellschaft oder vielmehr in unseren Augen, allein am Abende ging sie zu sehr nordwärts. Zum erstenmahl kamen uns an diesem Tage einige Larus Tritactylus Linn. vor.

Am 22. Vormittags schon verloren wir auch die nördlichste der Orkney-Inseln aus den Augen, und am Abende erkannten wir die Inseln Barra und Rona, welche gewöhnlich (?) für die nördlichsten Inseln Europas gehalten werden. Es war schon zu dunkel, als daß wir von irgend Etwas auf ihnen eine helle Ansicht hätten bekommen können. Am folgenden Tage fuhren wir zwischen beyden hindurch und sahen, daß Rona beträchtlich größer ist als Barra. Es ist auch bewohnt. Die Entfernung beyder von einander mag acht Meilen seyn. Sie haben durchaus dasselbe Ansehen wie die Orkney-Inseln, und trotz ihrer Entfernung gehören sie auch dieser Gruppe noch an. In ihrer Nähe sahen wir Seevögel, vorzüglich Procellaria Glacialis und Larus Tridactylus in erstaunlicher Menge. Sie sind eben so wie St. Kilda und andere isolirt aus dem Meere emporragende Felsen, ein das Nisten der Seevögel ganz ausnehmend begünstigender Aufenthalt.

An diesem Nachmittage warfen wir eine Glasflasche ins Meer, in welche wir einen halben Bogen

Foolscap-Papier gesteckt hatten, worauf in sechs verschiedenen Sprachen die Bitte geschrieben war, daß der Finder sie dem Secretär der Admiralität oder dem Seeminister des Landes, welchem er selbst angehöre, mit genauer Angabe der Zeit und des Orts, wo er sie gefunden, zuschicken möge. Es ward beschlossen, auf unserer Reise alle Tage eine solche Flasche ins Meer zu werfen. Der Zweck dabey ist, daß man Aufklärungen über die Stärke und die Richtung der Strömungen in diesen Meeren erhalte. Wenn man die Zeit und den Ort weiß, wo sie ins Meer geworfen, und die Zeit und den Ort, wo sie gefunden worden sind, so hat man damit einen Beytrag zu Aufhellung jenes Gegenstandes, denn die Länge der Zeit, welche seit Absendung der Flasche verflossen ist, und die Lage des Orts, wo sie gefunden worden, im Verhältniß zu dem, wo sie abgeschickt worden, lassen wichtige Schlüsse machen, jene den Schluß auf die Stärke, diese den Schluß auf die Richtung der Strömung. Ist die Flasche sehr bald an das Land getrieben worden, so ist sie meist außer dem Einflusse der Strömungen gewesen. Einige der im vorigen Jahre gefundenen Flaschen dieser Art haben schon sehr wichtige Aufklärungen gegeben.

Am 24. sahen wir den merkwürdigen isolirten

Felsen Rockal, jedoch in weiter Ferne, nähmlich in der von 4 bis 5 Meilen. In dieser war sein Aussehen gerade wie das eines segelnden Schiffes, und der Matrose unseres Schiffs, dem er zuerst zu Gesicht kam, kündigte uns wirklich ihn so an. Nicht bloß die Form, sondern auch die Farbe des Felsens bewirkte diese Täuschung. Er ist nähmlich von der ungeheueren Menge der Vögel-Excremente, die auf ihm liegen, ganz weiß. Daß dieses Weiß von den Vögel-Excrementen herrühre, konnten wir freylich in so weiter Ferne davon nicht erkennen, aber doch mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen.

Diesen Felsen fanden wir, nach den Resultaten, die unsere Chronometer uns gaben, genau unter 57° 38′ 30″ nördlicher Breite liegend, mithin ganz so, wie man an Bord des großbritannischen Kriegsschiffes Endymion die Polhöhe desselben bestimmt hat.

Noch an diesem Tage Nachmittags, und als wir noch wenigstens vierzig Meilen von diesem Felsen entfernt waren, fanden wir Ankergrund bey 150 Faden. Mithin kann für gewiß angenommen werden, daß dieser Felsen bloß der Gipfel eines ungeheuern submarinen Gebirges ist, dessen Seiten, — die westliche wenigstens — einen ganz allmähligen Abhang haben.

Bis zum 27. blieb die Lufttemperatur nun gewöhnlich bey 50° Farnh. und die Seetemperatur auf der Oberfläche etwa einen Grad niedriger. Am 27. hatten wir beynahe völlige Windstille und benutzten dieß zur Untersuchung des Ankertaues bey dem fambösen versunkenen Lande Buß, oder doch der Stelle, wo es versunken seyn soll, wie diese Stelle der Lieutenant Pickersgill bestimmt hat, welcher im Jahr 1776 auf seiner Fahrt nach der Davisstraße an derselben Stelle einigemahl Ankergrund bey 320 Faden fand. Allein, wie sonderbar! — obgleich wir eine 1120 Faden lange Lothlien (Senkbleyschnur) hatten, wir fanden keinen Grund! Höchstwahrscheinlich hat Pickersgill Roß in der Angabe des Längengrads einen Fehler begangen, und das Vorhandensein der Sandbank wird dadurch noch nicht verdächtig. Auch die neuesten Charten von Steel verlegen das versunkene Land Buß nur einige Grade weiter nach Westen, als wo wir es suchten.

Der älteste Bericht, welchen man von diesem versunkenen Lande hat, ist aus Tagebuchs-Fragmenten und Briefen genommen, die von zwey venetianischen Seefahrern, Nicolo und Antonio Zeno, herrühren, welche am Ende des vierzehnten Jahrhunderts von einem scandinavischen Fürsten, Zichmni, auf Entdeckungen in der Nordsee aus-

geschickt worden waren. Unter anderen Entdeckungen, welche diese Abenteurer gemacht haben wollen, ist eine große Insel aufgeführt, welche den Nahmen Friesland erhielt, und im Süden Islands liegen sollte. Die ganze Erzählung von diesen Entdeckungen aber ist so verworrenes und unbefriedigendes Geschreibsel, daß man über die geographische Lage ihrer entdeckten Inseln völlig im Dunkeln bleibt. Die neueren Geographen haben häufig die ganze Erzählung davon für bloße Fabeley gehalten. Ich glaube doch, dazu hat man eigentlich gar keinen Grund, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Bericht von den Entdeckungen der Zenos viel zu schlecht abgefaßt ist, als daß er von irgend einiger Nutzbarkeit wäre.

Seit den beyden Zenos waren ziemlich zwey Jahrhunderte verflossen, ohne daß von ihrem entdeckten Frieslande weiter etwas verlautet hatte. Aber nun wurde auf einmahl wieder Lärm davon. Ein Schiff der Flotte Martin Frobishers wollte im Jahr 1578 auf der Rückkehr, welche dieser berühmte Seefahrer von seiner dritten Reise nach England machte, unter 57° 30′ nördlicher Breite eine große und sehr bewaldete Insel angetroffen haben und drey Tage längs der Küste derselben hingesegelt seyn. Das Schiff hieß The Busse und war von Bridgewater. Das räthselhafte Land erhielt daher den Nahmen Insel

Buß. Ich glaube, dieß ist die letzte Nachricht, welche man von diesem Lande hat.

Am 30. und 31. versuchten wir die Sandbank an jener Stelle zu finden, welche nach Steels Charte die Stätte des versunkenen Landes Buß bezeichnen soll, waren aber an derselben mit unserem Versuche eben so unglücklich, wie an der von Pickersgill angegebenen, und so muß man freylich der Glaube an das Vorhandenseyn von Spuren der Insel Buß sehr schwach werden. Wenigstens können alle Hydrographen mit völliger Zuverlässigkeit in ihren Charten an den Stellen, wohin die Insel Buß bis jetzt verlegt worden, d. h. gerade an den zwey Stellen, wo wir die genaue Untersuchung angestellt haben, diese Insel wegstreichen.

Am 11. Junius empfanden wir, trotz der vorrückenden Jahrszeit, mehr Kälte, als wir seit Verlassung der englischen Küsten empfunden hatten; doch war sie recht sehr erträglich.

An diesem Tage flogen einige Individuen von Emberiza nivalis Linn. um das Schiff, als wir gerade Nordwestwind hatten, durch den sie also vermuthlich uns von der grönländischen Küste zugeführt wurden, von der wir Mittags noch 376 Meilen entfernt waren.

An diesem Tage ward auch Larus Parasiticus

Linn. zum ersten Mahle gesehen. Bey unseren Seeleuten sowohl, als bey den dänischen, hat dieser Vogel einen Nahmen, — nähmlich bey jenen den Nahmen boastwain und dirty Allen, bey diesen den Nahmen Srondt-jager — welcher auf die lange Zeit geglaubte Ernäherung desselben von den Excrementen kleinerer Seevögel seiner eigenen Gattung, nahmentlich des Larus Tridactylus, anspielet. Man sah nähmlich oft, daß die von ihm Verfolgten ihren Unrath von sich gaben. Allein dieser ist keineswegs die Nahrung des Larus Parasiticus, und die Verfolgten gewinnen dadurch nur Zeit zur Flucht, weil der Verfolger wirklich nach dem Kothe schnappt. Solche Ausleerungen im Drangsal der Verfolgung hat man auch bey vielen anderen Arten wahrgenommen, und ich selbst sah im vorigen Jahr dieß mehrmahls von der Procellaria glacialis, welche, ehe sie die Flucht ergreifen wollte oder konnte, nicht bloß von hinten, sondern auch von vorn durch Speyen das Genossene von sich geben mußten.

Am 2. Junius erschien sehr zahlreich Procellaria Pelagica Linn., und ließ uns nicht zweifeln, daß stürmisches Wetter uns sehr nahe bevorstehe, welches in der That auch schon begann. Die Warnung, welche die Seeleute von diesem Vogel erhalten, geht jedoch dem Sturme oft sechs Stun-

tig, denn nun hat es ja zum Treiben schon so lange Zeit gehabt, daß man gar kein sehr frühes Aufbrechen desselben anzunehmen braucht.

Mit dem uns an diesem Morgen erscheinenden Eise erschienen zugleich Schaaren des kleinen Tauchers (Alca Alce Linn.), welche um die Eismassen herumschwammen und untertauchten. Es scheint, daß die Nähe des Eises ihr Lieblingsaufenthalt sey, denn ich erinnere mich nicht, sie im vorigen Jahre jemahls anderswo, als wo wir von Eise umgeben, oder doch ihm sehr nahe waren, gesehen zu haben. An diesem Tage sahen wir auch noch eine andere, gleich jener stets in der Nähe des Eises sich haltenden Taucher-Art, Colymbus Grylle Linn.

Am 19. Vormittags fuhren wir über die Stelle, wo, wie mir versichert ward, nach der Bestimmung, welche das königliche Kriegsschiff Sibylle gegeben, das Cap Farewell liegen soll. Mittags waren wir unter 59° 48′ 26″, und noch sahen wir von diesem Vorgebirge gar nichts; doch konnten wir des Nebels wegen auch nicht sehr weit sehen. Das Land um Cape Desolation sahen wir an diesem Tage so, daß es 12 bis 14 Leagues von uns entfernt zu seyn schien.

Am 20. sahen wir nun das Land um Cape Desolation abermahls, aber, obgleich nun ihm näher,

noch undeutlicher als am vorigen Tage, oder vielmehr mit größerer Täuschung, denn seine Gestalt war durch die Strahlenbrechung so verändert, daß ein Berg von einem Thale kaum unterschieden werden konnte.

Am 22. und 23. kamen uns Robben, Delphine und die schon bisher gesehenen Vögel zu Gesichte, doch auch zwey Arten, die uns auf der jetzigen Reise zum ersten Mahle vorkamen, nähmlich Larus Glaucus Linn., den die Seeleute Burgemaster nennen (welches ein offenbar holländischer und zwar sehr passender Nahme ist, da dieser Vogel sich gegen die andern Seevögel dieser Region ziemlich eben so imposant und stolz benimmt, wie ein holländischer Burgemeister gegen seine Spießbürger), und Phalaropus Hyperboreus oder Tringa Fulicaria Linn., von welchem letztern wir einige dichte Schaaren in der Nähe eines Eisbergs erblickten, welchem eines unserer Böte zusteuerte, um magnetische Beobachtungen zu machen. Wir fanden ihn aber viel zu steil, als daß wir ihn hätten erklimmen können. Vom Eisberge zurückkehrend sahen wir auch Alca Arctica Linn., die ich mich im vorigen Jahre gesehen zu haben, nicht erinnerte, obgleich er nach den Ornithologen einer der in dieser Region häufigen Vögel ist. Auch Larus eburneus Linn. erschien in

dieſem Sommer zum erſten Mahle. Dieſer Vogel iſt weit mehr als elfenbeinweiß, er iſt weiß wie friſchgefallener Schnee. Dicht am Eisberge lotheten wir und hatten bey 200 Faden weißen Sandgrund. Unſere Abſicht dabey war, zu wiſſen, ob der Eisberg feſtſitze; wir mußten aber nun annehmen, daß dieß keineswegs der Fall ſey, denn ſeine Höhe taxirten wir auf nicht mehr als 50 Fuß über dem Waſſer.

Am 25. ſahen wir eine Menge Eisberge, und wurden auch vom Treibeiſe beynahe eingeſchloſſen. Am Morgen ſchon wurden zwey Individuen von Balaena Myſticetus geſehen, und zwar zum erſten Mahle auf dieſer Reiſe. Die Mannſchaft des Griper ſah zwey weiße Bären auf einem Eisberge ſitzen.

Am 26. wurden wir vom Eiſe ganz eingeſchloſſen. Wir konnten zwar oſtwärts die offene See noch ſehen, aber zwiſchen uns und ihm waren einige Meilen weit dichtes Eis, und weſt- und nordwärts war, ſo weit das Auge reichte, nichts als Eis. Die Schollen um uns herum hatten 4 bis 5 Fuß Dicke und ſelten mehr als 40 bis 50 Fuß Länge. Auf manchen fanden wir Stücken von Quarz und Granit und zuweilen Haufen von Sand und Kies, woraus mir wahrſcheinlich wird, daß dieſes Eis aus dem uns nördlich und weſtlich liegenden Archipelagus kommt. Unter dieſen Schollen ſtand hier und da auch ein Eis-

berg, doch waren diese meist nur von geringer Größe. Der Verzug, den uns in diesen letzten zwey Tagen das Eis verursachte, entschädigte uns durch die Muße, die er uns zu Beobachtungen gab, welche wir in See nicht hätten machen können, nähmlich zu Beobachtungen über die Magnetnadel und über die Mondsfernen.

Am Nachmittage kam, nur wenige Ellen vom Schiffe entfernt, ein großer Wallfisch in einer kleinen zwischen zwey großen Schollen befindlichen Oeffnung zum Vorscheln und schnappte nach Luft. Er verweilte lange Zeit da, und würde wahrscheinlich noch länger geblieben seyn, wenn nicht die Neugier einige Matrosen an das Loch, wo er lag, hingetrieben hätte, um ihn recht genau zu besehen. Als er sich nun entfernte, stieg er auf eine ganz andere Art in die Tiefe als die Wallfische sonst gewohnt sind. Man sieht sie nähmlich stets mit dem Kopfe zuerst untertauchen, und der Schweif verschwindet zuletzt. Bey diesem war es das Gegentheil. Die Wallfische scheinen also den Umständen sich zu accomodiren, und gerade hier in diesem Falle war dieß sehr verständig; denn hätte er den Schweif oben gehabt, so würde dieser höchstwahrscheinlich sich in den Eisschollen verwickelt und so das Thier zum Gefangenen gemacht haben.

Am 28. ward ein weißer Bär gesehen und zweymahl geschossen, fiel aber dann ins Meer und verschwand uns. Am 29. fiel ein hoher Schnee und gab den Schollen um uns das Aussehen, als seyen sie zu einem großen Eisfelde consolidirt. Am Abend ward es sehr hell und wir sahen in der Ferne von 12 bis 14 Meilen Land, welches die am Eingange der Frobisher-Straße befindlichen Inseln zu seyn schienen. Erst am 30. gelang es uns, aus dem Eise herauszukommen, obgleich nur mit siebenstündiger sehr angestrengter Arbeit. Am 3. Julius passirten wir den arctischen Zirkel und kamen somit in die Region des einige Zeit anhaltenden ununterbrochenen Tages. Schon in den letzten Tagen hatten wir, obgleich nicht die ganzen 24 Stunden des Tages die Sonne über dem Horizonte blieb, doch keine eigentliche Finstermiß gehabt, auch in der Mitternachtsstunde nicht. Schon vom 62. Grad an war das Zwielicht so hell, daß wir auch in der Nacht sehr deutlich sahen.

Am 5. kamen wir bey einer Scholle vorbey, auf welcher ein großes Wallroß lag. Wir schossen auf dasselbe, aber es mochte davon wenig gelitten haben, denn es rutschte mit einer so großen Behendigkeit, wie sie bey seinem schwerfälligen Körper nur möglich seyn mag, vom Eise hinab. Seine Hauer schienen

mir 8 bis 9 Zoll lang. Diese Jagd glückte uns besser am 6., wo wir ein sehr großes Exemplar dieser Thierart harpunirten und auf das Schiff brachten. Es wog 1400 Pfund. Seine Länge war 10 Fuß 3 Zoll, seine Dicke hinter den Vorderfüßen 6 Fuß 10 Zoll. Viele andere, die mit ihm gesellschaftet waren, entschlüpften uns, und waren auf ihrer Flucht so schnell, daß es uns beym Verfolgen nicht möglich war, ihnen nahe zu kommen. Ungefähr eine halbe Meile von uns versuchten sie eine andere Scholle zu erklimmen, da sie aber sahen, daß wir sie immer noch verfolgten, verließen sie dieselbe augenblicklich und gingen wieder in die Tiefe. Ich bemerkte, daß eins darunter nur Einen Hauer hatte. Da diese Thiere, um sich auf das Eis emporzuarbeiten, hauptsächlich ihre Hauer als Instrument brauchen, und ihr entsetzlich schwerfälliger Körper oft ganz von diesen in das Eis eingehackten Zähnen getragen wird, so ist sehr zu verwundern, daß man den Verlust derselben an ihnen nicht häufiger bemerkt. Sie sollen dieselben zuweilen auch im heftigen Conflict, den sie mit den weißen Bären haben, verlieren. Das Fleisch dieser Thiere haben mehrere Seefahrer als eine sehr gute Speise gerühmt; aber wenn ich nach meinem Geschmacke urtheile, so kann einen noch nicht daran gewöhnten Menschen gewiß nur äußerste Hungers-

noth zu diesem Genusse bewegen. Gleich unter der Haut war eine dritthalb Zoll dicke Schicht von Fett, das in seinem Aussehen sich sehr wenig und in seiner wahren Beschaffenheit gar nicht vom Specke des Wallfisches unterschied. Das unter diesem thranigen Ueberzuge liegende Fleisch war eben so schwarz wie das Fleisch des Walles, und obendrein von einem so höchst widerlichen Geruche, daß selbst die auf dem Schiffe befindlichen Hunde es gar nicht anrührten. Doch kann ich nicht läugnen, daß wir das Herz ziemlich eßbar fanden. Den Speck nahmen wir mit, da es eine Quantität war, die wohl 30 bis 40 Gallonen Thran geben mußte.

An diesem Tage hatten wir zum ersten Mahle eine Meridianhöhe der Sonne in der Mitternachtsstunde, oder eigentlicher zu reden, unter dem Pole, da wir eben gar keine Nacht hatten, welcher Ausdruck aber demnach der Stundenzeichnung wegen beybehalten werden muß.

Am 11. waren wir so glücklich, einen weißen Bären zu schießen, der zwar nur 895 Pfund Gewicht, aber 8 Fuß 2 Zoll Länge und 6 Fuß Dicke hatte. Jenes Gewicht war zu dieser Körpergröße zu sehr im Mißverhältniß, als daß es uns nicht hätte räthselhaft seyn sollen, denn der Bär, den wir im letzten Sommer getödtet hatten, war beynahe 200

Pfund schwerer und doch 6 Zoll kürzer. Als wir ihn aber secirten, entdeckten wir die Ursache dieses Mißverhältnisses alsbald, denn der ganze Darmcanal war in hohem Grade gangränös, die Leber und Lunge waren sehr entzündet, die Milz auffallend zusammengeschrumpft, der Magen leer und schlaff, zusammengefallen, mit Einem Worte, alle Intestinen waren in krankhaftem Zustande. (Das Gewicht der Leber war 16 Pfund, der Lunge 14 Pfund, des Herzens 6 Pfund, der Nieren 3 Pfund, der Milz 1½ Pfund.)

Bis zum 20. Julius blieb nun unaufhörlich trüber nebeliger Himmel und eine Kälte, welche die auf unserer vorigen Reise empfundene noch überstieg. Die niedrigste Temperatur, die wir im vorigen Jahre hatten, war stets 26½°, am 14. Julius aber hatten wir 26°. Wir litten von dieser Kälte nicht eben viel, aber die Taue waren immer feucht, und aus der Feuchtigkeit ward eine Eiskruste, welche den Matrosen ihr Geschäft sehr erschwerte. Am 15. waren wir nicht weiter als 70° 27′ N. B., so hatte das Treibeis unser Vorrücken gehemmt. Binnen den letzten vier Tagen waren wir nur einen einzigen Grad vorwärts gekommen. Indeß hatten wir Grund zu glauben, daß die letzten drey oder vier Breitengrade, durch die wir gekommen, in diesem Meere auch gerade die aller-

schwierigsten für die Seefahrer sind. Sie sind gerade der schmalste Theil der Davisstraße, und ich zweifle gar nicht, daß sie in dieser Jahreszeit alljährlich von dem aus der Baffinsbay herabtreibenden Eise verstopft sind.

Am 16. Julius kamen wir vor dem von Hull auf den Wallfischfang ausgegangenen Schiffe Brunswick vorbey, welches eben auf der Rückreise begriffen war. Es gab uns durch die bey den Grönlandsfahrern gewöhnlichen Zeichen Kunde davon, daß es neunzehn Wallfische gefangen habe. Dem Griper gab es noch insbesondere die Nachricht, daß weiter nördlich und ganz nahe an der grönländischen Küste, zwischen dem 74. und 75. Breitengrade, eben jetzt eine Zahl von fünfzig Wallfischfängern sich herumtreibe. Der Hecla war zu weit von diesem Schiffe entfernt, als daß er sich von ihm viel hätte mittheilen lassen können.

Die Eidergans (Anas Mollissima Linn.) hatten wir in den letzten drey Tagen sehr häufig ostwärts fliegend angetroffen.

Den bis zum 20. noch anhaltenden dicken Nebel wußte ich bloß daraus zu erklären, daß wir in zu weiter Entfernung vom Lande segelten. Denn als wir im vorigen Jahre einige Tage an der Waygat-Insel vor Anker liegen mußten, sahen wir in einiger Entfernung vom Lande ebenfalls immer einen dicken Nebel auf der

See liegen, da hingegen über dem Lande selbst und längs der Küste bis in die Ferne von zwey bis drey Meilen von ihr gewöhnlich heller blauer Himmel war. Eine sonderbare Erscheinung war es, daß in eben diesen Tagen, wo unsere Schiffstaue immer noch von einer Eiskruste überzogen blieben, dennoch das Zerschmelzen des Eises im Meer sehr schnell von Statten ging. Auf den meisten schwimmenden Eisfeldern fanden wir stehende Wasser, welche trinkbar sind, und aus denen wir selbst unseren Bedarf hohlten.

Obgleich nicht geleugnet werden kann, daß die Sonne zur Zerstörung des Eises sehr viel beyträgt, (was schon aus dem ebenerwähnten Umstande hervorgeht,) so bin ich doch überzeugt, daß die beyden berühmten Seefahrer Davis und Cook mit ihrer Behauptung, in diesen Regionen sey der Hauptzerstörer des Eises das Meer selbst, vollkommen Recht haben.

Man findet eine beharrlich südwärts gehende Strömung gleich vom Beginn der Davisstraße an bis weit in dieselbe hinein. Ueber ihre Geschwindigkeit und eigentliche Richtung ist man noch nicht recht genau unterrichtet, und die entsetzlichen Hemmungen, die wir vom Treibeise erleiden mußten, und die Zickzackfahrten, zu denen es uns zwang, gestatteten auch uns gar nicht, die Sache durch unsere Untersuchung ins

Klare zu bringen, weil unter solchen Umständen die observirte Breite mit der aus der todten Rechnung reducirten immer nur sehr irrig verglichen wird. Allein ich zweifle gar nicht, daß das Eis nahe an der Wasseroberfläche ziemlich die Richtung der Strömung nimmt.

Am 20. geriethen wir wegen des dicken Nebels, der uns sehr wenig erkennen ließ, in eine so gefährliche Nähe eines großen Eisberges, daß wir in größter Hast alle unsere Böte ins Meer thun mußten, um durch Trecken das Schiff dem Berge zu entfernen. Obgleich die Matrosen sich dabey ungemein anstrengten und Hurtigkeit zeigten, kam das Schiff dennoch auf eine Zunge des Eisberges, die ziemlich weit ins Meer hinein ging. Zu großem Glück indeß war sie doch noch 20 Fuß tief unter der Wasseroberfläche, so daß wir über sie hinwegsegelten, ohne an sie anzustoßen, und nach wenigen Minuten schon diesem fürchterlichen Colosse überhaupt ganz entgangen waren. Fürchterlich muß ich ihn nennen, denn seine Höhe überragte noch sehr weit die unseres höchsten Mastes, und er bildete dabey schauderhafte Ueberhänge. Von seiner Basis erhob er sich in perpendiculärer Linie oder in rechten Winkeln, die er mit der Wasseroberfläche bildete. Auch war er voll von scheitelrechtgehenden Spalten welche die Gefahr der zu großen Annäherung

an ihn ganz augenscheinlich machten. Wir schossen am Abende dieses Tages eine gemeine Robbe (Phoca vitulina Linn.), die auf einer Eisscholle lag. Sie unterschied sich in nichts von den selbst an Englands Küsten vorkommenden. Die Länge war von der Schnauze bis zum Schwanze 5 Fuß 1 Zoll, der Umfang, wo sie am dicksten war, 3 Fuß 6 Zoll.

Am 21. endlich klärte sich der Himmel auf, und früh um 8 Uhr bekamen wir südöstlich eine sehr helle, doch immer noch sehr entfernte Ansicht der grönländischen Küste. Den Berg, welchen Davis den Nahmen Hope Sanderson gegeben hat, erkannten die unter uns, welche ihn im vorigen Jahre gesehen hatten, sogleich wieder, obwohl seine Entfernung von uns noch vierzig Meilen betragen mußte. Auch einige der Women Islands (Weiberinseln) kamen uns zu Gesicht. Es schien mir, daß dieser Theil der Küste dießmahls mehr Schnee hatte als im vorigen Jahre zu derselben Zeit. Von Eisbergen war eine Unzahl an ihr. Nicht weniger als acht und achtzig wurden schon am Morgen zu gleicher Zeit gesehen und mehrere von ihnen waren von solcher Größe, daß ich nicht zweifle, sie standen im Meere fest. Zwischen uns und dem Lande war auch viel Treibeis, durch das man aber nordwärts noch recht gut mit den Schiffen hindurchkommen konnte. Wir

wollten aber nordwärts diese Küste gar nicht untersuchen, sondern strebten bloß westwärts, und zwar einzig, als der Gegend, auf der alle unsere Hoffnung beruhte, dem Lancasterſunde zu, der unter 74° N. B. ist. Dieser Tag war nicht bloß hell sondern auch der wärmste, den wir seit unserer Abreise aus England gehabt hatten. Um 2 Uhr Nachmittags stieg das Thermometer in der Sonne auf 82. Am Abende sahen wir ganz in unserer Nähe auf einer Eisscholle einen sehr großen Bär, die Zeit war uns aber jetzt zu kostbar, um sie mit solcher Jagd zu vergeuden.

Vom 22. bis zum 25. waren wir ganz vom Eise eingeschlossen und gefangen gehalten. Am letzteren Tage schien es weichen zu wollen, und nun wurden alle Hände auf dem Schiffe mit der Arbeit des Trekkens und Werpens beschäftigt, um es weiter zu bringen. Am Abende bekam Jeder als Vergütung ein halbes Pfund von Donkins preserved meat und eine Quantität Rum über seine gewöhnliche Ration. Am 26. ward diese Arbeit fortgesetzt, aber mit schlechterem Erfolg. Erst am 27. gelang es, wieder in leidlich fahrbares, obgleich noch nicht ganz von Eise freyes Wasser zu kommen, und ward jene der Mannschaft für ihre Anstrengungen gebührende Vergütung wiederhohlt. Die Eisberge wurden, so wie wir uns von der

Küste entfernten, immer seltener, welches sich aus der zunehmenden Meerestiefe, die das Entstehen, Festsetzen und Fortwachsen derselben nicht begünstigt, von selbst erklärt. Am 28. lotheten wir schon in einer Tiefe von 296 Faden. Die Auflösbarkeit des Eises nahm nun ebenfalls sehr schnell zu, und viele Schollen waren schon so zerfressen und auflösbar, daß sie kaum das Gewicht eines Mannes noch trugen. Auch dieß glaubten wir hauptsächlich der zunehmenden Wassertiefe zuschreiben zu müssen, da bekanntlich seichtes Wasser leichter gefriert als tiefes, und folglich auch in tiefem Wasser das Eis, welches in dasselbe hineintreibt, schneller zerstört wird.

Am 29. kamen wir in ganz von Eise freyes Wasser. An diesem Tage sahen wir zum ersten Mahle seit unserem Eintritte in die Baffinsbay, oder wenigstens seit wir über 70° n. B. hinausgekommen waren, (denn die Grenze zwischen der Davisstraße und der Baffinsbay ist immer noch nicht genau bestimmt), einige Wallfische. Am 30. hatten wir so hellen Himmel, daß unsere Chronometer uns vortreffliche Resultate gaben. Aus ihnen und unserer Breite in der Mittagsstunde erkannten wir, daß uns der Lancastersund schon sehr nahe sey. Wirklich sahen wir Nachmittags aus dem Mastkorbe Land. Es waren die Berge der Rückseite der Mündung des Lan-

casterſundes. Dieſe erfreuliche Nachricht ward dem Griper ſogleich durch den Telegraphen mitgetheilt, und mit allen Segeln eilten nun beyde Schiffe im Fluge dem erwünſchten Porte zu. Sie ſchienen beyde durch die herrliche Ausſicht ganz neues Leben bekommen zu haben.

Die Zahl der Wallfiſche, die wir an dieſem Tage ſahen, war zum Erſtaunen groß. Während Einer Wache, (d. h. vier Stunden) wollte man ihrer Nachmittags fünfzig geſehen haben. Auch dieſer Umſtand ſchien uns ſehr für die Annahme zu ſprechen, daß der Lancaſterſund keinesweges eine bloße Bay, ſondern vielmehr eine Durchfahrt in ein anderes Meer ſey, und wir vermutheten, daß die Wallfiſche wegen der grimmigen Verfolgung, die ſie in dieſer Jahreszeit in der Baffinsbay auszuſtehen haben, jenen Weg einſchlagen, um aus ihr zu entkommen.

Auf den Bergen ſchien dießmahl mehr Schnee zu liegen, als wir im vorigen Jahre darauf ſahen; wir waren aber im vorigen Jahr auch einen ganzen Monath ſpäter hier (am 30. Auguſt). Längs der Küſte und an den Seiten der Berge bis in die Höhe von etwa 300 Fuß war das Land, mit Ausnahme ſehr kleiner Stellen, hier und da ſchon völlig vom Schnee frey. Wir ſchätzten die Höhe der Berge von 1600 bis 2000 Fuß über dem Meeres-Niveau.

Am 31. kamen wir vor die Bay, der wir im vorigen Jahre den Nahmen Possession Bay gegeben hatten, weil wir an ihr gelandet waren und das Land für Se. Majestät den König von Großbritannien in Besitz genommen hatten. Sogleich ging ein Boot mit unserm Chef Parry und dem Capitän Sabine hinüber, um magnetische Beobachtungen anzustellen. Während sich diese damit beschäftigten, gingen ich und noch zwey an dem in diesem Thale befindlichen Flusse hinab, um die Producte dieser Gegend kennen zu lernen. Wir begannen unsere Excursion gleich bey der Mündung desselben. Ich schätzte seine Breite hier 35 bis 40 Yards und seine Tiefe zur Ebbe-Zeit (in dieser waren wir eben da) nicht über das Knie gehend. An dieser Stelle hat der Fluß aber eine Barre, hinter welcher er sogleich tiefer und breiter wird. Ersteres war er nun schon so sehr, daß wir ihn nicht durchwaden konnten. Die Fluth geht in ihm — wie die am Ufer deutlich in die Augen fallende Fluthmarke beweist — 250 bis 300 Yards weit hinauf. Auch die Menge von Wallfischknochen, die bis in dieselbe Ferne von der Mündung gefunden wurden, bewiesen es.

Das Erste, was unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahm, waren Menschenspuren; allein bald erkannten wir, daß es keine andern, als unsere ei-

genen im vorigen Jahre hier zurückgelassenen waren, denn die Absätze unserer Schuhe waren noch ganz unverkennbar. Die Eskimos aber haben keine Absätze an ihren Stiefeln. Wir kamen bald an den Fuß eines Berges, und hier kehrten wir, da wir nun den Fluß aus einem andern Thale rechts herkommen sahen, in welches ihn weiter zu verfolgen, uns die Zeit gebrach, wieder um, nachdem wir uns etwa viertehalb bis vier Meilen von der Küste entfernt hatten. In dieser ganzen Distanz fanden wir nur noch zwey oder drey kleine Plätzchen im Thale, wo Schnee lag, und auch an den Bergen war er bis ziemlich weit hinauf schon ganz geschmolzen. Die Thiere, die uns vorkamen, waren ein Fuchs, ein Rabe, einige Individuen von Charadrius Hiaticola Linn. und einige von Emberiza nivalis Linn. Auch eine Biene sahen wir, und demnach ist wohl von der Natur selbst diesen höchst traurigen Regionen der Honig nicht versagt. Spuren von Bären und Thieren mit gespaltenen Klauen — wahrscheinlich meist vom Rennthiere — kamen uns auch vor. Die Vegetation mußte man für diese hohe Breite immer noch als sehr ausgezeichnet anerkennen, denn Gras und mancherley Pflanzen wuchsen an allen feuchten Stellen in Menge. Das einzige holzgebende Gewächs aber war die krie-

chende oder Zwerg-Weide, und ich fand keine einzige, die mehr als einen Finger dickes Holz gehabt hätte.

Die Felsen bestanden hauptsächlich aus Basalt und Granit, und im Thale lag eine große Menge von Kalksteinen, aber ganze Kalksteinfelsen sah ich nicht. Granit, Quarz, Sandstein, Trapp, Feldspath und mehrere andere Steine waren im Flußbette und am Ufer häufig anzutreffen. Auf dem Rückwege fand ich einen Wallfischknochen, in welchem von Menschenhand gemacht 42 in ziemlich gerader Linie und in regelmäßiger Entfernung von einander befindliche Löcher waren, und außer diesen noch sehr regelmäßige ovale Löcher, acht Zoll von einander abstehend. Wir vermutheten, daß er ein Bestandtheil des Schlittens eines Eskimo gewesen sey, und nach der Stelle, wo wir ihn fanden, zu urtheilen, schien der Eskimo ihn selbst hingeworfen zu haben, denn er lag 3 bis 400 Yards vom Meere, und fast eben so weit vom Flusse entfernt, so daß ihn weder das Meer- noch das Flußwasser dahin geführt haben konnte, wenn nicht etwa zur Fluthzeit zuweilen eine ungewöhnliche Ueberschwemmung Statt findet. Als wir nach einer dreystündigen Wanderung wieder an die obenerwähnte Barre des Flusses kamen, war derselbe schon 3 bis 4 Fuß hoch gestiegen.

ganze Küste sah beynah wie eine ungeheure, hier und da einfallende Mauer aus, die vom Meere fast bis zu der Höhe von ungefähr 500 Fuß perpendiculär emporsteigt. Die Oberfläche dieses Gebirgs bestand aus horizontalen Schichten von verschiedener Dicke, und die von ihnen herabgefallenen Bruchstücke hatten am Fuße desselben den Boden sehr dicht bestreut. Auch auf solchen Schichten, welche aus der Mauer weit hervortraten, dergleichen sich hier und da zeigten, waren große Quantitäten des verwitternden Gesteins, welches von oben herabgefallen war, angesammelt, so daß durch die Verschiedenheit der Größe und der Gestalt, welche diese Schutthaufen annahmen, durch die Regelmäßigkeit der Schichten, und durch die beharrliche Gleichheit der Höhe dieser Felswand der Nordküste des Lancasterſundes wirklich eine mahlerische und sehr anziehende Schönheit verliehen ward. An einigen Stellen zeigten sich große Oeffnungen in ihr, oder Klüfte, und diese werden höchst wahrscheinlich gute Ankerplätze darbiethen. Unsere Entfernung davon aber war zu groß, als daß ich mit Gewißheit davon sprechen könnte.

Wir fanden an diesem ganzen Tage kein Eis, außer einzelnen Eisbergen, am Abende aber kamen wir an eine Insel mit zwey von ihrem Nord- und Süd-Ende ausgehenden Eisbänken, welche so weit

gingen, als wir sehen konnten. Zwischen der Insel und dem nördlichen Lande, von dem ich bis jetzt gesprochen, zeigte sich aber eine kleine Bay, oder vielmehr, dieses nördliche Gestade des Sundes schien sich jetzt nicht mehr genau westlich wie bisher hinzuziehen, sondern nördlich und westlich. Bey der Annäherung an die Insel sahen wir 20 bis 30 Wallfische.

Dicker Nebel, der hierauf eintrat, zwang uns bis um 6 Uhr Abends des folgenden Tages in der Nähe des Eises still zu liegen, und als sich der Himmel dann aufklärte, sahen wir leider ganz deutlich, daß sich das Eis bis ganz ans nördliche Gestade hinziehe, so daß an ein Durchkommen auf dieser Seite gar nicht zu denken war, zumahl da es auch westwärts sich viel weiter hinzog, als unser Auge reichte. Doch erfreute es uns nicht wenig, jenseits des Eises in dieser Richtung gar kein Land zu sehen. Jetzt blieb uns keine andere Wahl, als unthätig hier liegen zu bleiben, und das allmählige Zerschmelzen des unermeßlichen Schlagbaums von Eis abzuwarten, oder südwärts zu steuern, um zu sehen, ob sich vielleicht dort eine Oeffnung finden lasse. Da die Wahl des Letztern uns mehr Beschäftigung gab, und doch dabey auch die Hoffnung uns noch beseelte, so erhielt sie den Vorzug, und um dadurch von unserem westlichen Laufe nicht gar zu sehr abzukommen,

bemühten wir uns, doch immer noch so westlich als möglich zu bleiben. Als wir so längs dem Eise hinfuhren, entdeckten wir 6 bis 7 Meilen südlich und westlich von der gestern Abend gesehenen Insel eine zweyte, und in ziemlich gleicher Ferne von dieser zweyten fiel uns abermahls Land in die Augen. Der ganze Raum zwischen diesen Inseln und dem ebenerwähnten Lande war mit Eis angefüllt, welches östlich von denselben sich sogar mehrere Meilen weit ausdehnte, so daß wir uns weder der erstern noch dem letztern anzunähern vermochten. Sowohl diese Inseln, als das weiter davon sich zeigende Land schienen ziemlich von derselben Beschaffenheit, wie das gestern von mir beschriebene Land. Die Inseln besonders stiegen ebenfalls beynahe perpendiculär aus dem Wasser empor bis zur Höhe von 200 bis 300 Fuß. Es lag — wie dieß auch bey dem ganzen nördlichen Lande, an dem wir herkamen, der Fall war. — sehr wenig Schnee auf ihnen, und eben so wie bey diesem ward die sehr hohe Küste oben zu ganz ebenem Lande. Dadurch unterschieden sie sich sehr wesentlich von dem in ihrem Süden und Westen befindlichen Lande, dessen Inneres, wenigstens so weit unser Auge reichte, immer noch voll hoher Berge war, die auch noch dicker Schnee bedeckte. Die Tiefe des Wassers an diesen Inseln entsprach ganz der küh-

nen-Formation ihrer Küsten, denn wir lotheten am Vormittage bey 135 Faden Tiefe, und Nachmittags gar bey 175 Faden. Der Grund war beyde Mahle weicher Schlamm. Ein merkwürdiger Umstand belebte an diesem Tage unsere Hoffnung wieder, wir sahen nähmlich eine erstaunliche Menge weißer Wallfische (Beluga Linn.), woraus sich ganz zwanglos der Schluß machen ließ, daß von der Stelle, auf der wir uns befanden, wenigstens bis zum M'Kenzie-Flusse hin eine Durchfahrt seyn müsse, denn in diesem Flusse will sein Entdecker die Belugas gesehen haben. Wer freylich zur Skepsis sehr geneigt ist, wird diesen Umstand vielleicht ganz unbedeutend finden, und gar nicht begreifen, wie ich ein so großes Gewicht auf ihn legen könne. Allein da ich nicht ein strenger logischer Speculator bin, der Alles, was sich nicht zu einem fast entscheidend beweiskräftigen Factum erhebt, für nichts achtet, so wird man mir die Wichtigkeit, mit der ich solche Umstände anführe, verzeihen, und sie der festen Zuversicht, die ich hatte, daß unser Unternehmen gelingen müsse, zuschreiben.

Da wir am Vormittage müssige Zeit hatten, so wurden zwey Böte abgeschickt, um zu versuchen, ob sie einen Beluga tödten könnten. Allein diese Thiere schienen viel zu sehr auf ihrer Huth, ob wir

gleich alle mögliche Vorsicht anwendeten, um ihnen geräuschlos recht nahe zu kommen, und z. B. wenn sie auf uns zukamen, gleich still lagen. Dieses Letztere schien noch die beste Methode, und ich zweifle gar nicht, hätten wir einen Stückharpun (gun harpoon) gehabt, so würden wir glücklicher gewesen seyn, denn sie kamen oft bis in die Nähe von 30 bis 40 Yards an uns, ehe sie untertauchten. Wenn sie unter das Boot kamen, so verweilten sie einige Zeit da und schienen unsere Bewegungen zu beobachten, hielten sich dabey aber immer in einer Tiefe, wo wir ihnen nicht beykommen konnten. Die Länge dieser Thiere im Allgemeinen war nach meiner Taxe 18 bis 20 Fuß. Der Schwanz war, wie bey den übrigen der Classe Cete, (welcher sie angehören) horizontal. Sie spritzten, eben so wie die übrigen Wallfische Wasser in die Höhe. Die Farbe war, mit wenigen Ausnahmen, ein völliges Weiß. Bloß zwey oder drey sah ich von einer dunklern Farbe.

Ein sonderbarer Umstand ward während dieser Jagd von mir beobachtet, der mir etwas sehr Außerordentliches schien, und den ich auch jetzt noch nicht auf eine mich befriedigende Art zu erklären weiß. Die Belugas geben nähmlich, wenn sie unter dem Wasser sind, sonderbare zischende Töne von sich, die sehr vernehmlich sind. Ich kann dieses Zischen bloß mit

dem Tone vergleichen, welchen man dadurch hervorbringt, daß man mit naſſem Finger den Rand eines Trinkglaſes ſtreicht. Es ward ſehr deutlich gehört, wenn ſie auf der Oberfläche des Waſſers kamen, nähmlich immer eine halbe Minute vorher, denn ſobald ſie den Kopf aus dem Waſſer herausſtreckten, hörte dieſes Tönen ſogleich auf. Unſere Matroſen nannten dasſelbe den „Wallfiſchgeſang" (whalesong), und es machte ihnen ſehr viel Vergnügen. Aber mit einem Geſange hatte es freylich gar keine Aehnlichkeit.

An dieſem Tage ſahen wir auch einige Narwale (Monodon Monoceros), auf dieſer Reiſe die erſten. Sie kamen zuſammen in einer Untiefe hergeſchwommen und zwar auf dieſelbe Weiſe, wie die weißen Wallfiſche.

Am 6. ward es wieder hell und wir ſahen ſehr deutlich Land ſüdwärts und oſtwärts, welches mit dem ſüdwärts und weſtwärts erſcheinenden und den beyden erwähnten Inſeln eine große Bay bildete. Die Weſtſeite dieſer Bay war voll Eis. Weiße Wallfiſche ſahen wir an dieſem Tage in Menge, auch einige gemeine Wallfiſche. Robben erſchienen ſehr zahlreich ſowohl im Waſſer als auf dem Eiſe.

Am 7. waren wir dem ſüdöſtlichen Lande ſo nahe gekommen, daß wir es für das Wichtigſte, was jetzt vorgenommen werden könnte, hielten, ein Boot

hinüberzuschicken, um magnetische Beobachtungen anzustellen, da unsere Compasse in einem solchen Zustande waren, daß wir glauben mußten, wir seyen in gar nicht beträchtlicher Entfernung vom magnetischen Pole. (Denn z. B. war es eine höchst auffallende Erscheinung, daß, wenn das Schiffsvordertheil gerade westlich stand, doch die Abweichung der Nadel 180° war, oder in andern Worten, der Nordpunct des Compasses gerade nach Süden wies). Ich will mich bey den Resultaten dieser magnetischen Beobachtungen jetzt nicht aufhalten, sondern erzählen, was meine Excursion am Lande mich sonst wahrnehmen ließ.

Der Theil der Küste, wo wir landeten, und dieses Land überhaupt, so weit wir es sahen, ist an der Küste im Allgemeinen niedrig, nach dem Innern zu aber allmählig sich erhebend. Kein Theil desselben aber, so weit unsere Augen reichten, erhob sich so sehr, daß er eigentlich gebirgig genannt werden könnte. Es lag sehr wenig Schnee auf ihm. Von ferne sah es sehr steinig aus, und als wir näher kamen, fanden wir, daß wir uns nicht getäuscht hatten, wirklich hatte ich ein an Vegetation ärmeres Land selbst in den arctischen Regionen bis jetzt nicht gesehen. Man konnte kaum sagen, daß eine Vegetation vorhanden war. Einige kleine mit Rasen

bewachsene Streifen längs den Flußufern und da und dort ein verkümmertes Büschchen Weide machten den Haupttheil der Flora dieser Gegend aus. Zu dieser kommen ziemlich viel Moose und Flechten, welche man aber überall findet, wo es Felsen gibt. Auch Thiere schienen hier in äußerst geringer Anzahl zu leben. Wir sahen keine andere als zwey Individuen von Tetrao Lagopus Linn. und einige von Emberiza nivalis. Doch mußten wir glauben, daß es auch Quadrupeden da gebe, denn in einer Art von Höhle im Felsen fanden wir eine Quantität weißer Haare, in denen wir Haare eines Fuchses zu erkennen glaubten. An derselben Stelle fanden wir auch Knochen von Robben. Auf alle Fälle mußte also ein fleischfressendes und großes Thier seinen Aufenthalt hier gehabt haben. Von Menschen war nicht die mindeste Spur zu entdecken. Wir selbst aber hinterließen eine sehr in die Augen fallende. Wir errichteten nähmlich etwa eine halbe Meile von unserem Landungsplatze auf einem Berge eine hohe Stange mit einem daran genagelten Brete, worauf die Worte gemahlt waren: „His Britannic Majesty's ships, Hecla and Griper August. 7 1819, und in geringer Entfernung davon gruben wir eine Flasche ein, in welche wir ein Papier gesteckt hatten, worauf folgende Worte standen:

„His Britannic Majesty's ships Hecla and Griper were off this coast on the 7the of August 1819 in search of a north west passage.“ (Die königl. Schiffe Hecla und Griper, mit der Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt beschäftigt, waren an dieser Küste am 7. August 1819.)

Ueber die Mineralogie dieser Gegend ist auch nicht viel zu sagen. Die Felsen bestanden hauptsächlich aus Kalkstein, der aber sehr im Zustande der Zersetzung und ziemlich dem verschlackenden Kalke ähnlich war. Die Oberfläche aller in der Nähe dieser Berge einzeln herum liegenden Steine und Massen waren mit Kalk überzogen, welcher dem Anschein nach im Zustande der Flüssigkeit gewesen war. Nicht bloß die Kalksteine hatten diese Incrustation, sondern auch der Quarz, der Granit, die Hornblende, und überhaupt alle Steine, die in der Nähe der Kalkfelsen herum lagen.

Der Kalkstein schien aber bloß die Oberfläche dieses Landes zu charakterisiren, denn das Bette eines aus zwey Kalksteinfelsen kommenden Flusses bestand ganz aus Thonschiefer und längs der Küste waren auch die Felsen von dieser Beschaffenheit. An der Küste sah man keine Spuren, welche verriethen,

daß die Meereswellen auf sie von vielen Einfluß waren, denn weder die Felsen noch die einzeln liegenden Steine zeigten Attrition und Auswaschung. Dieß läßt sich zur Genüge daraus erklären, daß die Küste immer vom Eise gegen die Meereswellen geschützt ist. Denn längs der ganzen Küste sahen wir eine Kette großer Schollen, die 8 bis 10 Fuß dick waren, sich hinziehen. Die Heftigkeit der Meereswellen, wenn anders dieselbe hier je vorhanden ist, muß nothwendig durch eine solche Barriere gebrochen werden.

Dieses Eismeer war, als wir landeten, größtentheils schon im Treiben, aber bey der Rückkunft von unserer Excursion lag es fest. Es war bey der eingetretenen Ebbe auf dem Strande sitzen geblieben, und das Wasser fiel jetzt binnen der drey Stunden, die wir am Lande zubrachten, nicht weniger als sechs Fuß. Wir bemerkten, daß die Ebbe von Süd nach West ging, mithin mußte die Fluth von daher kommen, ein Umstand, der für unsere Ansicht vom Lancastersunde sehr günstig war. Denn wenn die Fluth vom atlantischen Meere hierher käme, warum käme sie nicht zu dem so geräumigen Lancastersunde herein? Darauf aber konnte vor der Hand freylich noch geantwortet werden, die Bay, in welcher wir eben waren, hänge vielleicht mit dem atlantischen Meer durch die Cumber-

landsſtraße zuſammen, oder mit einer der Communicationen, welche die Cumberlandsſtraße und Hudſonsbay mit einander haben, und ſo komme die Fluth vielleicht von daher. Indeß unter Conjecturen, wo eine ſo viel für ſich hat, wie die andere, gibt jeder Menſch der den Vorzug, welche ihn nach ſeinem Syſteme am meiſten anſpricht.

In den kleinen ſtehenden Waſſern, welche die Ebbe im Sande zurückgelaſſen hatte, fanden wir Myriaden der ſogenannten Seeläuſe*). Auch eine große Menge Muſcheln von verſchiedenen Arten war zurückgeblieben. Die, welche ich fand, waren größtentheils von den Gattungen Venus und Mya.

*) „Small shrimps or what are vulgarly called sealice.“ Höchſt wahrſcheinlich iſt Cancer Locusta (der Springkrebs) gemeint, wenn es nicht eine Art von Oniscus iſt. A. d. U.

(Die Fortſetzung folgt.)

Militärisch-topographische Bemerkungen

über

Constantinopel und den Bosfor,

von

A. de Juchereau de Saint-Denis,

Oberst im königl. französischen Generalstab, Ritter des St. Ludwigs-Ordens, der Ehrenlegion und des türkischen Mondes.

Constantinopel liegt unter dem 41° n. B. und 29° ö. L. von Paris, an den letzten Fällen eines Gebirgfußes, der vom Hämus (Balkan) abstammend, längs dem schwarzen Meer — Kara Denghis — dem Bosfor — Boghaz Itschi oder Estampol Boghazi — und dem Marmormeer — einst Propontis — eine Kette hoher Hügel bildet. Die Abfälle dieses Gebirgszweiges sind gegen die Hafenseite von Norden her ziemlich steil, und verlängern sich unmerklich im Süden gegen das Marmormeer, wodurch drey Viertheile der Stadt die Aussicht nach die-

sem Meere haben. Einige ziemlich breite durch den Regen erzeugte Schluchten, deren Grund zum Abfluß der Brunnenwässer dienet, theilen die unebene Oberfläche Istambols in sieben Theile oder Hügel, wodurch solches in physischer Rücksicht einige Aehnlichkeit mit dem alten Rom erhält.

Einst unter dem Nahmen Byzanz berühmt, ward dieser Ort erst wichtig und volkreicher, als Constantin, die unendlichen Vortheile seiner Lage erkennend, ihn im Jahr 330 der christlichen Zeitrechnung zu seiner Residenz und zur Hauptstadt des römischen Reichs erhob. Von diesem Kaiser ward ihm der Nahme Neu-Rom, damit die neue Residenz den Ruhm und die Vortheile der alten Beherrscherinn der Welt theilen möge. Doch die Stimmen aller Völker nannten sie nur Constantinopel, oder die Stadt des Constantin, daher ihr selbst von den Persern, den Arabern und Türken keine andere Benennung ward, und in dem türkischen Kanzleystyl, so wie auf der Moslemen Münzen liest man den Nahmen Constantiniah.

Die Hügel, auf denen die Stadt erbaut ist, die prachtvollen kaiserlichen Moskeen — Dschami — deren ungeheuere Kuppeln und hohen Minarets sich stolz auf den höchsten Puncten dieses Vorgebirges erheben; die vielfärbig bunt angestrichenen Häu-

ser, untermischt mit Gärten, aus denen Cypressen und andere immer grünende Baumarten hervorragen; die amphitheatralische Lage aller Gebäude, die Ansicht eines, durch Schiffe jeder Größe und Tausenden von Gondeln belebten Hafens, und endlich die weite Aussicht in Gegenden, welche die regste Vegetation verschönert — alles dieses gewährt den schönsten imposantesten Anblick, den es in der Welt nur geben kann.

Doch nur zu bald schwindet der Zauber, den Istambols Aeußeres hervorgebracht; ein düsteres drükkendes Gefühl bemächtiget sich der Seele des Fremden, der nun beym Eintritt in diese, von der Natur gleichsam zur Königinn der Städte bestimmten Hauptstadt, überall auf Unreinlichkeit und Geschmacklosigkeit stößt; er findet ein Labyrinth von engen krummen, schmuzigen, schlecht gepflasterten Gassen, Häuser von Holz, Backsteinen und Lehm, im kleinen niedrigen Style, die ein armseliger Kalkanwurf nur schlecht verhüllt, und endlich mit Ausnahme des Hafens und einiger Umgebungen des Basars, nirgend das rege Leben und Treiben einer europäischen Hauptstadt. Nur äußerst selten gewahrt man hier das frohe heitere Lächeln eines zufriedenen glücklichen Menschen. Ueberall nur ernste oder ängstliche Gesichter, die entweder den stolzen Gebiether oder den vor Furcht zittern-

den Sclaven verrathen. Todtenstille herrscht mit dem scheidenden Tageslicht in allen Straßen, nur unterbrochen von dem Geheul zahlloser Hunde, von dem Geschrey der Geyer und Habichte; die von allen Seiten herbeyeilen, um den Unrath zu verzehren, den Osmannen, Griechen, Armenier und Juden um die Wette am Tage auf die Straßen werfen.

Durch seine örtliche Lage — gegenüber dem südlichen Ende des von zwey gleichlaufenden Hügelketten eingeschlossenen Bosfor — erhält Constantinopel den doppelten Vortheil, daß durch des Wassers starke Strömung seine Atmosphäre sich eines unaufhörlichen erfrischenden Luftzuges erfreuet, und daß eben diese Strömung allen Unrath und alle durch Regengüsse verursachte Anschwemmungen wieder mit sich fort führt *). Keine morastige Gegend findet sich in Stambuls Umgebung, nie ist die Kälte unter 4 — 5, nie übersteigt die Hitze 20° Reaumur. Die meteorologischen Veränderungen geben das beyläufige Resultat von 64 Regen-, 5 Schnee-, 5 Nebel-, 20 umwölkten, 36 veränderlichen, 15 stürmischen und 220 heiteren Tagen im Verlauf eines Jahres.

Die Nord- und Südwinde, deren Zug durch

*) Andreossy weicht hierüber in seinen Ansichten von dem Verfasser ab. A. d. Rd.

die Lage der Küsten und des Meeres bestimmt ist, wechseln mit einander ab. Fast ununterbrochen herrscht vom Aprill bis Ende Septembers der Nordwind, indem in des Sommers heißen Tagen sich die Luft im Archipel mehr als im schwarzen Meere ausdehnet. Der Südwind, der dann durch einige Tage auf jenen folgt, entsteht nur wenn die auf den Inseln des Archipels angehäuften Dünste die Luft verdicken und die Hitze vermindert haben, daher dieser Wind stets feucht, ja manchmahl selbst stürmisch ist.

Nur des Winters, wenn alle hohen Gebirge der europäischen Türkey mit Schnee bedeckt sind, wechseln die Ost-, West- und N. West-Winde mit einander ab; starke Kälte mit untermischtem Schnee ist stets in ihrem Gefolge.

Bey so vielen örtlichen Vortheilen sollte daher Constantinopel die verheerenden Wirkungen der Pest um so weniger kennen, als so viele Erfahrungen dafür sprechen, daß dieses bey feuchter schwerer Luft immer stärker wüthende Uebel, wahrscheinlich seinen Ursprung in den warmen morastigen Umgebungen von Damiette in Unter-Egypten findet, und sich von dort, weniger verderblich als das gelbe Fieber, da man ihm leicht Schranken zu setzen vermag, über die Provinzen des Padischah verbreitet.

Allein die Sorglosigkeit der Regierung, die

Herrschaft des im Islam selbst begründeten Fanatismuses und die Macht des Herkommens werden den Keim dieser zerstörenden Seuche so lange nähren, als auf Istambols Minarets der Muezzine durchdringendes Allah-Heckeber! erschallt.

Die Vorstadt Ejub und das Quartier Fanal sind nur durch die Einfassungsmauern von Istambol getrennt, gehören aber zur Hauptstadt, und liegen beyde an des Hafens äußerstem Ende. Fanal bewohnt der Patriarch und die vornehmsten griechischen Familien mit ihren zahlreichen Angehörigen und Dienern. Ejub aber hat nur türkische Einwohner, und hat seinen Nahmen von dem Mausoleum des Ejub, neben welchem die vom Mohammed dem Zweyten erbaute Moskee sich mit ihren acht Madrassas erhebt. Hier wird am dritten Tage nach der Thronbesteigung jeder Padischah vom Mufti mit dem Säbel Osmans umgürtet — das Wahrzeichen der Krieger-Herrschaft.

Die Vorstädte Hass-Keuïu (Palat), Kassim-Pascha, Ghalata und Top-Hana liegen längs dem nördlichen Ufer des Hafens; erstere wird nur von Juden bewohnt, die zweyte von den bey dem See-arsenal-Angestellten *), die dritte von Handelsleuten

*) Es findet sich hier das prächtige See-Arsenal, mit den in seinen Mauern gelegenen zahlreichen Behältern, Magazinen, Gewölben, Docken und Schiffswerften,

aller Nationen, unter denen sich einige dreyßig europäische Factors befinden *), und die vierte von den Artilleristen, den Artillerie-Arbeitern und ihren Familien **). Diese am Fuß eines Hügels liegenden Vorstädte, sind weniger gesund als Stambols übrige

der Pallast des Caputan Pascha und die Casernen der Lewand. A. d. Rd.

*) Ghalata theilt sich in das eigentliche Ghalata und in Pera ab. Ghalata macht das Quartier dicht am Hafen aus, hat mehrere schöne Moskeen, 1 Kloster der Mevleni', dessen Todtenhof das Grab des Renegaten Bonneval enthält, den 140 Fuß hohen Thurm Bujuk-Kule, von dessen Zinnen man eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt genießt. Sie ist mit einer Mauer umgeben, aus welcher 12 Thore führen. Pera, der zweyte Theil von Ghalata erstreckt sich auf der Höhe eines erbauten Hügels etwa $\frac{2}{3}$ Meilen in der Länge. Es ist unregelmäßig gebaut und schlecht gepflastert; aber die Winterwohnung aller europäischen Gesandten bey der Pforte, ihrer Dragomans und des katholischen Erzbischofs. Es sind hier vier katholische und eine griechische Kirche. Alles ist europäisch und man sieht nur einige Jenjitscheri, die den Gesandten als Wache dienen, und die Madresse Ghalata Seraj, die unter dem Capi-Baschi steht und zur Bildung von 400 jungen Leuten dienet die sich dem Dienste im Seraj widmen wollen. A. d. Rd.

*) Top-Hana hat eine prachtvolle Moskee, das große Artillerie-Hospital mit den Casernen der Tobdschi und Tob-Arabadschi, die kaiserlichen Stückgiessereyen und zwey Batterien die den Eingang zum Hafen decken. A. d. Rd.

Theile, rücksichtlich ihrer gegen Süden gerichteten Lage, und weil sie nicht, wie das auf einer sie dominirenden Höhe liegenden Pera, den freyen eben so angenehmen als heilsamen Einwirkungen der Winde des schwarzen Meeres ausgesetzt sind.

Eskiudar (Scutari) auf Asiens Küste erbaut, das noch oft mit zu den Vorstädten Istambols gerechnet wird, hat eine herrliche gesunde Lage; stets ist die Luft rein und frisch, die Gegend umher fruchtbar. Hier ist der Vereinigungspunct aller durch Klein-Asien nach Persien, Syrien und Hindostan ziehenden Caravanen, und eine Bevölkerung von mehr denn 30,000 Menschen belebt Eskiudars Mauern.

Istambol zählt 15 kaiserliche Moskeen, 470 Moskeen und Dschamis, über 5000 Madschade von denen jedoch ein Theil in den Vorstädten steht, *) 30 Tergestans außer den Hams und Bazars; mehr als 500 Fontainen versorgen die in 88,100 Häusern wohnende Bevölkerung mit Wasser.

Die großen Moskeen deren prächtiges Säulenwerk fast durchaus aus den zerstörten Tempeln des alten Griechenlands genommen, sind nach dem Vor-

*) Außer dem waren vor den letzten traurigen Vorfällen 23 griechische, 1 russisch-griechische, 9 katholische Kirchen mit 2 Capellen, 3 armenische Kirchen und 6 katholische Klöster in Constantinopel. A. d. Rd.

bilde der St. Sophien Kirche — Ajá Sophia erbaut, ein Gebäude, das durch seine Größe und den Umfang seiner Kuppeln einen überraschenden bewundernswürdigen Eindruck macht; doch steht es den Tempeln des alten und neuen Roms nach, und dürfte vielleicht in Beziehung auf Kühnheit und Leichtigkeit des Baues weniger anziehend seyn, als mehrere gothische Kirchen. *) Die kleinern Moskeen und Madschadas unterscheiden sich von den Privatgebäuden nur durch den nebenangebauten Minarets, von denen herab das Rufen der Muezzines die Gläubigen zum Gebeth ruft.

Ein leichtes Zimmerwerk, dessen Verschränkungen mit Lehm und Backsteinen ausgefüllt sind, bildet alle Privatwohnungen; ihre gebrechliche, allen Zufällen des Feuers ausgesetzte Bauart gibt das Sinnbild ihrer Bewohner. — Werden sie auch nicht ein Raub der Flammen, so verfallen diese elenden Häuser durch Zeit und Witterung und sinken nach dreyßig

*) Justinian ließ diese Kirche durch Anthemius von Tralles und Isidorus von Millet aufführen; sie ist 269 engl. Fuß lang, 243 breit, mit einer elliptischen von vier Granitsäulen getragenen Kuppel, 170 Marmorsäulen, worunter 6 Säulen von grauen Jaspis, die vordem das Dach des Dianen-Tempels zu Ephesus trugen, marmornen Fußboden und Treppen; die Emporgallerie des Padischa und der Thron des Mufti sind in derselben.

A. d. Rd.

Jahren in Trümmern zusammen, um eben so schlecht aufs Neue wieder aufgebaut zu werden. — Des Orients Sitten, welche streng die Männer von den Frauen scheiden, erheischen, diese Wohnungen in zwey abgesonderten Theilen aufzuführen, die nur mittelst eines sehr engen, gedeckten Ganges mit einander verbunden sind; der eine Theil bildet den für die Weiber bestimmten Harem, indeß der andere zum Empfang der Freunde und Fremden bestimmt ist.

Obschon Griechenlands Geschichtschreiber vieles über die Schönheit Constantinopels vor dem Zeitpuncte seines Falles geschrieben haben, so scheint es dennoch sehr wahrscheinlich, daß Byzanz damahls weder besser gebaut, noch viel schöner als gegenwärtig gewesen; dann die Türken, welche die Kleidertracht der Bewohner Istambols nachahmten, die allen ihren großen Moskeen die Form der Sophienkirche gaben, werden auch eben so gern der Griechen Bauart bey ihren Privatwohnungen nachgefolget seyn. Da mit Ausnahme der Kirchen nur noch sehr wenig Gebäude vorhanden, deren Alter über das sechszehnte Jahrhundert hinausreicht, so darf man wohl mit Grund annehmen, daß jene griechischen Häuser, die Mohammed der II. nach Constantinopels Eroberung als Eigenthum behielt, alle von Holz erbauet waren,

und daß ihre Ausbesserung und Wiedererbauung in Folge der erlittenen Feuerschäden, mit Beybehaltung der alten Formen und Maaße geschehen sey.

Die Begestans oder öffentlichen Waarenlager, bestehen aus sehr weitläuftigen, äußerst engen, schlecht erhellten bedeckten Gängen, deren von Bruchsteinen erbauten und gewölbten Mauern, die hier aufbewahrten Waaren und Güter gegen Feuersgefahr schützen. Besonders hierzu aufgestellte Leute wachen über die innere und äußere Sicherheit dieser Begestans. Die verschiedenen Handelsleute sind hier nach den Nationen und der Gattung ihres Handels von einander abgesondert. Selten wird der Türk oder Armenier den Käufer überhalten, aber vorsichtig muß derselbe seyn, kommt er zum schlauen Griechen, und nie darf derselbe auf des Juden Anboth mehr als die Hälfte legen.

Unter Istambols öffentlichen Plätzen, die gleich leeren Räumen in dem ungeheuren Gewinde der Häuser zerstreut liegen, verdienen nur zwey einer besondern Erwähnung: der Atmeydan — zu der Römer Zeiten als Hyppodrom berühmt — und der Et-Meidan oder Fleischplatz, vor der Jenjitscheri weitläuftigen Casernen gelegen. Hierher tragen diese, nur zu oft zum Ungehorsam und Aufstand geneigten Ortas ihre Kessel, als Zeichen öffentlicher Versamm-

lung, wenn sie sich gegen dem Großweſſir oder einem der drey Miniſter der hohen Pforte auflehnen wollen.

Der Atmeydan oder Hyppodrome, noch gegenwärtig wie zu der Griechen Zeiten der Platz des Pferderennens, iſt 500 Fuß in die Länge und 300 in die Breite. Seit jener Zeit iſt seine Größe unverändert geblieben, denn noch immer ſtehen auf des Platzes Mitte: der vom Kaiſer Theodos I. aufgeſtellte 60 Fuß hohe egyptiſche Obeliſk, eine Kugel von Erz tragend, dann der von Conſtantin Porphyrogenet wieder hergeſtellte 94 Fuß hohe Colossus-structilis und die Ruine der Schlangenſäule, von welcher jedoch nur noch die drey verſchlungenen Schlangen verſtümmelt vorhanden.

Die Türken haben, die von den abendländiſchen Kaiſern angelegten Waſſerleitungen benutzend, Conſtantinopel mit einer Menge künſtlicher Brunnen verſehen, deren mannigfaltig abwechſelnde Formen, ſich mehr der chineſiſchen und indiſchen als der europäiſchen Bauart nähern.

Der große Waſſerbedarf, dann der Moslemen öftere Waſchungen und ihr häufiger Gebrauch der Bäder in allen Stadtvierteln erfordert, hat das Corps der Su-Joldschi — Brunnenmeiſter — ſehr gewandt gemacht. Sie ſtehen in Führung der Wäſſer

den europäiſchen nicht nach, und ihre Waſſerleitungen und Brunnenſtuben ſind mit eben ſoviel Sorgfalt als Sachkenntniß angelegt. *) Allein da der

*) Zur Verſorgung der Stadt werden in 24 Stunden 5 Mil. 961,600 Oka — 23 Mil. 904,000 Pf. — erfordert. Das meiſte ſüße Waſſer kommt aus denen 94,000 Fuß vor der Stadt am Strandſchea gelegenen Quellen. Der krumme Aquäduct, der lange Aquäduct, der Aquäduct Juſtinians nehmen in der Nähe von Byrgos das Waſſer ein; die Waſſerleitung des Valens, oder die Bozdoghan Kameri, ungefähr in Iſtambols Mitte welche ihre zwey Hügel verbindet und den Bach Hydrale aus dem Dorfe Belgrad herleitet, iſt zwar von kühner gothiſcher Bauart, aber doch ſchon aus den Zeiten, wo die griechiſche Architektur bereits im Verfall war. — Sie hat gegenwärtig noch eine Länge von 314 Toiſen, ihre Höhe beträgt 70 Fuß. Man darf annehmen, daß dieſe Waſſerleitung vormahls wenigſten 600 Toiſen lang war, und kann für die Zeit ihrer Erbauung die Jahre 366 — 368 n. C. G. annehmen.

Die krumme Waſſerleitung beſteht aus zwey Armen, von denen der eine 493 Fuß, der andere 846 Fuß lang iſt. Die untere Breite dieſes Armes hat 21 Fuß, die obere dagegen 11 Fuß. Sie beſteht aus drey über einander gehenden Bogengängen von denen der dritte die Waſſerleitung trägt. Die Höhe derſelben von dem Niveau des Waſſers im Thale bis zum höchſten Punct beträgt 166 Fuß. Nach der Bauart zu ſchließen dürfte dieſe Waſſerleitung ihr Alter nicht über das 10. Jahrhundert erſtrecken.

Die lange Waſſerleitung iſt, ihrer gegenwärtigen Exiſtenz nach unläugbar ein Werk der Türken, nähmlich ſie iſt von ihnen wieder hergeſtellt worden.

Moslem in stolzer Ruhe sich nur mit der Gegenwart beschäftiget und verachtend auf die Sorge um, etwa in ferner Zukunft drohende, Unfälle blickt, so haben Mohamets II. Nachfolger die zahlreichen von den griechischen Kaisern für den Fall einer Belagerung angelegten Cisternen vernachlässiget, und eingehen lassen. Nur allein die Cisterne Basilica — von den Türken Yere-Batan-Serai, der unterirdische Pallast genannt — hat ihre vorige Bestimmung beybehalten, die andern sind in Werkstätte der Seiler und Seidenspinner verwandelt *).

Sie besteht aus zwey Reihen spitzgewölbter Bogenreihen, deren untere 48, die obere 50 Bögen hat. Ihre Länge ist 2804 Fuß, die Höhe 103½ Fuß.

Die Wasserleitung Justinians ist über einem Thale angebracht, in dem der Ali-Bei Keuïu-Suïu-Bach fließt. Sie bestehet aus zwey großen Bogenreihen, deren jede vier spitzgewölbte Bögen zählt. Die untern sind 8 Toisen 4 Fuß weit, die obern dagegen 6 Toisen 4 Fuß 6 Zoll. Die Länge der Wasserleitung ist 120 Toisen, ihre Höhe 109 Fuß; sie ist von so einer ausgezeichnet festen Bauart, daß ungeachtet der geringen Sorgfalt, die man auf ihre Erhaltung verwendet, solche noch allen Stürmen mehrerer Jahrhunderte trotzen kann.

A. d. Rd.

*) Diese Cisterne ist eine der größten und schönsten Constantinopels. Marmorne Säulen tragen das Gewölbe des großen weitläuftigen Souterrains, von dem man behauptet, daß es bis zur Aja Sofia

Die Anzahl der Bewohner Constantinopels kann nicht genau angegeben werden. An einem Orte, wo

zur Moskee des Sultan Ahmed und zur Kanzley des Defterdar auf dem Hyppodrome gehet. Sie liegt in der Straße Souk-Teheshme, erhält ihr Wasser von dem Aquäduct Djebedji-Keuïu durch die Wasserstube — Takcim — der Aja Sofia, und dient dazu, um vom Monath May angefangen durch sechs Monath den Wasserbedarf des Seraj zu ergänzen.

Hinter dem Hyppodrome gegen Abend liegt die Cisterne Bing-Bir-Direk — ein Tausend und eine Säule. — Sie besteht aus einem weiten viereckigten ungleichseitigen Souterrain, dessen eine Seite 190 Fuß, die andere 166 Fuß lang ist; die Mauern sind 9 Fuß dick. Das Gewölbe ist von Backsteinen und wird von drey auf einander stehenden Säulenstockwerken von weißen Marmor getragen. Jedes Stockwerk besteht aus 224 Säulen, in gleicher Entfernung zu 9 Fuß 9 Zoll von einander aufgestellt, was für alle drey Stockwerke 672 Säulen macht. Jedoch ist von diesen nur allein die obere Reihe in ihrer ganzen Höhe — 14 Fuß 4 Zoll — zu sehen; von einem Theil des mittlern Stockwerkes sind die Säulen bloß 7 Fuß 7 Zoll hoch frey, das Uebrige so wie das ganze untere Säulenstockwerk sind mit Niederschlag und Erde verschüttet. Ein in der Mitte dieser Erde 15 Fuß tief gegrabener Brunnen, von dem man mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet, daß er bis auf den alten Boden dieser Cisterne gehe, spricht für die oben bemerkte Angabe, daß die Bing-Bir-Direk drey Säulenstockwerke gehabt, wornach diese Cisterne also 1 Mil. 237,939 Cubikfuß Wasser hätte fassen können. Da nun der Wasserbedarf Istambols auf 24 Stunden 267,678 Cubikfuß ist,

weder über die Verstorbenen noch über die Geburten sich die geringsten Listen befinden, wo jeder Reisende

so würde zur Füllung dieser Cisterne alles ins Innere von Constantinopel zulaufende Quellwasser durch ganze 5 Tage erfordert worden seyn; und sie würde die ihr zugehörigen Umgebungen länger als 60 Tage mit Wasser versehen können.

Gegenwärtig haben die Seidenarbeiter ihre Werkstätte darin aufgeschlagen. Mit weiser Sorgfalt hatte Constantin bey Gründung der Hauptstadt seines neuen Reiches, bey der Nähe unbezwungener feindlicher Barbaren für kommende mögliche Unfälle gesorgt. Die Moslemen, die vorher diese Völker unterjocht, sahen keine Feinde ihrer Hauptstadt sich nähern. So vernachlässigten sie, weil sie nichts für ihre Wasserleitungen zu fürchten hatten, die Erhaltung ihrer Cisternen, und duldeten deren Verwendung zu andern Zwecken. Auf diese Art sind dermahlen die ungedeckten Cisternen — mit der allgemeinen Benennung Tchokur-Bostan (Gärten im Graben) belegt — zu Küchengärten verwendet.

Unweit der Cisterne Bign-Bir-Direk befindet sich eine kleinere von sehr edler Bauart. Zwey und dreyßig weiß marmorne corinthische Säulen tragen, in vier Reihen vertheilt, die Deckwölbungen. Auch hier bedeckt Bodensatz und Erde den Boden, und die in der Wölbung vormahls angebrachten Oeffnungen für Luft und Licht sind hier wie bey den andern Cisternen vermauert. Eine steinerne Stiege führt in den innern Raum, der 129 Fuß lang und 70 Fuß 6 Zoll breit ist. Sie liegt in dem Viertel Kulleli-Bostan-Budrum und war für die Umgegend der Moskee Ahmed so wie der Moskee Cuduzkale bestimmt.

ungefragt ankommen und abreisen darf, kann man die Bevölkerung nur durch ungefähre Berechnungen finden.

Unweit Kelice oder Cheïkh-Djamici sind zwey Cisternen, deren eine vormahls vier Reihen corinthische Säulen hatte, später dann auf zwey Reihen beschränkt ward, und dermahlen seit Menschengedenken vermauert ist. Die andere ist klein, und in Bezug auf Kunst ohne Werth.

Der zwischen der Moskee des Sultan Selim und der gleichnahmigen Straße gelegene Tchokur-Bostan hat 78 Toisen im Quadrat. Seine Mauern sind 16 Fuß dick, und erheben sich 25 Fuß über die angebaute Erde, deren Tiefe 8 Fuß ist. Die Dicke des Fußbodens ist 6 Fuß. Wenn man die Wasserhöhe in dieser Cisterne nur auf 30 Fuß annimmt, so würde dieselbe wenigstens 6 Mil. 571,720 Cubikfuß enthalten.

Unweit Budrum-Djamici befindet sich in dem Constantinopel durchkreuzenden Thale eine Cisterne, deren Wölbung 64 Säulen von weißen Marmor tragen. Ihre Bauart zeigt, daß sie viel jünger als die Bign-Bir-Direk ist, vielleicht aus dem Zeitalter des Kaiser Leon, unter dem Asparis seine Cisterne baute. Ihre Lage zeigt, daß solche mit der Fontaine Laleli übereinstimmt, und die Bezirke Kum-Kapu, Yeri-Kapu und Daoud-Pascha-Kapuci mit Wasser versah.

Unweit Imbros-Djamici befindet sich eine, vordem für das Viertel der Sieben-Thürme bestimmte, Cisterne, deren Wölbung durch 23 Säulen von grauem Granit, corinthischer Ordnung, getragen werden, die in vier Reihen aufgestellt sind.

Einige Schriftsteller geben Constantinopel und seinen Vorstädten eine Bevölkerung von 500,000

Eine steinerne Stiege führt auf den Boden dieses gleichfalls eingegangenen Wasserbehälters.

Eine kleine von sechs Granitsäulen unterstützte Cisterne von 66 Fuß Länge und 20 Fuß Breite befindet sich in dem Viertel Alti-Mermer oder Exi-Marmara (Sechs Marmor).

Der Tchokur-Bostan Mocisia, 510 Fuß lang und 408 breit, ist in geringer Entfernung von der vorhergehenden.

Gegen den Hafen, in geringer Entfernung von einem andern Tchokur-Bostan findet man noch eine andere Cisterne Djin-Ali-Kiochki, deren Wölbung von 28 Säulen getragen wird. Sie ist 82 Fuß lang und 51 Fuß breit, und war für das Quartier Blakernes bestimmt.

Nahe bey der Moskee Kara-Gumrugu ist eine kleine 90 Fuß lange und 12 Fuß breite Cisterne.

Bey dem Thor von Adrianopel ist ein Tchokur-Bostan, der 750 Fuß lang und 261 Fuß breit ist.

Aus diesem erhellt, daß die alten Cisternen Constantinopels, mit vieler Umsicht und Fürsorge für jeden möglichen Fall angelegt waren; sie befanden sich auf erhobenen Puncten und so vertheilt, daß sie mit den verschiedenen Bezirken Constantinopels übereinstimmten. Nähmlich:

Beym Eintritt durch das Thor von Adrianopel, befindet sich links, längs der großen Straße des Divans, ein sehr großer Tchokur-Bostan, und weiter unten eine gedeckte Cisterne, die für Salma-Tumrugu und das Quartier Blakernes bestimmt,

Seelen; andere behaupten, daß sich dieselbe auf mehr als 1,100,000 Seelen belaufe. — Der tägliche Ver-

ihr Wasser von denen Leitungen erhielten, deren Lauf durch das Thor von Adrianopel sich auf die Wasserleitung des Valens vereinigen.

Etwas weiter versorgten die Cisterne bey Kara-Gümrügü-Djiamici und der Tchokur-Bostan bey der Moskee des Sultan Selim, den zwischen der großen Straße des Divans und Yeni-Kapu gelegenen Bezirk.

Zwischen Sultan Mehemed und der Solimanie findet man den Tchokur-Haman, das aus einer ehemahligen Cisterne umgeschaffene öffentliche Bad, und zwey andere Cisternen in der Nähe der Brunnenstube von At-Bazari.

Hierauf kommt die Cisterne Yere-Batan-Seraï, die durch den Takcim von Aja Sofia ihren Bedarf aus dem von Belgrad hereingeleiteten erhielt und Baktehe-Kapuci, den Pallast des Großveziers und das Seraj versorgte.

Auf der andern Seite Istambols waren für die Viertel Sultan Ahmed und Kondoskale die Cisternen Bign-Bir-Direk, und jene der zwey und dreyßig Säulen.

Etwas weiter oberhalb der Fontaine Laleli versorgte die Cisterne Asparis von den 64 Säulen jene Viertel, welche dermahlen ihren Bedarf von der erwähnten Quelle nehmen, nähmlich den Bezirk von Kum-Kapu bis zum Punct von Ak-Seraj.

Die in der Nähe der Leitung des Takcim von Egri-Kapu nach Karli-Kapu liegende große Cisterne Mocisia versah die Bewohner bis Samatia-Kapuci mit Wasser.

Endlich versorgte die Cisterne der 24 Säulen des

brauch an Korn vermag allein ein Mittel an die Hand zu biethen, um die Einwohnerzahl beyläufig berechnen zu können.

15,000 Kisloz (840,000 franz. Pfunde) Mehl werden täglich aus den öffentlichen Vorrathshäusern, — wo alles zum Unterhalt der Bewohner Istambols bestimmte Korn von der Regierung aufbewahret wird, — zum Verbacken an hundert der vornehmsten Bäcken abgeliefert. Nimmt man nun den täglichen Verbrauch einer Person (Männer, Weiber und Kinder) auf ein Pfund Mehl an, was immer viel ist, da der Moslem viel Früchte und Gemüse ißt, so bekommt man 840,000 Menschen. Rechnet man nun hierzu noch 30,000 im Seraj genährt werdende Individuen und eine gleiche Zahl Einwohner auf das täglich eingeschwärzte Korn, so erhält man ein ungefähres Resultat von 900,000 Köpfe für die wirkliche Bevölkerung Istambols *).

H. Johann Studius das Quartier der Sieben-Thürme mit dem nöthigen Wasser.

Der General Gr. Andreossy, aus dessen Voyage à l'embouchure de la mer-noire diese Angaben entnommen sind, ist übrigens selbst der Meinung, daß nicht alle alten Cisternen bekannt seyn dürften. Indeß sieht man hieraus hinlänglich, mit welcher Umsicht für alle Fälle gesorgt war, sowohl zur Aushülfe zur Zeit der Dürre, als für den Fall einer feindlichen Berennung. A. d. Rd.

*) General Gr. Andreossy gibt die Volkszahl nach einer

Diese ganze Bevölkerung dürfte enthalten:

120,000 Griechen
90,000 Armenier
50,000 Juden
10,000 Franken und
630,000 Osmanen.

900,000 Seelen.

Jede dieser Nationen wohnt in einem abgesonderten Viertel der Stadt, hat ihre eigenthümliche

andern Berechnung des Mehlbedarfs auf 633,600 Menschen; nach dem Wasserverbrauch zu 40 Pfund auf den Kopf berechnet er die Summe zu 597,600 Köpfe. — Gaspari in seinem Handbuch (3te Abth. 1 Bd. 625) sagt: man rechnet fast 300,000 Osmanen, Tataren, Turkomanen und andere Moslemiten, 200,000 Griechen, 30,000 Armenier, 30,000 Juden und den Ueberrest Franken.

Beyde Angaben scheinen indeß nicht ganz richtig zu seyn, weil das weibliche Geschlecht und die Kinder den dortigen Gebräuchen zu Folge schwerlich mehr als ein halbes Pfund Mehl brauchen dürften. Auch ist es bekannt, wie die Osmanen bey dem Baden sowohl als bey dem Waschen nichts weniger als das Wasser schonen. Bringt man nun noch die Frugalität der Türken, die strengen Fasten der Griechen, die Kargheit der dortigen Armenier und die elende Lebensart der Juden mit in Anschlag, eine Forderung, welche wohl nicht unbillig erscheint, so dürfte wohl die von beyden Schriftstellern angegebene Einwohnerzahl, um ein beträchtliches verändert werden. A. d. Rd.

Tracht und von dem andern verschiedene Sitten; so zeigt auf dem ersten Blick schon die Form des Kahuk — Kopfbedeckung, Turban — die Farbe der Cismen des Trägers Glauben und Volk. Gelb sind des Osmans Halbstiefeln, roth jene des Armeniers, schwarz trägt sie der Grieche und blau die Kinder Abrahams.

Der Osman und der Armenier, beyde von asiatischer Abkunft, haben auch fast gleiche Sitten und Gebräuche. Von der übrigen Gesellschaft geschieden, erscheinen ihre Frauen nie anders öffentlich, als tief verschleyert. Mit zu grellen Farben haben einige Schriftsteller, befangen von Europa's Sitten, die Eifersucht der Orientalen geschildert. Im Allgemeinen lieben die Türken wie die Armenier ihre Weiber herzlich, und werden ihnen selten einen Wunsch versagen. Zärtliche Weiber, musterhafte Mütter, haben diese dagegen nur einen Zweck: die Liebe ihrer Männer zu erhalten und sorgfältig über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen. Diese Eigenschaften, die man mit wenig Ausnahmen bey allen findet, verschaffen dem schönen Geschlecht in des Moslemen Augen eine solche Achtung, daß der Mann, der sein Weib mit Schlägen zu mißhandeln wagte, von Allen als der niederträchtigste verächtlichste Mensch angesehen werden würde.

Die Osmanli sind die Herren des Landes,

ihrer Vorfahren kühne Waffenthaten haben den Staat gegründet; ihnen allein steht daher auch nur das Recht zu ihn zu vertheidigen; alle andern sind ihnen unterwürfig. Mit jedem Tage gewinnt ihr Glaube durch Abtrünnige aller Nationen neue Anhänger; aber keiner der Ihrigen darf bey Lebensstrafe die Lehre Mohameds verlassen. — Man darf gewissermaßen den Osman in Bezug auf die andern unterwürfigen Unterthanen, als den Adel des Landes betrachten, während dem die übrigen Einwohner in die Verhältnisse der andern bürgerlichen Stände zurücktreten.

Dieses, verbunden mit einer völlig militärischen Verfassung, und das Andenken der Großthaten ihrer Vorfahren, gibt den Osmanen, den stolzen, kühnen Charakter eines kriegerischen Volkes. Die durch des Islams geheiligte Lehre der Predestination, gewährt ihnen bey den größten Unfällen, und mitten im Schmerz und Unglück, eine Ergebung und Ruhe, welche noch jene der alten Stoiker übertrifft.

Die unter den Osmanen herrschende politische Gleichheit, die Hoffnung die jeder hat, zu des Reiches höchsten Würden zu gelangen, verleiht allen eine gewisse stolze, sich wichtig dünkende Haltung. Ohne die gerinste Ueberraschung blicken zu lassen, zeigt der, von der untersten Stufe bürgerlicher Ver-

hältniſſe zu des Reiches hohen Ehrenſtellen gelangte Muſelmann, ſchnell alle Würde und Haltung, die das neue Amt erfordert; ohne daß man irgend eine Spur eines ängſtlichen geſuchten Weſens gewahret. Aber öftere Empörungen, eine militäriſche Regierung, ſtrenge Geſetze und zahlreiche Hinrichtungen haben die Osmanen an den Anblick des Blutes gewöhnt, zur Grauſamkeit geneigt gemacht. Der Einfluß des ehrſüchtigen Körpers der Ulemas, die mit Furcht und Schrecken auf die Folgen einer eingeführten Aufklärung ſehen, bewegt die Osmanen mit gleicher Verachtung auf die civiliſirten Völker Europa's, wie auf die Rayas ihres Reiches zu blicken; Einrichtungen, die ihr politiſches Geſchick verbeſſern würden, und Künſte die ihren geſellſchaftlichen Zuſtand verſchönern könnten, mit Geringſchätzung zu verwerfen.

So wirkt dann alles dahin, um den Osman in Beſitz einer der herrlichſten Theile Europa's im Allgemeinen zum Mittel zwiſchen dem gebildeten und rohen Menſchen zu ſtempeln. Stolz und tapfer, ſclaviſch und träge; Religionsſchwärmer und Despot, gaſtfrey und doch verſchloſſen, eigenſinnig, in ſich und ſeine Verfaſſung verliebt, und doch leichter als jedes andere Volk zum Aufruhr und Meuterey geneigt; iſt der Moslem abergläubig, unwiſſend, geldgierig, kriechend, und zugleich verſtändig, großmüthig und

Herrschsüchtig. Grausam und verächtlich behandelt er den Wehrlosen, während er gegen fremden Muth Achtung zeigt.

Ein Zehentheil der Bevölkerung Constantinopels bilden die Armenier, deren Vorältern im Gefolge der Moslemen nach Europa kamen; in allen Handelsstädten des türkischen Reiches findet man sie vertheilt, und treu haben die Enkel der Urväter asiatische Sitten und Gewohnheiten beybehalten. Da sie nicht, wie ihre Herren die Osmanen, an des Heeres Würden und Aemter Theil nehmen durften, wandten sie alle Thätigkeit ihres schlauen unternehmenden Charakters auf Handel und Industrie.

Dem Fleiße dieses arbeitsamen Volkes verdankt das osmanische Reich den größten Theil der vorhandenen Fabriken. Sie bilden vorzüglich jene aus Indien kommenden Caravanen, die Persien und Klein-Asien durchziehen. Den Armeniern haben die Osmanen ihre Münzstätte und Pulvermühlen anvertraut. Sie sind die Seraffes *) der Minister und großen

*) Die Seraffes sind die Bankiers der Minister der hohen Pforte und aller Großen des Reiches. Verpflichtet die Einkünfte ihrer Herren zu beziehen, und solche auf alle Art und Weise zu vermehren, betrachten sie ihr Vermögen als gleichbedeutend mit dem ihres Herrn. Fällt der Minister in Ungnade bevor er sich bereichern konnte, so verliert der Seraff dann nicht nur seine Vorschüsse, sondern er sieht sich auch

des Reichs, Aemter die sie ihrer Mäßigkeit und Rechtlichkeit zu verdanken haben.

Ein armenischer Patriarch — sie haben deren viere — residirt in Constantinopel, doch mangeln dem armenischen Clerus die Vorrechte und der Einfluß, dessen sich der griechische durch den Hatti-Scherif Mohamet II. erfreut.

Zwar haben die Armenier ihrer Väter Sprache nicht vergessen, aber sie bedienen sich im gewöhnlichen Leben zum Verkehr der Landessprache; außer dem haben sie in den Kirchen eine heilige Sprache, die jedoch nur von den Priestern verstanden wird. Sie nennen sich selbst Hay, und augenblicklich kann man sie an ihrer olivenfarbigen Haut, ihren lebhaften Augen, schönen Adlernase, regelmäßigen aber blassen Gesichtszügen und schlanken Körperwuchs, aus den übrigen Bewohnern herausfinden.

Der Armenier ist unterwürfig, kalt, furchtsam und unwissend. Handel ist seine einzige Beschäftigung. Mit Verachtung blicket er auf Künste und Wissen-

noch oft zu Martern verdammt, um seines Herrn eingebildeten Schätze auszuzahlen. Dennoch scheint dieses Geschäfte, ungeachtet dergleichen Gefahren, sehr große Vortheile zu gewähren, nachdem die Juden, die früher diese Stellen inne hatten, und solche durch ihre unersättliche Habsucht einbüßten, mit schelen Augen das Glück der Armenier beneiden, und ihren eigenen Verlust beklagen.

schaften; Schreiben, Rechnen und Lesen ist alles, was er lernet. Eben so unwissend als sein Gebiether, scheinet er an die Knechtschaft gefesselt zu seyn, und begreifet nicht wie es für ihn einen andern Zustand geben könne. Friedfertig und schüchtern verabscheuet er mit Recht die Stürme einer Empörung und würde mit aufrichtigem Kummer den Fall des osmanischen Staates erblicken. Nie erweckt sein Benehmen die Besorgniß des argwöhnischen Moslems, der ihn, um sein Bild eben so treffend als ausdrucksvoll zu bezeichnen, mit dem Kamehle, diesem so sanften, geduldigen und so nützlichen Thiere vergleicht.

Durch mehr denn zehen Jahrhunderte erhielten die von Rom überwundenen Griechen nach dem Fall der stolzen Hauptstadt, den Nahmen und einen Theil von dem Ruhme des römischen Volkes. Erst im Jahre 1453, nach dem das neue Rom so vielen Belagerungen widerstanden hatte, war es daß Constantinopel und mit ihm das griechische Reich unter der Barbaren Bothmäßigkeit kam. Vielleicht hätte das abendländische Kaiserreich seinen Untergang vermeiden können, wären nicht dessen Patriarchen viel mächtiger worden, als die Kaiser, und die Mönche weit zahlreicher als die Krieger.

Mohamed II. der eine seltene Regentenweisheit mit seinen kriegerischen Fähigkeiten verband, wußte

den Werth der neuen Eroberung zu würdigen; ihm konnte die wahre Ursache der Schwäche dieses Reiches und seines Falles nicht entgehen. In dieser Ansicht darf man wohl den politischen Bewegungsgrund suchen, der ihn zu jenem merkwürdigen Hatti-Scherif bewog, den noch gegenwärtig die Griechen als ihre Verfassungsurkunde betrachten.

Mittelst dieses Hatti-Scherif, ward der Patriarch von Constantinopel zum Oberhaupt der griechischen Nation ernannt, zum Präsidenten der Synode, und obersten Richter aller bürgerlichen und geistlichen Angelegenheiten. — Er sowohl als alle Mitglieder der Synode, die aus 12 Bischöfen bestehet, und den obersten Rath der Nation bildet, sind von dem Charadsch (der Kopfsteuer) ausgenommen.

Alle Cadis und türkische Militär-Gouverneurs wurden angewiesen die Urtheilssprüche des Patriarchen in Bezug der Griechen, so wie jene der Erzbischöfe in Hinsicht auf ihre Diecösen zu vollziehen, und dem Clerus bey Beziehung seiner Vorrechte und Einkünfte zu unterstützen. Der Patriarch von Constantinopel und alle übrigen Erzbischöfe wurden berechtiget eine jährliche Abgabe von 12 Asper von jeder Familie und eine Zechin von jeden Popen ihres Kirchsprengels zu erheben. Alle frommen Stiftungen wurden unter den Schutz der Gesetze gestellt. Den Osmanen

ward anbefohlen, die Kirchen als heilige unverletzbare Oerter zu betrachten. Kein Grieche durfte gezwungen werden, den Glauben seiner Väter zu entsagen, um die Lehre seiner Sieger anzunehmen.

Zugleich ward in diesem Hatti-Scherif festgesetzt, daß die Ernennung des Patriarchen von Constantinopel oder des ökumenischen Patriarchen und Erzbischofes von Istambol, wie er sich nennt, von den Stellvertretern des Clerus und der Nation zu geschehen habe, und daß er nur mit Zustimmung und auf die Forderung dieses nähmlichen Körpers seiner Würde wieder entsetzt werden könne.

Der erste nach diesem Hatti-Scherif Mohameds des II. ernannte Patriarch, ward in Gegenwart des Monarchen mit dem Ehrenpelz und Hazeran bekleidet; auch erhielt dieser ein Geschenk von tausend Zechinen.

Im Besitz dieses Vorrechtes blieben die griechischen Patriarchen bis auf Parthenius, der, von falschem Ehrgeitz und Fanatismus verleitet, meineidig und strafbar gegen die hohe Pforte ward.

Seit jenem Zeitpunct, werden die Patriarchen nicht mehr in Gegenwart des Monarchen mit dem Ehrenpelz und Hazeran bekleidet, sondern bloß im Beysein des Großveziers. Statt wie sonst ein Geschenk von tausend Zechinen zu bekommen, sind sie jetzt verpflichtet, unter dem Titel eines Bestallungs-

Geschenkes, der hohen Pforte eine Summe von 100 Beutel zu bezahlen.

Zwey Mahl in der Woche hält der Patriarch bey sich Divan, um die bürgerlichen Händel zu schlichten; zwar haben die Parteyen das Recht an das türkische oberste Tribunal zu appelliren, allein durch Eid und Vergleich werden jederzeit die Parteyen vorher angehalten, sich nach des Kirchen-Oberhauptes Ausspruch zu fügen.

Verbrechen gehören nicht vor sein Gericht; nur allein die türkischen Richter sollen darüber aburtheilen. Indeß geschieht es doch selten, daß die Griechen Räuber und Mörder ihres Glaubens den türkischen Gerichten übergeben; da sie glauben; daß hierdurch der Würde des christlichen Nahmens zu nahe getreten werde. Gewöhnlich werden dieselben von dem Patriarchen zu den Galeeren verurtheilt, und vermehren auf dessen bloßes einfache Ansuchen, die Menge der in den Zuchthäusern und auf den Werften Constantinopels arbeitenden zusammengeschmiedeten Sclaven. Diese Gerichsverwaltung bildet einen Theil der Einkünfte des Patriarchen und aller Erzbischöfe. Alle erheben eine Abgabe von zehen pro Cent von dem Werthe des bestrittenen Gegenstandes bey jedem Rechtsfalle. Wie beträchtlich dieser Ertrag seyn müsse, kann man daraus abnehmen, daß derselbe verhun-

den ist, von diesem Einkommen allein jährlich siebenzig Beutel abzuführen.

Außer denen durch den Hatti-Scherif Mohamet II. festgesetzten Einkünften des Patriarchen, erhebt derselbe noch 20 Beutel von jedem Erzbischof als Einsetzungsgebühren, und bezieht auch von den niedern Geistlichen noch andere Sporteln.

Außer dem Patriarchen haben die Griechen ihre Metropoliten, 22 im ganzen osmanischen Reiche, 19 Erzbischöfe, 120 Bischöfe als vornehmere, und Archimandriten, Igumenen, Papas und Diakonen als niedere Geistlichkeit.

Obschon Jahrtausende zwischen den Hellenen und ihren Nachkommen, den heutigen Griechen liegen, so vermochte doch die Zeit nicht die Urzüge von dem Charakter des Volkes zu verwischen. Noch jetzt findet man unter ihnen die schönen Formen, so sich uns in den Werken eines Phidias darstellen, und nur die Umstände ihrer ungünstigen politischen Lage, haben ihren muthigen und gewandten Ehrgeitz in eine listige Verschlagenheit verwandelt. Es sind noch immer die Charaktere, wie sie uns die alten Schriftsteller schildern, leichtsinnig, wankelmüthig, unruhig, ruhmredig und eitel wie zu den Zeiten Alcibiades; aber auch noch eben so tapfer, freyheitsliebend und ein empfindungsvolles Gemüth bewahrend, daß

sich eben so leicht der ausgelassensten Fröhlichkeit hingibt, als es bey Ungerechtigkeiten und einem unverdienten Unglücke eine tiefgewurzelte Rachsucht verbergen kann. Ihre Frauen sind ehrbar, voll ruhiger Würde und tiefen Gefühls. Ein gewisser Schwung der Ideen, Wärme des Ausdruckes, naive Beredsamkeit und eine gänzliche Hingebung und Aufopferung für den geliebten Gegenstand sind ihnen eigen.

Die Thätigkeit der Griechen verschafft ihnen Reichthümer, aber dennoch treiben sie keinen Luxus, um nicht den Neid der Osmanen zu erregen. Daher betreiben sie auch ihre Handelsspeculation äußerst geheim; bebauen ihre Ländereyen nur bis auf einen gewissen Punct; leben, wohnen und speisen ganz wie die Osmanen, vermeiden jeden Aufwand, und denken nur auf Gewinn. Noch leben unter ihnen viele edle Familien, deren Nahmen in den prachtvollen Zeiten der Byzantinischen Kaiser glänzten. Dahin gehören unter andern die im Fanar wohnenden edlen Geschlechter, aus denen gewöhnlich die Hospodare der Moldau und Wallachey genommen werden.

Vieles haben diese Familien für die Verbesserung des sittlichen, moralischen und wissenschaftlichen Zustandes ihrer Landsleute gethan. Sie haben Schulen zu Constantinopel, zu Smyrna, Salonichi und den vornehmsten Städten Griechenlan-

des errichtet, wo Unterricht in der französischen Sprache, in den schönen Wissenschaften, in der Medizin und den Lehren der Mathematik und Physik ertheilt wird.

Sultan Selim, dem jeder Vorschlag dieser Art zur Aufklärung und Bildung seiner Unterthanen angenehm war, genehmigte alle diese Anstalten; durch sie ist viel Bildung, Kenntniß und Aufklärung unter den Griechen verbreitet worden. Selbst manche der mildern Sitten des übrigen Europas haben unter ihnen Wurzel gefaßt; wie zum Beyspiel das allmählige Verschwinden jenes strengen Verschließens des Innern ihrer Wohnungen für jeden der nicht zu den Verwandten oder zum Clerus gehörte.

Dem ruhigen stillen Beobachter können die Fortschritte der Geistesbildung unter den Griechen nicht entgehen, so wie sich ihm vielfältiger Stoff zu Betrachtungen über die Folgen desselben darbiethet, welche die Zukunft in Bezug auf ihre Verhältnisse zu den Osmanen herbeyzuführen vermag; da die Anhänger des Islams mit Verachtung jede europäische Geistescultur verwerfen, während jene rasch vorwärts schreiten *). Geblendet von einge-

*) Der Verfasser schrieb dieses im Jahre 1819.

A. d. Rd.

wurzelten Vorurtheilen, scheinen die Osmanen ruhig am Rande eines Abgrundes zu schlafen. Man wird schwerlich eine übertriebene Behauptung aufstellen, wenn man annimmt, daß $\frac{2}{7}$ aller Einwohner des osmanischen Europas Griechen sind, wenigstens bilden sie die Mehrzahl in dem vormahligen Griechenland, in Morea und auf allen Inseln. In den Provinzen, wo nicht Slaven einheimisch sind, finden sie sich angesessen. Landbauer oder Matrosen, und allgemein an Beschwerden und Arbeit gewöhnt, besitzen die Griechen alle zum Soldatenstande erforderlichen Eigenschaften des Körpers. Ihr feuriges Gemüth ist für die erhabensten Gesinnungen empfänglich. Sie scheinen ihre Kräfte und die Schwäche der Osmanen zu fühlen, und dürften vielleicht nur eine günstige Gelegenheit erwarten, um sich auf dieselben zu werfen.

In Constantinopel sowohl als in allen größern und kleinern Städten des Landes finden sich zahlreich die Nachkommen der Kinder Israels; auch in der Moldau und Wallachey, aber am wenigsten in den Städten, wo die Griechen das Groß der Volksmenge ausmachen. Fast alle Juden in dem osmanischen Europa und in Klein-Asien, stammen von jenen Unglücklichen her, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit Feuer und Schwert

aus Spanien vertrieben wurden. Die Pforte, unbesorgt um die Lehren ihrer Religion, begnügte sich in ihnen nützliche Rayas zu sehen, die den Ertrag des Charadsch vergrößerten; sie gewährten den Vertriebenen Schutz, ja selbst einige Vorrechte. Schlau wußten die Juden der Türken günstige Stimmung zu benutzen; sie umfaßten den Handel, trieben Wechsler-Geschäfte, und wurden die Seraffes der Großen des Reiches, so wie die Unterhändler der europäischen Handelsleute.

Einer ihrer Geschäftsführer erhielt den Titel Bazirghiani-baschi oder Oberhaupt der Kaufleute, und ward der mit Bekleidung der Jenjitscherie beauftragte Handelsagent. Diese Anstellung ist in den Händen der Juden geblieben, allein ihre Neigung zum Betrug, eine unersättliche Habsucht und zu häufige Bankeroute brachten sie nach und nach um das Vertrauen der Großen, und Statt ihrer erhielten die Armenier die einträglichen Seraffes-Plätze.

Die Constantinopolitaner Juden, ungefähr 50,000 an der Zahl, sind in den drey volkreichen Vorstädten Ghalata, Chaßkoi und Ortakoi vertheilt; sie stehen unter einer Regierungsform, die ganz verschieden von jener der übrigen, dem türkischen Scepter unterworfenen Nationen ist.

Ein Kakam-Baschi oder Großrabiner nebst zwey zugetheilten Rabinern, die von dem Volke auf Lebenszeit gewählt werden, bilden ein mit der vorzüglichsten Gewalt versehenes Triumvirat, das Theil bey Entwerfung der Gesetze nimmt, und zu gleicher Zeit das oberste Tribunal ist.

Ein aus sieben, gleichfalls auf Lebenszeit von der Nation ernannte, Mitgliedern bestehender Rath, bildet den zweyten Zweig des gesetzgebenden Körpers; er hat das Recht dem Triumvirat Vorstellungen zu machen, und kann allein die Volksversammlung einberufen.

Alle vor dieser Volksversammlung verhandelten und von ihr bewilligten Gegenstände müssen die Zustimmung des Triumvirates, und des Rathes der Sieben erhalten, um bindend zu werden und gesetzliche Kraft zu erhalten.

Ein so wunderbarlich zusammengefügtes Regierungswesen verdankt wohl seine Haltbarkeit nur dem eisernen Arm, mit dem die türkische Regierung dieses Volk zur Ruhe zwingt, und in den engen Schranken des Gehorsams erhält. Ihre constitutionellen Gesetze sind im Grunde bloß Polizey-Maßregeln, und ein gegenseitiges stillschweigendes Beobachten der obern Behörden unter einander.

Die Gerichtsverwaltung verursacht den Juden nur sehr geringe Ausgaben; die Gerichtssporteln der dabey Angestellten sind mit der größten Wirthschaftlichkeit festgesetzt. Sehr selten wird auch hier ein Jude an die höhern osmanischen Gerichte appelliren.

Da die türkischen Juden aus Gewohnheit und Erziehung den Krieg und den Ackerbau verabscheuen, fehlen ihnen auch die Eigenschaften eines kriegerischen Landbau treibenden Volkes; man hält sie für eine schwache kraftlose Nation. Keine andere Beschäftigung kennend als den Handel, und keine andere Leidenschaft, als Liebe zum Geld, streben sie nur nach Gewinnst und unternehmen die niedrigsten ekelhaftesten Gewerbe. Mit der tiefsten Verachtung betrachtet der Osman alles was Jude heißt, gewöhnlich bezeichnet er solche nur mit entehrenden Beynahmen. Dagegen hat auch der Jude, seit ihm die Großen des Reiches den durch ihr Vertrauen gehabten Verdienst entzogen, aufgehört seine alten Wohlthäter zu lieben; er würde das Reich der Osmanen zu Grunde gehen sehen, ohne nur die geringste Anstrengung zu dessen Unterstützung zu beginnen, aber auch eben so wenig würde er etwas gegen dieselben unternehmen.

Dieß sind die vier Hauptnationen, welche die Bevölkerung Istambols und des osmanischen Reiches bilden.

Dem Osman sind der größte Theil der edlen, kriegerischen Tugenden seiner Vorfahren geblieben. Ruhig schläft er an dem Rande eines Abgrundes der ihn zu verschlingen droht. Mit einer Art von Ungeduld erwartet der erwachende, seine Kraft und die Schwäche seiner Unterdrücker zu fühlen beginnende Grieche nur den günstigen Augenblick um zum Racheschwert zu greifen. Der friedliche Armenier gewahrt in seinen Verhältnissen einen ruhigen und glücklichen Zustand, und zeigt eine aufrichtige Anhänglichkeit an einen Herrn, der ihn seinen übrigen Sclaven vorziehet. Der Jude hängt an Niemanden; ihm sind alle Staatsveränderungen gleichgültig; er wünscht weder den Triumph der Christen, noch den Fall der Türken, ihm sind beyde Theile gleich fremd, gleich verhaßt. Sollte einst das Reich der Osmanen zusammenstürzen, man würde mitten unter dessen Trümmern die Juden handelnd, und mit dem Raub aller Parteyen schachern sehen.

Die Franken leben in Constantinopel wie im eigenen Vaterlande. Sie haben weder von den Gesetzen des Landes, noch von dessen Gerichtsbehörden etwas zu befürchten; da sie den geschlossenen Staatsverträgen zu Folge unter dem unmittelbaren Schutz ihrer Gesandten stehen. Man sieht sie in der gewohnten Kleidung, wie im eigenen Vaterland einhergehen,

seitdem die zahlreichen Siege der christlichen Heere über die Türken, diese gelehrt haben, die christlichen Völker Europa's zu achten.

Das von den Ministern bewohnte Pera ist der Vereinigungspunct aller Völker; hier hört man alle Sprachen. Man grüßt sich, man geht gegen einander, man gibt sich die Hand, man umarmt sich wie in den Städten des Vaterlandes. Die Läden, die Kaufmannsgewölbe sind mit Auslagen wie in London, Paris und Wien geschmückt. Franzosen, Russen, Engländer, Oesterreicher u. s. w. alle mit der allgemeinen Benennung Franken bezeichnet, leben hier in friedlicher Eintracht, und während in den letzten Zeiten ihre Heere zu Hause einander feindlich gegenüber standen, konnte man sie in Pera Hand in Hand einander freundschaftlich besuchen sehen. Mit Recht kann man daher Pera, wenn man diese brüderliche Uebereinstimmung von Unterthanen der größten Monarchen Europa's sieht, ein Eyland europäischer Civilisation mitten unter der asiatischen Barbarey nennen.

Der Haven Istambols hat, bey einer Richtung von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West, eine Länge von 4000 Toisen und eine mittlere Breite von 300 Toisen; er gewährt einen ruhigen und sichern Ankerplatz. Selbst den größten Linienschiffen wird es

bey der Tiefe des Waſſers und dem guten Ankergrunde möglich, ſo nahe an den beyden Geſtaden vor Anker zu gehen, daß die Segelſtangen faſt die Häuſer berühren. Obgleich der Haven allen Unrath der Vorſtadte Ejub, Chaskoi, Kaſſimpaſcha, Ghalata und Tophana, ſo wie eines Theiles von Conſtantinopel aufnimmt, ſo bemerkt man dennoch weder eine Verſchlämmung, noch einen Ufer-Anwachs. Seine Waſſer bleiben ſtets gleich tief. Alle jene Haven-Reinigungs-Anſtalten, die faſt in den meiſten europäiſchen Seeſtädten, ſo große, mit unzähligen Koſten verbundene, und dennoch öfters fruchtloſe Arbeiten verurſachen, ſind hier ganz unnöthig; die Natur ſelbſt verrichtet ſie.

Die unter der Benennung der ſüßen Waſſer bekannten beyden Bäche und die Strömung des Boſfor führen mit vereinten Kräften allen Abfall ab, der in dem Haven von Conſtantinopel Verſchlämmung oder Untiefen bilden könnte. *)

An dem nördlichen Ufer des Havens, zwiſchen den Vorſtädten Ghalata und Chaskoi, befindet ſich das große See-Arſenal (Terſana). Längs dem Geſtade

*) Herr Andreoſſy findet den Grund darin, daß in deſſen Nähe kein Fluß einfällt, der aus dem Gebirge Kieß und Sand mitführen könnte. Vid. pag. 142 sq. Voyage a l'embouchure de la mer noire.

A. d. Rd.

einer kleinen, vordem unter der Benennung des Galeeren Havens bekannten Bucht, liegen: die Wohnung des Tersana-Emiri — General Intentanten der Marine —; ein geräumiger Platz am Fuß einer Anhöhe, auf dem der weitläufige Pallast des Capudan-Pascha — Groß-Admirals — erbaut ist; ferner die große prächtige auf Befehl des berühmten Groß Admirals Hassan-Pascha erbaute Caserne der Galiongbis, und endlich die durch den schwedischen Ingenieur Rade für die Pforte angelegten Schiffswerfte und das Ausbesserungs-Magazin. Gegen Westen liegen Vorrathshäuser der Marine und der Kay, längs dem einige dreyßig Linienschiffe, Fregatten, Corvetten und Brigs vor Anker liegen, welche die Seemacht der Otmanen bilden. *)

Rückwärts den Vorrathshäusern der Marine, in einem niedrigen feuchten Winkel bey dem Hügel, auf welchem des Kapudan-Pascha weitläufiger Pallast erbaut ist, liegt der fürchterliche Bagno, der Ort wo der Mensch sich auf dem höchsten Gipfel des Elendes

*) Den neuesten Nachrichten zu Folge bestände die türkische Seemacht höchstens aus 15 Linienschiffen, eben so vielen Fregatten und einigen 30 kleinern Fahrzeugen. Im Jahr 1811 war die gegen Rußland bestimmte Flotte 28 Segel stark, unter denen 10 Linienschiffe, 6 Fregatten, 4 Corvetten und 8 Kanonierschaluppen. A. d. Rd.

und der Erniedrigung befindet, wo der unglückliche Kriegsgefangene gleiches Loos mit dem verabscheuungswürdigsten Mörder und Räuber theilet; wo die Drohungen und Mißhandlungen der Wächter und Kerkermeister sich mit den Verwünschungen und dem Klaggeschrey der Gefangenen vermischen, wo alles sich vereinigt um das gräßlichste Vorbild der Hölle zu geben.

Sultan Selim, mehr auf den Glanz und Bedarf seines Reiches, denn auf sein Vergnügen und persönlichen Genuß bedacht, hatte der Marine sein Serai Alnali-Kavak — Spiegelschloß — überlassen. Schon hatten in diesem weitläufigen, an das Arsenal stoßende Gebäude große Arbeiten begonnen, als des Sultans Entsetzung dem Vorhaben Grenzen setzte. Sein Nachfolger nahm den Pallast zurück, wird ihn aber wohl schwerlich je bewohnen, da seine Wiederherstellung sehr beträchtliche Summen erfordert.

Nahe am östlichen Ende der Vorstadt Chaskoi befindet sich die Ingenierschule. Da das Locale derselben wegen zunehmender Zahl der Zöglinge und einer neuen Classen-Eintheilung zu eng ward, überließ Selim gleichfalls dieser Anstalt einen der Sultaninn Schwester seines Vatrs gehörenden Pallast, der seit mehreren Jahren unbewohnt war. — Aber

auch dieses endete mit Selims Fall; die Zöglinge mußten nach der alten engen Wohnung zurück wandern, und gegenwärtig liegt das Palais in Ruinen.

Die prachtvolle Caserne der Kumbaradschi steht vorwärts der Ingenieurschule nahe am Haven, der durch ihre Größe, ihre Pracht und die Höhe der Minarets ihrer Moskee durch sie eine vorzügliche Zierde erhält. Nahe bey dieser Caserne sind die Gußöfen für die Mörser und die Werkstätte für deren Schleifen (Blocke).

Die östlich von Ghalata, gegenüber dem Seraj des Großherrn gelegene Vorstadt Top-Hana besteht aus den großen Casernen der Topdschi — Kanoniere — und allen Vorraths- und Arbeitshäusern für das große Material der Artillerie.

Für die Nisami Dschedid — neue Miliz, hatte Sultan Selim gleichfalls herrliche Casernen in Eskiudar, Levend Tchiflick und bey Pera erbauen lassen. Die beyden ersten Gebäude wurden nach dem Tode des Groß-Veziers Mustapha Bajraktar durch die empörten Jenjitscheri zerstört; das dritte ward, weil es noch nicht ganz vollendet war, von den Empörern verschont.

Die mit dem Nahmen Seraj belegten Palais der europäischen Gesandten, würden in deren Vaterlande nur Bürgerhäuser heißen. Das französische liegt

auf dem steilen östlichen Abhange des Hügels von Pera; er hat eine herrliche Aussicht und einen ziemlich großen Garten. Von dem Baron Bréves unter der Regierung Heinrich IV. erbauet, ward derselbe unter der Leitung des Baron Tott zur Zeit der Gesandtschaft des Grafen St. Priest wieder erneuert.

Das gegenwärtig von dem österreichischen Internuntius bewohnte Palais, Venedig, hat eine schöne Façade. Die Lage dieser beyden Wohnungen auf dem mitternächtlichen Abhang des Hügels von Pera, beweist daß zur Zeit ihrer Erbauung das obere Plateau des Hügels noch nicht bewohnt war.

Die Bauart der Palais von England, Rußland und Schweden ist weder regelmäßig noch zierlich. Der russische ist für die Gesandtschaft einer solchen Macht zu klein. Die Wohnung des englischen Gesandten ist neu erbaut, sie liegt auf dem mittäglichen Abhang des Hügels, und bildet ein großes Viereck, dessen eben nicht sehr geschmackvolle Façaden sich nur in schiefer Richtung am Eingangsthore dem Auge darstellen. Auch entspricht dessen innere Eintheilung keinesweges der weitläufigen Anlage. Der Platz auf dem dieses Palais erbaut, ward von der hohen Pforte zum Geschenk an England als Zeichen der Erkenntlichkeit nach der Befreyung Egyptens überlassen.

Der Canal von Constantinopel oder der Bosfor

führt die Gewässer des schwarzen Meeres — Kara Denghiz — mit starker Strömung in das Meer Marmora, welches mittelst des Hellespont mit dem Aegeischen Meer — Ak Denghiz — in Verbindung steht. Der Bosfor welcher hier Asien von Europa scheidet, läuft zwischen zwey gleichlaufenden Hügelketten hin. Seine Tiefe wechselt zwischen 15 und 20 Faden in Mitten der Straße. Keine Untiefe droht hier der Schifffahrt; nur eine einzige, sehr bekannte, leicht auszuweichende Klippe, gegen über von Therapia, würde einige Gefahr verursachen, läge sie nicht so nahe an der Küste. Dieser Canal bildet längs seiner ganzen, ungefähr 7 Seemeilen betragenden Länge, einen vortrefflichen Hafen, mit herrlichem Ankergrund, und die längs demselben sich hinziehenden Hügel so wie seine Beugungen schützen ihn gegen alle Winde. Der Busen von Bujuk-Derah, dienet zum geräumigen Ankerplatz und zur Station für die nach dem schwarzen Meer und dem Marmora bestimmten Fahrzeuge.

Die beyden von diesem Ankerplatze sich gegen das schwarze Meer hinab ziehenden Küsten sind schroffer als jene des übrigen Canals. Einige Reisende sind der Meinung, daß dieser ganze Theil der Küste des Bosfor vulkanischer Natur sey, und daß die Oeffnung, durch welche sich die Gewässer des schwar-

zen Meeres nach dem Mittelmeere stürzen, das Werk eines solchen Ausbruches seyen. — General Andreossy der durch drey Jahre diese Gegend mit der Aufmerksamkeit eines kenntnißreichen Geologen beobachtet hat, fand nicht die geringste vulkanische Spur *). Er findet den Grund dieser Strahe darin, weil die Gebirgsketten Klein-Asiens und des Balkan in Europa mit ihren gegenseitigen sich gegen einander senkenden Abfällen hier ihren niedrigsten Punct hätten, und daß daher auf eine ganz natürliche Art, ohne Beywirkung eines gewaltsamen Ereignisses die Gewässer des schwarzen Meeres einen Abfluß erhalten hätten **).

*) Dennoch sagt eben auch Andreossy pg. 177: Au-delà de l'ancien port des Ephéziens (Buïuk-Liman), les deux bords du canal jusqu'à son embouchure offrent l'aspect de terrains volcaniques bouleversés; résultats des grandes convulsions du globe, on les regarde comme antérieurs à aucune époque dont l'Histoire ait gardé le souvenir. La rivière Myrleion, aujourd'hui Karibdjè-Dèrèci, roule ses eaux sur ces terrains volcanisés; elle debouche dans un golfe qui était le port des Lyciens. A. d. Rd.

**) Voyage d'Andreossy p. 76. Nous croyons devoir conclure des observations que nous avons faites, et de l'inspection de la carte du canal de la Mer-Noire, que les deux côtes d'Europe et d'Asie de ce canal, ont toujours existé dans leurs formes générales, telles qu'on les voit aujourd'hui; et rien n'annonce, d'après la topographie de terrain, que l'intervalle qui les sépare, au lieu d'être un enfoncement, ait été une hauteur.

Die Oeffnung von dem Canal des Bosfor's wird durch die beyden Schlösser von Fanar oder Leuchtthürme von Europa und Asien vertheidigt. Indeß erfüllen diese beyden Schlösser, deren Entfernung von einander ungefähr 1500 Toisen beträgt *), ihre Bestimmung schlecht.

Dagegen sind die von dem Baron Tott erbauten neuen Schlösser Poyras und Caribdje, in der Gegend, wo der Canal sich zu verengern beginnt, nur 500 Toisen von einander entfernt **). Von hier aus kann man mit Vortheil die feindlichen Schiffe beschießen, sowohl hinsichtlich der gegenseitigen Nähe der Schlösser, als rücksichtlich ihrer dominirenden Lage und den casamattirten Batterien. Die beyden Schlösser Rumily-Kavak und Anatoli-Kavak wurden durch die Herren Monnier und Fontaine ausgebessert und vervollkommet; sie haben indessen nur offene für Horizontalschüsse eingerichtete Batterien. ***) Da diese Batterien am Fuße eines Hügels liegen, dessen Abhang durch eine große Mauer unterstützt wird, so sind diese Batterien durch das Feuer der obern Geschütz-Lagen auf den Linienschiffen domi-

*) Andreossy gibt dafür pg. 145 1900 Toisen an. A. d. Rd.

**) Nach Andreossy 400 Toisen. A. d. Rd.

***) Andreossy gibt die Entfernung dieser beyden Batterien von einander auf 360 Toisen an. A. d. Rd.

nirt, und würden der Sammelplatz — receptacle — für alle, von der hinten ſtehenden Mauer abprellenden Kugeln werden.

Bey dem neuen Vertheidigungsſyſtem des Bosfor hat man zur Deckung des Canals in faſt gleichen Entfernungen zwiſchen den alten Schlöſſern des Bosfor theils raſirende, theils 7 bis 8 Toiſen über dem Waſſerſpiegel erhöhte Batterien angebracht. Ueber dieſes wurde noch vorgeſchlagen, die niedern Batterien mit Blendungen zu verſehen, um die Artilleriſten ſowohl gegen das Feuer der Linienſchiffe, als auch gegen das Abprellen der Kugeln von der rückwärtigen Mauer und den anſtoſſenden Felſen zu decken. Allein dieſer Vorſchlag ward nicht ausgeführt.

Längs der Rhede von Bujuk-Derah ſind gleichfalls mehrere Batterien angelegt worden, um eine feindliche Eskadre zu verhindern hier Poſto zu faſſen, im Fall ſolche den obern Theil des Canals trotz des Feuers der Vertheidigungs-Batterien paſſirt hätte.

Die im fünfzehnten Jahrhundert, zwey Stunden nordöſtlich von Conſtantinopel, kurze Zeit vor Einnahme der Hauptſtadt angelegten beyden Schlöſſer Rumily-Hissar und Anadoly-Hissar, ſind ſeit ihrer Erbauung unverändert geblieben. Der Canal hat hier nur eine Breite von 300 Toiſen. *) Furcht-

*) Nach Andreoſſy 400 Toiſen.

bar den damahls üblichen Schiffen, würden sie den gegenwärtigen Kriegsschiffen mit hohem Bord wenig Schaden zufügen; theils wegen ihren kleinen Batterien, theils wegen der geringen Breite des Wallganges, wodurch das Aufführen von schweren Geschütz unmöglich wird. *)

*) Als im Jahre 1807 am 19. Februar der englische Admiral S. John Duckworth die Dardanellen forcirte, verlor die englische Flotte, — nach Angabe englischer Tagesblätter — nur 38 Todte und 100 Blessirte. Beym Zurücksegeln dieser Flotte war der Verlust 197 Todte und 322 Blessirte.

Bey dieser Veranlassung entwickelte die Pforte eine hohe Thätigkeit und Energie. In weniger den 6 Tagen wurden von den Osmanen unter Leitung französischer Ingenieurs während der Gegenwart der englischen Escadre, nachstehende Batterien aufgeworfen und eingefahren.

	Kanon.	Mörser.
Drey Batterien zur Vertheidigung der Pulvermühlen und anstossenden Magazine außerhalb Constantinopel	50	4
Von den sieben Thürmen bis zum Seraj.		
Vorwärts der sieben Thürme	28	4
St. Mathias	24	5
Galeeren-Haven	25	20
Tehatladu-Capu	22	6
Batterie des Ibrahim Effendi, bey Yeni-Capu	10	24
Idem zwischen dieser Batterie und Aker-Capu	26	10
Batterie des Reis Effendi	28	12
	213	85

Mehrere der hohen Pforte gemachte Vorstellungen über die hohe Wichtigkeit dieses Punctes für die

Batterien des Seraj.	Kanon.	Mörsr.
Uebertrag	213	85
Auf dem Wallgang eines Thurmes	—	8
Ingerlii Kiosk	36	6
Auf der großen Terrasse des Gartens vom Seraj	60	8
Kleine Spitalgarten	22	—
Hastatar Capusu	24	6
Yeni-Kiosk	36	6
Idem links von Yeni-Kiosk	24	6
Aeußere Batterien des ersten Schoppen auf dem Landungskai des Serai	48	—
Batterien des zweyten Schoppen, auf dem nähmlichen Kai	62	8
Außer dem Seraj.		
Ufer von Constantinopel.		
3 Batterien zusammen	72	8
Küste von Ghalata und Pera.		
Batterie des Tefterdar	28	10
Große Batterie von Tophana	84	12
Batterie auf dem Abhang des Hügels über der Caserne von Tophana	22	3
Bechiktache und Dolma-Baktche	26	4
Ortakeni	18	10
Küste von Asien.		
Thurm des Leanders	14	—
Saladjack	14	—
Ibrahim-Bascha	28	12
Harem-Skelessi	28	—
Serni	28	4
Spitze von Calcedonien	24	8
Zusammen	911	204

Vertheidigung des Bosfor, ohne Erfolg und immer unbeachtet: der Osman ist zum Lächeln geneigt, schlägt man ihm vor Werke zu verbessern, die Mohamet II. der Sieger so vieler Könige und Istambols Eroberer, anlegte. Indessen hatte Sultan Selim III. im Bezug auf die Befestigung dieser Schlösser einen Vorschlag genehmigt, der ohne dem Sturz dieses Monarchen, dessen hoher umfassender Geist, über alle Vorurtheile seines Volkes erhaben war, gewiß ausgeführt worden wäre.

In der Mitte zwischen den Regionen des Nordens und Süden, zwischen den Völkern des Aufgangs und Niedergangs gelegen; in steter leichter Verbindung mit ihnen durch das schwarze Meer, dem Marmora, Archipel, dem Mittelmeere und dem Ocean, und aller sich in diese ergießenden Ströme; allen Fahrzeugen der Erde, die hier zusammen kommen könnten, einen sichern geräumigen und bequemen Ankerplatz in seinem Hafen und dem Canal des Bosfor, darbiethend, scheint Istambol von der Natur dazu bestimmt, in den Annalen der Welt eine große wichtige Stelle einzunehmen.

Selbst damahls, als Byzanz unter den letzten griechischen Kaisern, nur noch auf wenige Quadratmeilen außerhalb seinen Mauern beschränkt war, gewährte die Stadt einen Ehrfurcht erweckenden Anblick, und bildete allein noch das römische Reich.

Welches auch immer Istambols künftige Bestimmung im großen Buche des Weltalls seyn möge; — Hauptstadt eines großen Herrscherreiches, oder eines kleinen Staates, selbst als freye Handelsstadt, immer wird dieser Ort ungeachtet aller politischen Umwälzungen und Stürme eine der ersten Städte der Welt bleiben.

Außer den politischen und merkantillischen Vortheilen, welche Istambols geographische Lage gewähren, kann dieser Ort noch leicht zum ersten Waffenplatz des festen Landes gemacht werden.

Auf einem von zwey Seiten durch tiefe Wässer bespühlten dreyeckigen Vorgebirge gelegen, vermag man denselben nur von einer einzigen Seite her anzugreifen. Diese, eine gerade Vertheidigungslinie darbiethende Seite, würde allen Vortheilen eines Bollwerkssystems mit großen halben Monden fähig seyn. Die Vorstädte Pera, St. Dimitri und Ghalata, könnten vereint zu einem wichtigen, sehr festen und herrlichen Stützungspunct für Constantinopel umgeschaffen werden. Ihre Einfassung würde sich oberhalb des türkischen Begräbnißplatzes nahe bey Pera auf dem Plateau bey St. Dimitri und endlich über Ok-Meidan ziehen, und könnte sich auf der einen Seite hinter Dolma-Baksche auf der andern Seite aber zwischen Nassékewi und dem Seraj Aïnali-Kavak an den Haven von Constantinopel stützen.

Sollte es einst den Padischahs der Osmanen durch eine glückliche, obwohl sehr schwer zu hoffende Staats-Umwälzung gelingen, mit dem Bestreben ihre Glaubensgenossen zu civilisiren, auch zugleich die zur Ausführung eines so großen und schweren Vorhabens nöthige Kraft zu erhalten, oder sollte im Lauf künftiger Jahrhunderte der Halbmond auf Istambols Zinnen dem Kreuze der Christen weichen, so würde dann Constantinopel sehr leicht die schönste, bevölkertste, reichste, festeste, gesündeste und angenehmste Sadt des ganzen Weltalls werden.

Bibliographiſche Notizen aus Frankreich.

Die Aufſicht und Direction über den Buchhandel und die Buchdruckereyen iſt ein Attribut des Miniſterii des Innern. — Graf Simeon hat jetzt das Portefeuille desſelben. Baron Mounier, General-Policeydirector, iſt ſpeciell mit den Angelegenheiten, die auf den literariſchen Verkehr Bezug haben, beauftragt. Herr Pagès iſt als Diviſions-Chef angeſtellt. Das officielle Journal über den Buchhandel wird von den Herren Beuchot und Pillet redigirt.

Oeffentliche Bibliotheken in Paris:

I. Königliche Bibliothek in der Straße Richelieu. Sie wurde unter Carl V. mit 900 Bänden gegründet. Jetzt zählt man mehr als 700,000 und außerdem über 70,000 Manuſcripte. Es iſt eine Schule für die lebenden orientaliſchen Sprachen damit verbunden, an welcher ſieben Profeſſoren an-

gestellt sind. Nicht minder ein Cabinet von Medaillen und geschnittenen Steinen, das als das reichhaltigste und vollständigste in Europa betrachtet wird. Für Lesende ist die Bibliothek täglich offen und zwar von 10 bis 2 Uhr, für bloß Neugierige aber Dienstags und Freytags. Conservatoren der Bibliothek sind die Hrn. Demanne und van Praet; die der Manuscripte die Hrn. Langlès — Dacier — Gail; — die der Medaillen und geschnittenen Steine die Hrn. Goßelin und Raoul Rochette; die der Kupferstiche und der Kupferplatten Hr. Joly. Die Buchhändler der Bibliothek sind der Hr. Debüre. Bey der gedachten Specialschule für die lebenden orientalischen Sprachen sind angestellt: für das Persische und Malayische Hr. Langlès; für das Arabische Hr. Sylvestre de Sacy und Ellious Bocthor; fürs Türkische Hr. Jaubert; fürs Armenische Hr. Cerbied; für das Neugriechische Hr. Hase. — Einen archäologischen Cursus lesen die Hrn. Raoul Rochette und Sedillot.

II. Die Bibliothek des Grafen Artois, im Arsenal. Boyer d'Argenson, Marquis von Paulmy war ihr Gründer. Noch kurz vor seinem Tode vereinigte er den größern Theil der berühmten Bibliothek des Herzogs von Vallière damit. Graf Artois kaufte sie 1787. Man schätzt die Anzahl der Bände dieser sehr ausgesuchten Bibliothek auf

180,000 und die der Manuscripte auf 5000. Erster Bibliothekar ist der Abbé Grosier; die vier Conservatoren sind die Hrn. Godin — André — Ranser — Hanache.

III. Bibliotheque de Sainte-Geneviève. Diese Bibliothek ist besonders an alten und seltenen Drucken sehr reich. Die Anzahl der Bände wird 110,000 und die der Manuscripte auf 2000 angegeben. Bibliothekar Hr. Flocon; Conservatoren, der Hr. Chevalier — Villevieille — Dussaut — Dreved — Halma.

IV. Bibliotheque Mazarine ou des quatre nations. Diese Bibliothek wurde im Jahre 1644 gegründet und zwar durch eine Sammlung von 6000 Bänden, die der Cardinal Mazarin von einem Herrn Descordes, Canonicus in Limoges, erkaufte. Naudé, Bibliothekar des Cardinals, kaufte eine gleiche Zahl von Bänden bey den Pariser Buchhändlern. Gegenwärtig enthält sie 92000 Bände und 3000 Manuscripte. Man findet hier auch den berühmten großen Erdglobus, den Ludwig XVI. von Bergevin — Vaugondy und Leclerc verfertigen ließ, um den Zustand aller geographischen Entdeckungen in dem damahligen Zeitpuncte zu bezeichnen. Bibliothekar ist Hr. Petit-Radel; Con-

servatoren der Hr. Amar — Feletz — Dillon — Guillon.

V. Bibliothek der Stadt Paris. Im Hotel de ville. Diese Bibliothek besteht aus 20,000 Bänden. Bibliothekar Hr. Rolle.

Außer den aufgeführten fünf öffentlichen Bibliotheken in Paris gibt es noch viele andere dergleichen, sowohl in der Hauptstadt als in den Departements, welche von den verschiedenen Ministerien abhängen. Wir wollen die wichtigsten derselben hier aufführen:

A. Zum Ministère de la Maison du Roi gehören:

1. Die Bibliothek des Königs in den Tuillerien, eine der schätzbarsten und erlesensten Büchersammlungen, die es in Europa geben mag. Die englische Literatur ist vorzüglich darin beachtet, die deutsche wie fast in allen französischen Bibliotheken beynahe gar nicht. 2. Die königl. Privatbibliotheken zu Fontainebleau; 3. zu St. Cloud; 4. zu Trianon; 5. zu Rambouillet. (Barbier, der bekannte Bibliograph, ist hier erster Bibliothekar.) 6. Die Bibliothek des Staatsraths (30,000 Bände). 7. Die der königl. Schule zu Chantilly (5000 Bände). 8. Die des königl. Museums in Louvre. 9. Die der königl.

Porcellain-Manufactur zu Sèvres. 10. Die Pagen-Bibliothek.

B. Zum Miniſterium des Innern gehören:

1. Die zum Miniſterium ſelbſt. 2. Die zu den National-Archiven (10,000 Bände). 3. Die zum National-Inſtitut (50,000 Bände). 4. Die zur königl. Sternwarte (4000 Bände). 5. Die zum königl. botaniſchen Garten (6000 Bände). 6. Die à l'école des ponts et chaussés (4000 Bände). 7. Die zur école des mines (3000 Bände). 8. Die zur polytechniſchen Schule (24,000 Bände). 9. Die zur franzöſiſchen Akademie in Rom. 10. Die zur Académie de Médecine (25,000 Bände). 11. Die zur Veterinaire-Schule in Alfort (5000 Bände). 12. Die zum Collège royal de France. 13. Die zum Collège de Louis le grand (30,000 Bände). 14. Die zum Conservatoire der Künſte und Gewerbe (10,000 Bände). 15. Die zum Hoſpitium der quinze-vingt (der Blinden). 16. Die zum Hoſpitium der arbeitenden Blinden. 17. Die zum Hoſpitium de la pitié. 18. Die zur Polizey-Präfectur (8000 Bände). 19. Die zum Erzbisthum. 20. Die zum Seminarium von St. Sulpice. 21. Die zu den missions étrangères. 22. Die zu der grande aumônerie.

C. Zum Kriegsministerium gehören:

1. Die zum Kriegsministerium selbst (4000 Bände). 2. Die zum Conseil de Santé. 3. Die zur Genieschule in Metz. 4. Die zur Militärschule in St. Cyr. 5. Die zur Militärschule in Lafleche (8000 B.). 6. Die zur Central-Comité für die Artillerie. 7. Die zur Artillerieschule in Chalons-sur-Marne. 8. Die zum Generaldepot der Karten und Plane (10,000 B.). 9. Die zur Caserne von Curbevoie. 10. Die zur Legion d'élite der Gensd'armerie. 11. Die zu den Invaliden (25,000 B.). 12. Die zum zweyten Regiment de génie in Arras.

D. Zum Ministerium der Justiz:

1. Die zum Ministerium selbst. 2. Die zur kön. Buchdruckerey (3000 Bände). 3. Die zum Cassationshofe (30,000 Bände). 4. Die zum Tribunal erster Instanz (20,000 Bände). 5. Die zur Ordre des avocats.

E. Zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Die zum Ministerim selbst (20,000 B.).

F. Zum Marine-Ministerium:

1. Die zum Depot der Karten und Plane (12,000 B.). 2. Die zur Direction der Colonien.

3. Die zum Collège royal der Marine in Angoulême. 4. Die zur Administration der Inseln sous le vent. 5. Die zur Administration von Louisiana. 6. Die zur Administration der indischen Etablissements in Pondichery.

G. Zum Finanz-Ministerium.

1. Die zum Ministerium selbst. 2. Die zur Rechnungskammer.

H. Zu den Kammern gehören:

1. Die Bibliothek der Pairskammer (40,000 B.). 2. Die der Deputirtenkammer (30,000 B.).

Die Anzahl der Buchdruckereyen ist durch ein Gesetz, das sich noch von Napoleon her erhalten, auf 80 festgesetzt. Die wichtigsten darunter sind die von Didot (mit 18 Stanhope und 18 gewöhnlichen Pressen), Crapelet, Faim, Boudouin, Panckoucke. — Von diesen 80 Buchdruckern sind gegen 50 zugleich Verlagsbuchhändler. — Bey zweyen: Eberhard und Smith, findet man auch deutsche Schriften. —

Lithographische Anstalten gibt es jetzt 18 in Paris. Die wichtigsten derselben sind die von Engelmann, die des Grafen Lasteyrie und die von Senefelder.

Die Zahl der Schriftgießer in Paris besteht aus

38. Die bedeutendsten sind: Didot, Gando, Gillé und Molé.

Buchhändler gibt es blos in Paris nach dem vor uns liegenden Nahmenverzeichniß 620. In ganz Deutschland kann man dagegen nicht mehr als etwa 400 annehmen. In ganz Rußland etwa 30. — Die Zahl der Antiquare ist 84 in Paris.

An Kupferstechern zählt man 391 berühmte und unberühmte Nahmen. Zu jenen gehören vor allen Dunoyer, Massard, Bervic. — An Künstlern, die sich mit Holzstichen beschäftigen, führt man 11 auf. — Kupferstecher für die Situationen in Landcharten gibt es insbesondere noch 17 und für die Schrift in Landcharten noch 18. — Stempelschneider zählt man 18. — Musikalien zu stechen sind wieder 9 Künstler beschäftigt. — Kupferdrucker hat man 127. Einer der berühmtesten unter ihnen, der auch Müllers Madonna gedruckt hat, ist Rambos. — Die Zahl der Kupferstichhändler beläuft sich auf 140 — die der Landchartenhändler auf 11 — die der Musikhandlungen auf 59 — Papierhandlungen en gros, unter welchen es mehrere gibt, bey denen man einige tausend Ballen stets vorräthig findet, zählt man 43. — Für Druckerschwärze gibt es sieben Fabriken.

Beyträge
zur
militärischen Landesbeschreibung
von
Bosnien.

Von französischen Offiziers, auf Befehl Napoleons entworfen, in den Jahren 1806, 1808 und 1810.

(Fortsetzung.)

II.

Beobachtungen, im Jahr 1808 gesammelt; bey Gelegenheit einer durch den General Marmont veranlaßten politischen Sendung zu dem Mehemed Vezir von Bosnien.

Ich werde die, bey Gelegenheit einer zum Vezir von Bosnien unternommenen Reise, gesammelten Nachrichten über die Topographie und Statistik dieser türkischen Provinz unter zwey Abtheilungen brin-

gen; die erstere wird allgemeine Bemerkungen über die ganze Provinz enthalten, die andere dagegen Nachrichten über jene Gegend besonders, welche ich durchreiset bin.

A.

Allgemeine Bemerkungen über Bosnien.

Bosnien ist die westlichste Provinz des osmanischen Reiches. Sie begreift außer dem eigentlichen Bosnien auch türkisch Kroatien, die Herzegowina — Hersek — und einen Theil des südlichen Serviens, Raszien genannt. Sie wird in Osten durch Servien, in Süden durch Dalmatien und Albanien, in Westen durch österreichisch Kroatien und in Norden durch Slavonien begränzt. Ihre geographische Lage ist zwischen dem 43 und 45° nördlicher Breite, und 34 —37° östlicher Länge.

Die vornehmsten Städte Bosniens sind: Serajevo, die Hauptstadt und Haupthandelsstadt der Provinz; Travnik, die Residenz des Vezirs; Zvornik an der Drina, mit einem Schloß, das für die beste Festung im Lande gilt; Banjaluka, die ehemahlige Hauptstadt; Mostar, die Hauptstadt der Herzego-

wina; Bihach an der Unna, Hauptstadt von türkisch Kroatien; Foccia und Novi-pazar in Rascien.

Seit dem Jahre 1463 sind die Osmanen Gebiether Bosniens, das ehedem ein eigenes Königreich bildete, und dessen König Twarko Skurus schon 1401 den Türken in einem innern Kriege zinsbar wurde.

Der Boden der Provinz ist sehr gebirgig und wellenförmig; aber die Gebirge sind, mit Ausnahme der zwey Ketten, von denen die eine Dalmatien von der Herzegowina, und die andere dieses Land von Bosnien trennt, von mäßiger Höhe. Alle können zu jeder Zeit durch die hiesigen Landespferde passirt werden. Nichts desto weniger geschieht es zu Zeiten, daß tiefer Schnee die Verbindung unterbricht, und Schneewehen die Passage über einige Gebirge gefährlich machen. Jene über Kupreß, wohin die Wege aus Dalmatien ihre Richtung nehmen, ist diesem Uebel sehr unterworfen.

Bosnien wird durch eine große Menge Flüsse oder vielmehr Wildbäche bewässert, welche diese Provinz in eben so viel enge kurze Thäler theilen. Wo diese breiter werden, füllen die von den Gebirgsrücken abfallenden Füße den Raum aus. Die

Flüsse haben überhaupt viel Gefälle und fließen in tiefen ausgeschwemmten Betten.

Jenseits der zwischen der Herzegowina und Bosnien liegenden Gebirgskette, theilt sich das Land in vier Hauptthäler, in welchen die Unna, die Verbaß, die Bosna und Drino fließen. Alle ergießen sich in die Save. Die Drina ist die beträchtlichste; gewöhnlich beträgt die Breite 50 bis 60 Metres *), die Tiefe 2 — 3 Metres. Die andern sind an vielen Orten zu durchwaden, außer wenn die Gewässer anwachsen. Die Narenta nimmt alle Gewässer der Herzegowina auf, und ergießt sich in das adriatische Meer.

Der Boden ist ungemein fruchtbar, obschon der Ackerbau sehr vernachlässiget ist. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind Korn, Mais und Gerste. Die Ernte davon übersteigt bey weitem den Bedarf der Bevölkerung. Von Hülsenfrüchten baut man bloß Bohnen an. Den abgängigen Wein ersetzen die Christen durch Zwetschken-Branntwein — Slivowitz — von dem ein sehr reichlicher Vorrath gemacht wird. Man sieht fast nichts als Zwetschkenbäume, wenn man sich den Ortschaften nähert, oder die zahlreichen Gär-

*) 1 Metre ist gleich dem 10,000000 Theil eines Viertels Erdmeridians oder 3 Schuh 3 Zoll Wienermaß. 48 Metres ist gleich 65 Schritt.

ten in den Städten besucht. Sommer- und Winterfrüchte sind auch im Ueberfluß vorhanden.

Die ungeheure Menge von Wiesen und Huthweiden dieser Provinz geben die Mittel an die Hand, Pferde, Hornvieh, Schafe und anderes Hausvieh in Menge zu halten, und damit einen sehr vortheilhaften Handel zu treiben. Die Türken halten aus Luxus viel Pferde. Die Bosnischen sind zwar klein, aber kraftvoll, und halten lange Zeit die Fatiquen aus.

Bosnien birgt zwar alle Arten von Erzen, aber die Regierung erlaubt außer den Eisenerzen deren Bearbeitung nicht. Es gibt Eisengruben zu Fonicza 8 Stunden südlich von Travnik und zu Stari-Maidan im Bezirk von Banjaluka; letztere sind in Bezug der Güte des Eisens vorzüglicher als jene. Die Katholiken unterhalten die Hammerwerke.

Das Land ist bey weitem nicht ganz cultivirt. Man findet bloß in den Thälern und an den Füßen der Anhöhen Anbau. Hier sind die Einwohner in ziemlicher Anzahl versammelt. Das Uebrige ist mit den schönsten Bäumen aller Art, als Eichen, Eschen, Ulmen, Tannen, Espen ꝛc. bewachsen. Diese prachtvollen Stämme würden ein kostbarer Schatz für unsere Marine seyn, wenn wir Mittel und Wege hätten, solche in das adriatische Meer zu schaffen.

Es gibt in ganz Bosnien 48 vorzügliche Städte mit Festungen. Mit diesem Nahmen bezeichnet man die festen Schlösser in Bosnien, die Einwohner nennen sie Grad. Jede dieser Städte und ihr Territorium steht unter einem Pascha von drey Roßschweifen oder einem Beg oder einem Aga, die den Titel Capitäne führen. Die Stelle eines Capitäns ist sehr wichtig und erblich. Sehr oft machen sich ihre Besitzer in ihren Bezirken unabhängig, und sind nur zum Schein dem Pascha der Provinz unterworfen.

Die Bevölkerung Bosniens steht bey weitem nicht im Verhältniß mit seiner Ausdehnung und Fruchtbarkeit. Sie könnte drey bis viermahl stärker seyn. Es ist schwer dieselbe genau zu bestimmen; weil man sich in der Türkey dabey auf keinen sichern Grund stützen kann. Denn die Türken halten für sich keine Register, und ihr Mißtrauen gestattet ihnen nicht, jene einsehen zu lassen, in welche sie zur Entrichtung des Kharadsch alle männlichen Christen, die das zwölfte Lebensjahr erreicht haben, eintragen. Das, was ich hierüber sagen werde, stützt sich auf die besten Nachrichten, die ich nur einhohlen konnte.

Die Einwohner sind von drey Religionen; Muselmänner, Griechen und Katholiken. Die ersten sind selbst nach dem Geständniß der Christen, die

zahlreichsten, wegen der durch den Sultan Mohamet II. gegen jene ausgeübten Verfolgungen, wodurch viele gezwungen wurden, den Islam anzunehmen. Man kann an 200,000 Türken rechnen, die in den 48 Schlössern wohnen, und andere 200,000 bis 250,000, die sonst noch in der ganzen Provinz verbreitet sind. Im Nothfall eines Aufgebothes hat das Ejalet Bosna 120,000 Streiter zu stellen. Man nimmt alle vom Jüngling bis zum Greise. — Griechen kann man 180,000 annehmen, und Katholiken 120,000 bis 140,000. Ueberdieß sind zu Serajevo und Travnik 1000 bis 1500 Juden ansässig. Auch findet man in jeder Stadt oder Dorfschaft Bosniens mehrere Zigeunerfamilien, so wie im Lande selbst herumziehende Horden von ihnen. Sie sind alle Schmiede von Profession.

Die Türken bewohnen fast allein das Innere der Städte, besonders die Festungen. Ihr argwöhnischer Geist hat die Christen daraus verscheuchet, die nun das platte Land und die Gegenden um die Städte bewohnen. In der Herzegowina, dem Gebiethe von Banjaluka und Fonicza findet man die meisten Katholiken. Die Griechen dagegen sind vorzüglich an den Ufern der Drina und in den Gegenden jenseits dieses Flusses wohnhaft. Auch zu Serajevo gibt es deren viele.

Die Temperatur ist in Bosnien gemäßigt, obschon es im Winter viel schneyt; da die Winde selten von Norden her wehen, so ist die Kälte nie sehr groß, und weniger als man es in einem so gebirgigen Lande besorgen sollte. Im Sommer sind Regengüsse sehr häufig und man fühlt nur eine sehr gemäßigte Hitze.

Bosnien wird durch einen Statthalter regiert, der von der Pforte dahin geschickt wird; sein Ansehen ist aber nur in so ferne geachtet, als er die Mittel hat ein beträchtliches Truppencorps zu besolden, um Schrecken einzujagen. Die Provinz richtet sich ganz nach dem Geist und dem Benehmen der Seraglieser, welche allezeit die Gegenpartey des Statthalters bilden. In dieser großen Stadt ist der Sitz der Autoritäten der Provinz, so wie der reichsten und mächtigsten Bay's und Aga's.

Hier ist der Haupthandelsplatz des ganzen Paschaliks, aus ganz Bosnien begeben sich die Türken dahin; auch ist sie im Besitz ungeheurer Reichthümer, und wenn man in die Türkey eindränge, so würde es sehr wesentlich seyn, sich sogleich dieses Platzes zu bemächtigen. Ihr Besitz würde die Armee bereichern, und viel dazu beytragen, um die ganze Provinz in unsere Gewalt zu bekommen. Serajevo kann seiner Lage wegen sehr leicht im Zaum gehalten werden;

da es amphitheatralisch gebaut ist, und zwey Schlösser hat, wovon das eine sehr vortheilhaft gelegen ist.

Die Bosniaken sind herzhaft, und gelten nebst den Albanesern für die besten Truppen des osmanischen Reichs. Sie vertheidigen sich vollkommen gut hinter Verschanzungen, sind aber in Hinsicht auf Taktik äußerst unwissend. Vorzüglich geschickt sind sie im Schießen und treffen ihr Ziel in weiter Entfernung. Es unterliegt keinen Zweifel, daß, wenn wir einmahl in ihr Land dringen sollten, sie uns durch so viele natürliche Hinderniße, als ihnen ihre Gebirge darbiethen, unterstützt, großen Widerstand leisten würden; aber nach einigen Niederlagen würden sie sich, da sie ihren Religionsgrundsätzen nach an das Fatum glauben, leicht abschrecken und in Furcht jagen lassen. Uebrigens ist es unmöglich sie lange Zeit in einem Armeecorps vereinigt zu erhalten. Diejenigen, welche nicht weit nach Hause haben, unterlassen nie, sich in Kurzen zu entfernen, und zu ihren Familien zurückzukehren. Es ist von Wichtigkeit sie in der Furcht zu erhalten, die sie vor unsern Waffen haben, und besonders rücksichtlich ihrer abergläubischen Meinung sorgfältig zu vermeiden, daß sie bey Eröffnung der Operationen in ihren Entwürfen nur den geringsten glücklichen Erfolg haben. Bey den so oft erneuerten Gerüchten eines französischen Ein-

falls hatte man Gelegenheit die Bemerkung zu machen, daß die Aga's und übrigen reichen Einwohner sich dann am ersten unterwerfen würden, wenn man ihnen die Versicherung ertheilte, sie würden ungestört im Besitz ihrer Güter bleiben; indem die Türken viele Lehen inne haben, deren Verlust sie befürchten, weil solche dem Staate gehören.

Was die Christen, sowohl römischen als griechischen Glaubensbekenntnisses betrifft, so sind solche in dem ersten Augenblicke eines ausbrechenden Krieges, der größten Gefahr einer gänzlichen Ausrottung ausgesetzt. Vielleicht würden sie dieser Barbarey entgehen; allein in keinem Falle kann man auf sie auch nur in dem Geringsten bauen. Die Türken haben sie in einen solchen Zustand die Niedrigkeit und Dummheit (stupidité) gesetzt, daß es lange Zeit brauchen würde, diese herabgewürdigten Seelen wieder in etwas zu erheben. Ich bin fest überzeugt, daß, um von ihnen nur etwas von Lebensmitteln für die Truppen zu erhalten, man sie auf gut türkisch behandeln müsse. Obwohl man sie entwaffnet hat, besitzen sie dennoch viele Waffen zu Hause, aber tragen dürfen sie keine.

Die Festungen Bosniens können nur als schwache Barrieren betrachtet werden, sobald man Geschütz bey sich hat, um sie damit anzugreifen. Was soll man

auch für einen Widerstand von alten gemauerten Schlössern erwarten, die nicht terrasirt, größtentheils schlecht unterhalten, fast ohne Geschütz, dominirt, und so klein sind, daß die Meisten kaum 150 bis 200 Mann fassen können. Hat man aber keine Artillerie bey sich, so werden eben diese Schlösser bey der Hartnäckigkeit, welche die Türken bey Vertheidigungen der Plätze charakterisirt, schwer zu erobernde Puncte. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Viereckes, an dessen Ecken sich Thürme befinden. Jede Seite des Viereckes ist zwischen 50 und 60 Metres — an einigen Orten, wie z. B. in Serajevo ist ein Theil der Stadt durch eine Einfassungsmauer geschlossen, die sich wieder an das Castell oder Fort anschließt. Diese Mauern haben 2½ bis 3 Schuh Dicke und 12 bis 15 Schuh Höhe. Bis auf eine gewisse Tiefe hinab, ist die Mauer um 1 Schuh schmäler, um zu einem Auftritt (Banquette) zu dienen. Bey einigen Städten hat man den Mangel eines gemauerten Revetements, durch eine Reihe starker und hoher Pallisaden abzuhelfen gesucht, vor welchen ein Graben gelegt wurde. Diese Pallisaden sind von Eichenholz, 6 bis 7 Zoll dick und 9 bis 10 Schuh hoch. Das Benehmen der Servier hat die Türken in der Meinung bestättigt, daß diese Verschanzungsart gut seye, weil sie solche ohne Geschütz

angriffen; im Grunde aber sind derley Posten nicht haltbar, und man kann nicht daran denken, ein Dorf in Bosnien zu verschanzen, da alle Häuser von Holz sind; es ist hinlänglich einige Bomben oder Granaden hinein zu werfen um alles in Brand zu stecken.

Da das Land äußerst durchschnitten, mit Waldungen bedeckt und voller Defileen ist; so biethet es viele natürliche Vertheidigungsmittel an; allein da es keine wichtigen Plätze hat, und keine großen Flüsse, an die man sich anlehnen könnte; da ferner alle Gebirge ersteiglich sind, so sind auch alle Stellungen unsicher und können umgangen werden. Der Marsch einer siegenden Armee würde daher nur leicht zu übersteigende Hindernisse finden.

Die Wege in Bosnien sind nur für Saumpferde brauchbar; man hat nie versucht sie bequem zu machen. Die geradeste Richtung war jene, so man befolgte, ohne sich um die steilen Höhen zu bekümmern, denen man leicht hätte ausweichen können. Die häufigen Regengüsse machen den Erdboden weich und kothig — dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, hat man die Wege auf eine Breite von 3 bis 4 Schuh gepflastert; dieses Pflaster ist sehr schlecht und übel unterhalten, so wie überhaupt alles, was auf Communicationen Bezug nimmt. Obschon es keine Fahrwege gibt, so schien es mir doch leicht einen

der vorhandenen mit wenig Mühe dazu machen zu können, so wie man den Berg Prolog passirt hat. Die große Menge von Thälern, von denen eines in das andere läuft, gibt hinlänglich Mittel an die Hand, die Höhen zu umgehen; und im Falle man genöthigt wäre, gleichwohl den Zug über eine zu nehmen, so würde man doch — da die Gebirge alle gutes Erdreich haben, und nicht hoch sind — eine militärische Verbindung leicht eröffnen können. Nur müßte man einen guten Vorrath Schanzzeug haben; jener, den man im Lande findet, taugt nichts, auch habe ich bloß hölzerne Schaufeln gesehen.

Die Route auf welcher man mit Feldgeräthe am leichtesten in Bosnien eindringen könnte, ist über Imoschi und Davno. Vom letztern Orte braucht man 3 Stunden um in dem Thal von Schuitza aufwärts zu diesem Dorfe zu gelangen. Ich habe diesen Weg zwar nicht selbst gemacht, aber das Gebirg fällt hier bedeutend, und es schien mir, als ob man hier keine großen Schwierigkeiten zu besiegen habe.

Die zwey Wege aus Dalmatien über Davno und Livno vereinigen sich bey Schuitza. In einer starken Stunde gelangt man von diesem Dorfe auf das Platteau von Kupreß. Dieses ist eine erhabene Ebene auf der Crete des Hauptrückens. Sie ist rund, ganz von Bäumen enblößt, aber von allen

Seiten, außer gegen Schuitza zu, von großen dichten Waldungen umgeben. Sie hat einen Umfang von 6 bis 7 Quadrat Stunden, und gewährt eine der vortheilhaftesten Stellungen. Hier vereinigen sich die vorzüglichsten Debouchees, die nach Bosnien führen. Außer den zwey bereits angezeigten Wegen, trifft auch der Weg aus Dalmatien über Glamoch hier zusammen, und ein vierter führt von diesem Punct aus nach türkisch Kroatien. Dieses Plateau von Kupreß wird durch einen Bach reichlich bewässert, und seine Verbindung mit dem Innern von Bosnien sichern Waldungen und das Fort Prusacz. Das sich am Fuße des Hauptrückens befindende fruchtbare Thal von Skopje, kann Lebensmittel in hinlänglicher Anzahl liefern. Sicher ist diese Stellung die beste, welche die Türken nehmen können, um den Eingang ihres Landes zu vertheidigen; auch würden sie gewiß nicht unterlassen hier eine starke Festung zu erbauen, wenn sie in der Kriegskunst weniger unwissend wären.

Am äußersten Ende dieses Plateaus, vier Stunden von Schuitza liegt Kupreß. Von diesem Ort aus, kann man nach Skopje zwey verschiedene Wege einschlagen. Auf dem einen begibt man sich gerade bergab in das Thal, worin Skopje liegt. Dieser Weg fällt

steil ab, und es würde schwer halten, ihn fahrbar zu machen. Der andere Weg wendet sich rechts ab, und führt längs der Kette des Gebirges, über ein hügelichtes Terrain sanfter in das Thal hinab; er ist zwar 7 bis 8 Stunden weiter, aber weit bequemer. Man braucht 5 Stunden um von Kupreß auf dem kürzeren Weg nach Skopje, und 6 Stunden um von da nach Travnik zu gelangen. Auf der letzten Strecke hat man nur den kleinen Rücken zwischen dem Leka (Verbas), und Lashva Thal zu übersetzen; von dem Fuße dieses Rückens bis Travnik, und von da bis Serajevo führt der Weg über Ebenen oder niedrige Hügel, man hätte ihn nur zu erweitern nöthig.

Wenn man von Serajevo nach Gorasde (Grusde) an der Drino auf der Constantinopler-Straße geht, ist man genöthigt, mehrere Gebirgsfüße zu übersetzen, von denen zwey beträchtlich hoch sind. Hier würde die Herstellung einer fahrbaren Straße vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn, und viel Zeit erfordern. Jedoch kann man auf einem etwas längern Weg, gemächlich und ohne viele Mühe auch in das Drino-Thal gelangen. Man müßte von Travnik aus das Bosna-Thal erreichen, indem man den Weg nach Serajevo rechts läßt und den Lauf des Lashva Baches folgt, man geht dann unter dem Schlosse Vranduk, welches 5 Stunden von Travnik auf einem steilen Fel-

sen am Ufer der Bosna sehr vortheilhaft gelegen ist. Die Eroberung dieses Forts ist unerläßlich, weil man unter dessen Feuer passiren muß. Man folgt der Bosna über Schebsche (Zepce) und Maglai (Ukosicza) und gelangt in das Sprecza-Thal am Einfluß dieses Flusses in die Bosna *). Man könnte auch diesen Umweg dadurch abkürzen, wenn man über den Rücken, der diese beyden Flüsse trennt, setzt; welches wenig Schwierigkeiten hat. Man folgt sodann dem Lauf der Sprecza und gelangt oberhalb Zwornik an die Drino. Auf dieser ganzen Strecke sind die Berge ganz niedrig. Hierauf geht man in dem Drinothale aufwärts bis Visegrad, wo man eine zu den Zeiten der griechischen Kaiser erbaute, gut erhaltene steinerne Brücke findet. Die Türken haben auf derselben eine Art hölzerne Verschanzung erbaut, um die Servier abzuhalten. Es ist wahrscheinlich, daß in alten Zeiten über diese Brücke die Communication aus den Gegenden jenseits der Drino nach Bosnien führte. Man müßte daher wohl da-

*) Der Nahme Sprecza-Thal findet sich nicht auf der oft angeführten Charte. Es ist dieses das in dieser Charte mit der Benennung Jalla F. bemerkte Wasser, welches von Ober- und Unter-Tusla, welches an der Sprecza liegt, herabkommt, und weiter unten den Nahmen Jalla führt.

A. d. Rd.

herum einen bessern Weg nach Servien finden, als jener ist, der über Gorasde (Grusde) nach Cſainik (Saniz auch Tchainizza) und Taslizza (auch Taslidscha, deßgleichen Plevle, in der Charte auch Pleuglia) führt. Zudem ist die hölzerne Brücke bey Grusde in schlechtem Stande, und könnte ohne vieler Vorsicht und großen Unkosten zur Passage für das Armeefuhrwerk nicht verwendet werden.

Ich habe den so eben beschriebenen Weg bis zu dem Rücken, der die Sprecza von der Drino scheidet, selbst gemacht, von da bis Visegrad ist eine Strecke von zwölf bis vierzehen Stunden, die ich nicht gesehen habe. Aber man hat mich versichert, daß auf derselben keine Schwierigkeiten vorhanden seyn. Der Weg geht von Travnik beständig eben fort — man hat nur die zwey kleinen Gebirgsrücken zwischen der Bosna und Sprecza, dann zwischen dieser und der Drino zu passiren. Man findet auf dieser Route über die Bosna keine Brücken, die Eingebornen setzen in Kähnen über oder waden hinüber, letzteres ist jedoch nur an einigen Stellen anwendbar. Nöthigen Falls könnte man indeß genug Kähne zu einer Brücke zusammen bringen, oder auch eine aus Flößen erbauen. Die Bosna ist 40 bis 50 Metres breit, und an jenen Stellen, wo sie nicht zu durchwaden ist, 5 bis 6 Schuh tief. Von Travnik über Serajevo an die

Drino bey Grusde zählt man 29 — über Schebsche (Zepce) bis Visegrad aber 39 bis 40 Stunden Wegs.

Visegrad ist 6 Stunden von Grusde entfernt. Die zwey 4pfünder, welche der Pascha während meines Aufenthaltes bey ihm, von Constantinopel aus erhalten hatte, wurden auf dem eben beschriebenen Wege zugeführt. Von Visegrad aus wurden sie nicht zerlegt, aber der gegenwärtige Zustand der Wege nöthigte mit denselben nur sehr langsam fortzugehen. Jenseits Visegrad zu Novi-pazar mußten diese zwey Kanonen zerlegt werden, und ein andermahl zwischen diesem Orte und Czainicza. Vermuthlich hat sie die so nahe Nachbarschaft der Servier gehindert, einen bequemern Weg bis Visegrad zu nehmen.

Es gibt in Bosnien nur sehr wenig steinerne Brücken, die großen hölzernen sind alle nach einem Modell gebaut, und für schwer beladenes Fuhrwerk nicht solid genug. Die Wildbäche werden durch die jähen Regengüsse dermaßen angeschwellt, daß sie nicht zu durchwaden sind. Ueber diese Wildbäche sind die kleinen Brücken alle in sehr schlechtem Zustande, so daß Pferde kaum darüber passiren können. Man müßte sie größtentheils neu erbauen; da aber alles hierzu nöthige Holz, so zu sagen, auf dem Platze selbst vorhanden ist, so würde dieser Bau nur wenig Zeit erfordern.

B.

Besondere Bemerkungen über die Gegenden, durch welche ich gereiset bin.

1. Weg von Billibrig nach Travnik. 23½ Stunde.

Ich betrat Bosnien von Billibrig aus; dem letzten Wohnplatz Dalmatiens. Eine halbe Stunde davon fängt das türkische Gebieth an. Man ersteigt den Berg Prolog, dessen Kette Dalmatien von der Herzegowina trennt. Der Weg ist sehr schlecht, sehr steinig und kaum für Pferde anwendbar. So wie man die Höhe erreicht, gelangt man auf ein nacktes felsiges Plateau, an dessen äußerstem Ende man einige sparsam zerstreute Tannen findet. Dieses Gehölz zieht sich an dem andern Abhang des Prolog hinab, über welchen der äußerst schlechte Weg hinunter führt. 2½ Stunde weit von Billibrig kömmt man an den Fuß des Berges, wo die Ebene von Livno anfängt, die zwar groß, aber unfruchtbar und schlecht angebaut ist. Man braucht eine halbe Stunde vom Fuße des Prologs bis zum Han la Torre, welches der erste bewohnte Ort in der Herzegowina ist.

Außer dem Han (Wirthshaus) finden sich da noch einige zerstreut liegende Häuser; von Han la Torre bis Livno braucht man 3 Stunden. In der Nähe dieser Stadt ist die Gegend gut angebaut; man findet viel mit Korn besäete Grundstücke; eine Menge Wohnungen sind durch die Ebene zerstreut, — meist von Katholiken bewohnt —, gegen 300 an der Zahl. Livno wird von den Türken als einer von den Schlüsseln ihres Landes betrachtet, indessen ist es nichts anders, als ein elendes Nest — Bicoque — an der westlichen Lehne eines Bergrückens gelegen. Man hat einen natürlichen, vom Berg erzeugten Einschnitt benutzt; 5 Thürme, auf denen die Kanonen stehen, umgeben die Felsen, welche diesen Einschnitt stützen. — Die Hälfte der Stadt wird durch eine von kleinen Thürmen flankirte Mauer umschlossen. Man rechnet bey 250 türkische Häuser.

Am Fuß des oben bemerkten Einschnittes ist eine sehr reiche Wasserquelle. Die durch ihren Capitän angestifteten Einwohner zeigen sehr viele Feindschaft gegen die Franzosen.

Von Livno aus fängt man an jenen Hauptgebirgsrücken zu ersteigen, welcher die Herzegowina von dem eigentlichen Bosnien trennt. Er stammt von dem kroatischen Gebirge bey Knin am triplex confinium, und verbindet sich, indem er seine Richtung von We-

sten nach Osten nimmt, mit den macedonischen Gebirgen. Diese Kette trennt die Wässer, welche in die Donau fließen von jenen, die sich in das adriatische Meer ergießen. — Der Weg steigt anfangs sanft, wird aber in der Folge beschwerlich. Das Terrain selbst ist kahl und unbebaut. Nach vier Stunden kommt man nach (Klein) Schuitza, einem Dorfe von etliche 50 zum Theil türkischen Häusern. *) Man passirt den Bach gleiches Nahmens, welcher ein Thal bildet, worin der Weg aus Dalmatien über Davno läuft. Von Schuitza geht man bergauf bis zum Plateau von Kupreß. Man findet einige sehr lichte Gehölze, und links vom Wege läßt man ein elendes von Christen bewohntes Dorf von etwa 130 Hütten liegen, bey welchen der aus Dalmatien über Glamoch führende Weg vorbey führt. Das Plateau von Kupreß hat, wie schon erwähnt worden, einen Flächenraum von sechs bis sieben Quadrat Stunden. Obwohl es nicht den höchsten Punct des Gebirges bildet, so ist es dennoch von demselben nur wenig dominirt, ganz ausgereutet und mit Hutweiden bewachsen. Dieses ist das vorhin als denjenigen Punct bezeichnete Plateau, welcher den Türken die beste Sellung gewährt und auch uns den nähmlichen Vortheil verschafft, da

*) Die mehrmahls erwähnte Charte gibt 25 türkische und 20 christliche Wohnungen. A. d. Rd.

unſere Verbindung mit den Debouchéen Dalmatiens ſichert.

Das Dorf Kupreß liegt vier Stunden von (Klein) Schuitza zu Ende des Plateaus am Fuß einer Anhöhe. Es kann 12 bis 1500 Einwohner zählen, nähmlich mit Inbegriff der umliegenden Höfe. — Der Ort ſelbſt iſt bloß von Türken bewohnt, und durch eine Reihe ſtarker Palliſaden geſchloſſen, die durch 2 oder 3 halb verfallene Thürme vertheidigt werden. Auf einem derſelben habe ich eine kleine Kanone geſehen. Da in dieſen Gegenden der Schnee ſehr lange liegt, ſo kann dieſe nicht fruchtbar ſeyn, dagegen zieht man hier eine große Menge Hornvieh. Von Kupreß ließ ich rechts einen Weg nach Skopje, der viel bequemer aber auch viel länger iſt als jener den ich einſchlug, und welcher ſogleich das Gebirg überſetzt, und längs dem Abhang ins Thal von Skopje führt. Der Weg fällt ſteil und wird an manchen Puncten ſehr beſchwerlich. Man geht durch große, dichte Tannenwälder, und hat eine mahleriſche Ausſicht auf die bosniſchen Gebirge, welche ſehr beträchtlich niedriger werden. Man kommt ſodann durch Pruſacz, welches als ein Sperrpunct auf einem Abfall erbaut, und durch eine tiefe Schlucht — worin ein Bach fließt — von dem übrigen Gebirge abgeſondert iſt. Hier iſt auch ein Fort, aber in ſehr ſchlechtem Zuſtande, auf

einem hervorragenden Felsen am Gipfel dieses Abfalls. Man zählt gegen 1000 türkische Einwohner. Von Prusacz an, bis ins Thal hinab, ist der Weg sehr beschwerlich.

Das Thal von Skopje ist breit, sehr schön und äußerst fruchtbar; es zieht von Westen gegen Osten, prachtvolle Waldungen bedecken die einfassenden Anhöhen, von denen die gegen Süden gelegene angebaut ist. Einen Theil des Thales füllen zwey Bergfüße aus, die sehr niedrig und gut cultivirt sind. In diesem Thale fließt die Verbas, auch bewässern dasselbe noch außerdem mehrere starke Bäche.

Beym Eingang vom Skopje übersetzt man die Verbas auf einer steinernen Brücke. Diese kleine Stadt zählt bey 2000 Einwohner *), und liegt am äußersten Ende des Thales, 5 Stunden von Kupreß und 1 Stunde von Prusacz. In ihrem Bezirke wozu auch Prusacz gehört, leben 8 bis 9000 Menschen; zwey Fünftel Katholiken, das Uebrige Türken.

Von Skopje bis Travnik sind 5 Stunden; man geht in dem schmalen Leczkathal, dessen Bach sich in die Verbas ergießt. Die Abhänge sind waldig, das Thal selbst aber angebaut; der Weg ist ziemlich gut, und wird nur über einen Bergrücken welcher die Wässer der Leczka von jenen des Lathva-Baches trennt, beschwerlich. Man verfolgt sodann den Weg in dem

*) Die Charte gibt 1300 an. A. d. Rd.

[illegible]

len. Es war nur keine Kammern. Der Bassa hatte
deren noch 3 andere mit 2 Mörser in einem ver-
schlossenen Park hinter seinem Pallaste. Zu demsel-
ben war auch ein kleines Pulvermagazin, und etwas
Eisenmunition. Außerdem sah man noch in dem
Hofe des Pallastes drey vierpfündige ganz neue Ka-
nonen mit ihren Magazins und Feldlaffetten.

Von Billibrig bis la Torre hat der Weg die

Richtung nach Nordost. Von Torre bis Livno nach Nord. Von Livno bis Schuitza und Kupreß nach Nord. Von Kupreß bis Skopje nach Nord-Nordwest — und von Skopje bis Travnik wieder nach Nordost.

---

2. Weg von Travnik bis Serajevo. 16 Stunden.

Beym Ausgang von Travnik ist das Thal Anfangs sehr schmal, erweitert sich aber nach einer Viertelstunde zu einer ausgedehnten Ebene; die einfassenden Anhöhen fallen immer mehr und man bemerkt mehrere gut bebaute Abhänge. Der Weg folgt dem Laufe des Suabaches (Lasva), das bedeutende Dorf Biela bleibt links auf der halben Höhe des Abhanges in einem guten Terrain, eine Stunde von Travnik entfernt. Man übersetzt auf einer schlechten hölzernen Brücke den Suabach (Lasva) und gelangt, in der Ebene fort nach Vitesse (Vitesz), einem kleinen Dorfe, dessen Grundstücke an Getreide sehr fruchtbar sind. Die Ebene ist breit und erstreckt sich gegen Südost. Man sieht mehrere von Vitesse abhängige kleine Dörfer, welche an den Bergabhängen am Ende der Ebene liegen. Die Berge selbst sind nicht bebaut, sondern mit Schlagholz bewachsen. — Viteß mit dem umliegenden Dörfchen kann

vier bis fünfhundert Einwohner, zur Hälfte Türken und zur Hälfte Christen zählen. Ueber Vitesse hinaus nähern sich die Anhöhen dem Wege; und man findet ganz und gar keinen Anbau, außer im Thale selbst. Man übersetzt einen Gebirgsfuß und kommt sodann nach Busovacza (Bousſovaz), dessen mittelmäßig fruchtbares Gebieth durch die Runa und Cosicza bewässert wird. Es mag bey 200 türkische Häuser zählen. Man rechnet von Travnik bis hierher 4 Stunden Weges und Vitesse liegt in der Mitte dieser Strecke. Von Busovacza bis Serajevo passirt der Weg durch kein Dorf, aber man trifft mehrere Han's oder Wirthshäuser an. Das erste ist Ichovacz (Jaoutza), vier Stunden von Busovacza. Jenseits Ichovacz stößt man auf mehrere Gebirgsbäche (nachdem man den Rücken des Gebirgs bey dem Zusammenhange des Vrania- mit dem Visoki-Gebirge übersetzt), von denen sich einer in den andern ergießt. Die Fonicza (über welche man vorwärts des Han Jarmasov kommt), ist darunter der beträchtlichste. Dieses Wasser kommt aus dem gleichnahmigen Thale (der Seecz- und Vrania-Gebirge), in welchem es Eisenhämmer gibt; und ergießt sich in die Bosna bey Vissoko. Die Stadt Fonicza *) liegt zwey Stunden

*) Nach der Karte 2000 Einwohner, nebst einem Franziskaner-Kloster. A. d. Rd.

von dem Orte, wo man den Bach passirt. Die Fo-nicza nimmt die Lepenicza auf, in welche sich wieder die Racovicza wirft, die bey dem Han und Dörfchen gleiches Nahmens, so südlich am Gebirgsabhange liegt, vorbeyfließt. Die Znevina läuft am Fuße der Höhe, worauf das Dorf Blasovitz liegt, und vereinigt sich mit der Lepenicza. Der Weg läuft immer eben fort, und folgt in der Richtung gegen Osten dem Lauf der genannten Thäler. Das Land ist gut bevölkert und sehr fruchtbar. Die Anhöhen sind mit Bäumen bewachsen, jene gegen Mittag zum Theil bebaut. — Am Abhang derselben sieht man in einer wenig unterbrochenen Reihe die kleinen Gehöfte Citoro, Orovo, Kisseliasz, Lepenicza, welche zusammen 1000 bis 1200 Häuser enthalten. Am Ufer der Lepenicza findet man eine sehr reichliche Mineralquelle, deren Wasser nach Raguſa verschickt wird. Von dieser Quelle (Kissela Voda oder Sauerwasser) heißt die Gegend und die umliegenden Dorfschaften Kisselive.

Drey Stunden von Serajevo passirt man die Bosna mittelst einer schönen steinernen Brücke. Dieser Fluß entspringt 300 Metres oberhalb der Brücke, und quillt so stark am Fuße des Berges hervor, daß man ihn nicht durchwaden kann. Von da bis Serajevo verfolgt man den Lauf des Migliaska-Baches,

welcher sich mit der Bosna vereinigt, nachdem er den Jeleznicza-Bach aufgenommen hat. Man passirt zweymahl die Migliaska auf steinernen Brücken. Die Ebene ist breit, aber wenig fruchtbar, da der Grund zu feucht ist. Man zählt zwölf Stunden Weges von Bussovacza bis Serajevo.

Diese große Stadt, die Hauptstadt des Paschaliks von Bosnien, ist amphitheatralisch auf einem Hügel erbaut. Gegen Mittag wird sie durch zwey kleine viereckige Forts beherrscht, die von vier Thürmen flankirt werden. Sie ist zum Theil durch eine Mauer von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Schuh Dicke und 12 bis 15 Schuh Höhe geschlossen. In den Forts sind einige Kanonen. Das obere Fort hat eine gute Lage Der Anblick der Stadt ist sehr mahlerisch. Ihre Bevölkerung steigt auf 50,000 Seelen, wovon ein Viertel Griechen, sehr wenig Katholiken und 200 Judenfamilien sind *).

*) Palma bemerkt 65,000 Einwohner, unter denen 3000 Katholiken, 900 Griechen und viele Juden sich nach Gaspari Handbuch befinden sollen. Palma gibt 1500 Häuser an, die mehrmahls erwähnte Carte administrative 1000. Sultan Mohamet II. hat hier ein Serai erbaut. Man findet hier 100 große und kleine Moskeen, worunter die Moskee Choßrevbeg mit einer Glockenuhr, mehrere christliche Kirchen, eine Residenz und drey Klöster der Minoriten, mehrere Madrasses, milde Stiftungen und Bäder, und 2 lebhafte Besestane. A. d. Rd.

In Serajevo wird ein starker Handel getrieben, größtentheils durch Juden, denen die Türken ihre Kapitalien anvertrauen. Hier ist der Stapelplatz für ganz Bosnien, und wird ein bedeutender Transitohandel, jedoch bloß durch Caravanen mit Saloniki und Janina unterhalten.

Das Gebieth von Serajevo kann 14,000 Streiter stellen. Dieß ist die Zahl, mit welcher diese Stadt, dem großherrlichen Firman zu Folge, gegen die Servier marschiren sollte. Serajevo oder Bosna Serai ist als Hauptstadt der Sitz der vornehmsten Behörden mit Ausschluß des Veziers. Es war eine besondere Gnadenbezeugung, welche sich die Seraglievер zu verschaffen wußten, daß der Sitz des Veziers anders wohin übersetzt wurde. Auch besitzen sie eine große Menge Kronlehen. Die Stadt wird durch den Migliazzabach bewässert, den man auf einer schönen Steinbrücke passirt um auf den Markt zu gelangen.

---

3. Weg von Serajevo in's Spreczathal über Kladun. 20 Stunden.

Außerhalb Serajevo ließ ich die Constantinopolitaner-Straße, welche östlich im Migliazzathale läuft, rechts, und indem ich die Anhöhe, auf welcher die Stadt liegt, umging, erreichte ich die höhern Berge,

auf einem der schlechtesten und steilsten Wege. Man tritt sodann in schöne hochstämmige Waldungen von verschiedenen Holzgattungen, besonders Ulmen und Eichen. Diese dauern durch fast 24 Stunden bis zum Spreczathal ununterbrochen fort. Der Weg ist außerordentlich schlecht, kaum für Pferde brauchbar, und geht stets Berg auf Berg ab. Man passirt mehrere Gebirgsbäche, unter andern die Dobrovicza, wo man das Dorf gleiches Nahmens 7 Stunden von Serajevo antrifft, und die Kladina, welche ein kleines, wenig cultivirtes Thal bildet, worin das Dorf Kladun, von 3 bis 400 Einwohner, 3 Stunden von Dobrovicza entfernt, liegt *). Auf dem ganzen übrigen

*) Es ist gleich Anfangs bemerkt worden, daß alle Charten der europäischen Türkey in Bezug auf die Rechtschreibung der Ortschaften sehr von einander abweichen. Dieses ist aber auch leider, mehr oder weniger der Fall mit der Lage der Ortschaften und Flüsse selbst. Bereits oben ist das Nöthige über die Lage des Spreczathales gesagt worden. Auf der mehrmahls angeführten Carte administrative finden sich die beyden in dem Memoire genannten Thäler und Ortschaften ebenfalls nicht. In der zu Wien im Kunst- und Industrie-Comptoir von J. Riedl herausgegebenen Karte von Servien und Bosnien, welche sehr viel mit der Carte administrative übereinstimmt, finden sich diese Nahmen ebenfalls nicht. Dagegen hat die in Triest herausgekommene Carte de la plus Grande Partie de la Turquie d'Europe etc. etc. dediée a S. E. M. le Marechal Duc de

Theile dieses Weges ist die Gegend äußerst öde. [illegible] sieht weder Haus noch sonst Wohnplätze. Indeß es auch wahr, daß die Waldungen die Aussichten die Ferne sehr verhindern.

Die Sprecza ist ein sehr kleiner Fluß, der [illegible] Osten nach Westen läuft, und durch einige Gebirgswässer verstärkt, sich einige Stunden unterhalb [illegible] glai in die Bosna ergießt. Das Thal, welches [illegible]

Ragusa etc. par Gaetan Palma, sowohl die Nahmen der Thäler als auch die Lage dieser Ortschaften. Auf derselben ergießt sich die Dobrovicza (Dobrovizza) oberhalb des Lashva in die Bosna. Der Ort Dobrovizza liegt 13 ital. Meilen (23 Kilometres auf der Linie von Serajevo auf Zwornik) von Serajevo entfernt. 6 ital. Meilen auf der nähmlichen Linie (11 Kilometres) weiter liegt der Ort Kladun. Auf der Carte administrative ist in dieser Richtung das Dorf Kladain niedergelegt, allein außerdem, daß dieses 28 ital. Meilen von Serajevo entfernt liegt, fließt sowohl in dieser als jener von Riedl, der Fluß an dem dieser Ort liegt, in die Drino. In der von Palma herausgegebenen Karte dagegen, ergießt er sich 5 ital. Meilen unterhalb Unter-Tuśla in die Sprecza. In dieser Gegend ist in der Carte admiministrative aber der Einfluß des Oskovo-Flusses angegeben. Auf einer andern in Händen habenden Carte Generale de la Turquie d'Europe à la droite du Danube ou des Beglerbegliks de Roum Ili, Bosna et Moree etc. etc. 1821 finden sich diese beyden Thäler, so wie die Ortschaften gleichen Nahmens, ebenfalls nicht. A. d. Rd.

liefst, ist schön, breit und gut angebaut. Die
hen, besonders jene, so es vom Drino-Thal schei-
sind niedrig und mit Waldung bewachsen. Meh-
von dem Hauptrücken sich herabziehende Füße
en sich im Thale aus, und bilden mit Saat
Fruchtbäumen geschmückte Abhänge. Der Boden
überaus fruchtbar. Man erntet Getreide, Hen
türkisch Korn (Kukuruz) in Menge, und das
al ist mit Wohnplätzen und Dörfern besäet.
Mehemed Vezir, zu dem ich mich begab, hatte
Reservelager von 2000 Mann in diesem Thale
geschlagen. Sein Hauptlager von 9 bis 10,000
und 4 Stunden davon bey Zwornik. Er hatte so
en die Servier gezwungen über die Drino zurück
gehen. Ich beschäftigte mich zu Folge der Absichten
des Pascha's eine gute Stellung im Sprecza-Thal zu
verschanzen. Eben sollte ich noch einige Arbeiten längs
der Drino vornehmen, als die Ereignisse zu Constan-
tinopel den Pascha plötzlich in seine Residenz abriefen.

Ich habe Zwornik nicht gesehen, dessen Festung
als der wichtigste Platz von ganz Bosnien betrachtet
wird. Sie ist von den Oesterreichern erbaut worden.
Nach dem, was ich davon habe erfahren können, soll
die Fronte gegen Servien sehr stark, jene aber gegen
Bosnien ganz in der Nähe dominirt seyn. Man rech-

net zu Isvornik (Zwornik) 8000 türkische und 4000 griechische Einwohner.

---

4. Weg aus dem Sprecza-Thale über Tusla, Schébsche — Zepce — und Vranduk nach Travnik. 26 Stunden.

Um nach Travnik zurückzukehren, schlug ich einen kürzern und weit bequemern Weg ein, als jener ist, den ich so eben beschrieben habe. Dieses ist der nähmliche, von dem ich in den allgemeinen Bemerkungen gesagt habe, daß er mit leichter Mühe fahrbar gemacht werden könne.

Man folgt dem Lauf der Sprecza. Vier Stunden vom Lagerplatz erreicht man Unter-Tusla. Ober-Tusla ist eine Stunde vom ersteren entfernt, und weit unbedeutender. Unter-Tusla hat drey Tausend Einwohner, von denen fast die Hälfte Katholiken, auch einige Griechen sind. Die Stadt ist durch eine Pallisadirung mit vorgelegtem Graben geschlossen und am Ufer der Sprecza erbaut, längs welcher der Weg fortläuft; und zwar stets auf ebenen fruchtbaren Boden. Man sieht viele zerstreute Wohnungen.

Zehn oder zwölf Stunden weiter von Tusla

verließ ich das Sprecza-Thal — welches sich von da nach Nordwest wendet — und passirte in östlicher Richtung, in drey Stunden Zeit, den sanften Rücken, welcher dasselbe von der Bosna absondert. Der Weg geht durch Felder und Wälder. Es würde einige Arbeit kosten, ihn fahrbar zu machen; jedoch wären dabey keine Schwierigkeiten zu überwinden.

Ich gelangte an die Bosna, an jenem Punct, wo sie die Krivaja aufnimmt, eine Stunde oberhalb Maglai, und fast gegenüber von dem Dorfe Zavidovich; welches eine Viertelstunde weit vom linken Ufer der Bosna liegt. Ich übersetzte die Bosna in einem Kahne, das ist, in einem ausgehöhlten Baumstamme, der nicht mehr als mein Pferd, und zwey dasselbe festhaltende Männer fassen konnte. Das Bosnathal ist prachtvoll, sehr fruchtbar, und vortrefflich bebaut. Die Thalebene ist bis Schebse breit, dann verengert sie sich, und hat zwey Stunden weiter nicht mehr Breite, als der Fluß und der Weg ausmachet, der übrigens sehr gut und fahrbar ist. Die Berglehnen sind mit hochstämmigen Waldungen bewachsen.

Schebse — Zepce — liegt am linken Ufer der Bosna, 13 Stunden von Tusla und 9 Stunden von Travnik. Es hat ein kleines viereckiges von Thürmen flankirtes, mit einem Wassergraben umgebenes Fort. Am rechten Ufer sieht man die davon abhängigen

Tocsor und Hove. Die Verbindung mit den [illegible] der Bosna liegenden Ortschaften, wird durch einen großen Kahn unterhalten, der bey 40 Personen fassen kann. Man rechnet in Schepse und den darum anhängigen Ortschaften 4 bis 5000 Einwohner, von denen wenigstens die Hälfte Katholiken sind *). Der Boden ist sehr reich an allerhand Naturerzeugnissen besonders an Gerste. Der ganze, am linken Ufer der Bosna gegen Banjaluka zu gelegene Theil von Bosnien, und das Gebiethe dieser Stadt, wird von einer großen Anzahl Katholiken bewohnt. Es ist dieses die fruchtbarste und cultivirteste Gegend Bosniens. Auch zieht man daselbst die besten Pferde.

Von Schebsche folgt man bis Vranduk — Vanduch —; 5 Stunden von Travnik dem Lauf der Bosna. Man ersteigt dann ziemlich steil, die westliche Lehne des Gebirgs, und gelangt über eine Reihe sanfter, mit Getreide bebauter, und dem Ansehen nach sehr fruchtbarer Hügel zu dieser Stadt. Die Gegend ist voller Dorfschaften und einzelner zerstreuter Höfe. Anstatt die Höhe bey Vranduk zu passiren, kann man auch den Weg längs der Bosna fortsetzen, und in das

*) Man zählt in Schepse selbst an 300 Häuser, und 1,300 Einwohner, die Eisenarbeiter unterhalten, und gute Schiffe bauen, die aus der Bosna und Save in die Donau gebracht werden. A. d. R.

Thal von Travnik durch das Debouchée des Lashva-Baches gelangen.

Vranduk hat eine, auf einem schroffen Felsen sehr vortheilhaft gelegene Festung, die das Thal sehr gut vertheidigt. Sie kann sehr schwer beschossen werden. Das Dorf liegt unten im Thale.

Von dem Uebergange über die Bosna an bis Vranduk hat der Weg die Richtung gegen Süden, von da bis Travnik gegen Südwest.

---

5. Weg von Travnik über Vissoko nach Czelibi Bazar *). 3½ Stunden.

Ich habe diese zweyte Reise im Januar in dem Gefolge des Vezirs gemacht; er wollte nicht über Serajevo gehen, aus Ursache des Mißvergnügens, das er über die Bewohner dieser Hauptstadt hatte. Er schlug demnach einen Seitenweg ein.

*) Die obenerwähnte Karte der europäischen Türkey von Gaetan Palma hat sowohl diesen Ort, als den Weg. Auf allen andern in Händen habenden findet sich der Ort nicht. Nach Palma käme derselbe auf der Carte administrative an dem sich unterhalb Visegrad auf dem linken Drino-Ufer in die Drino ergießenden von Rogaticza herabkommenden Fluß zu liegen. A. d. Rd.

Von Travnik kamen wir nach Bussovacza — man sehe die Beschreibung Nr. 2 von Travnik nach Serajevo. — Um von da nach Vissoko zu gelangen, folgt man dem Laufe des Kaziza-Thales, man läßt den Weg nach Serajevo östlich und wendet sich gegen Nordost. Man kömmt über einen sanften Rücken ins Bosna-Thal, wohin der Weg durch das kleine Dorf Signove führt. Auf der andern Seite dieses Rückens befindet sich das Dorf Radovicze, welches sammt den davon abhängenden Höfen 1200 bis 1500 Einwohner zählt. Das Thal ist hier eben so schön und angenehm wie bey Schebsche. Die Thalebene ist breit, die Seitenlehnen sanft, und die Abhänge gegen Süden sind gut bebaut. Die Seitenthäler der Bosna bis Vissoko sind mit Dörfern und Höfen besetzt. Von Bussovacza bis Radovicze ist der Weg schlecht, das Land gebirgig und rauh, mit Wald bedeckt, von mehreren starken Bächen durchschnitten, und nur in den Thälern angebaut. Vissoko liegt von Bussovacza 7 Stunden, und von Radovicze 2½ Stunde weit. Es ist ein großer Flecken, von 2400 Einwohnern, und liegt auf dem Gipfel einer Anhöhe, in einer reichen Gegend, am Zusammenfluß der Bosna und Rognicza. Es wird hier viel Rohleder gegerbt *). Ueber die Bosna führt eine in ziem-

*) Auch gehen hier Eisenhämmer und in der Nähe wird auf Eisen gebaut.

lich gutem Stand erhaltene, auf drey Jochen ruhende hölzerne Brücke. — Zu Radovicze findet man nur wenig Christen und zu Vissoko gar keine.

Beym Austritt aus Vissoko passirt man die Bosna, deren Lauf man einige Zeit am rechten Ufer aufwärts folgt, und das Thal des Sudiczabaches, der sich in die Bosna ergießt durchschneidet. Dieses Thal ist schmal, scheint aber ziemlich fruchtbar zu seyn. Man findet darin das Dorf Sudicza*). Von da an bis Czelibi Bazar geht man stets im tiefen Gebirge. Ein schlechter Fußweg, enge Thäler mit lichtem niedrigen Gehölze bewachsene Plateaus, einige zerstreute Wohnplätze — vier bis fünf elende, fast ganz von Katholiken bewohnte, auf den Plateaus angebaute Höfe, die einzigen Plätze, wo man etwas Grundstücke und Huthweiden findet — ist alles, was man auf einer Strecke von 18 bis 20 Stunden Weges antrifft.

Sermonito und Buttici sind die vorzüglichsten der erwähnten Höfe, sie liefern keine Unterstützung. Eine Stunde vor Czelibi Bazar findet man Araibici, ein von Türken bewohntes Dorf, in einer etwas weniger rauhen Gegend, als jene ist, die ich so eben erwähnt habe. Von da geht man stets bergab bis Czelibi Bazar, welches in einem von den Grazzainza und Rakinizza bewässerten Thale liegt; beyde

*) Bey Palma Tuzziz. A. d. Rd.

Wässer vereinigen sich daselbst, letzteres behält seinen Nahmen, und fließt in die Drino.

Czelibi Bazar liegt 12 Stunden von Serajevo, 20 von Tusla und 5 von Visegrad. Es mag sammt den umliegenden Höfen, die davon eine halbe Stunde entfert liegen, 11 bis 1200 Bewohner enthalten. Das Thal ist eng und mittelmäßig fruchtbar. Die Gebirgsabhänge sind mit Waldung bewachsen. Das Land gewährt nur wenig Hülfsmittel.

---

6. Weg von Czelibi-Bazar über Grusde (Gorasde) und Csainik (Szenicze) nach Jaslicza. 15 Stunden.

Grusde liegt 4 Stunden von Czelibi-Bazar; zwey äußerst schlechte Wege führen dahin. Derjenige, den ich einschlug, übersetzt den südöstlich liegenden Bergrücken, und behält auch hernach die nähmliche südöstliche Richtung. Er geht stets steil bergauf, bergab, bis zu dem sehr kleinen Dörfchen Dugiak, in welchem sich ein großes und schönes Haus, des von den Serviern zu Belgrad getödteten Sinan Pascha befindet. Das Land ist rauh, und die ganze hohe Bergkette, die man von weiten sieht, ist mit großen Wäldern bewachsen. Bloß bey Grusde ist die Gegend etwas bebaut, wohin man kommt, nachdem

man eine Stunde bergab gegangen ist. Es ist ein kleines Dorf von 50 türkischen Häusern *). In den benachbarten Dörfern befindet sich ungefähr eine gleiche Zahl griechischer Häuser. Es liegt an der Drino, über welche eine schlechte hölzerne Brücke von 5 Jochen führt. Die Drino hat einen schnellen Lauf, ihr Thal ist nicht sehr breit, scheint aber fruchtbar zu seyn. Man erntet hier eine Menge Früchte, womit die Einwohner handeln. Die benachbarten Berge sind mittelmäßig hoch.

Der Weg nach Constantinopel geht von Serajevo durch Grusde. Diesen habe ich von da bis Jaslicza in östlicher Richtung verfolgt. Nach drey Stunden kommt man nach Csainik (Saniz auch Tschainizza). Die Gegend ist kalt, schlecht bebaut, der Weg schlecht. Csainik liegt über einem sehr engen Thale, in welchen ein Bach, Nahmens Vrello fließt. Es ist ein ärmliches Dorf von 900 bis 1000 Einwohner, größtentheils Griechen **). Von hier kommt man in 8 Stunden nach Jaslizza. Der Weg führt durch eine rauhe Gebirgsgegend, die fast ganz uncultivirt ist. Drey Stunden geht man immerfort in Wäldern. Der Weg, der vom Anfang des Thales von Csainik sehr schlecht war, wird besser. Auf hal-

*) Die Carte administrative gibt 150 an. A. d. Rd.
**) Auf der Karte sind 300 bemerkt. A. d. Rd.

dem Weg befindet sich ein Han (Bolenich genannt) und einige Häuser.

Taslizza ist eine Stadt von 4 bis 5000 Einwohner, von denen wenigstens die Hälfte Griechen sind. Sie liegt in einer großen, ganz kahlen Ebene, welche durch den eine Viertelstunde von Taslizza laufenden Levotinafluß*) bewässert wird. Dieser Fluß, über welchen zwey hölzerne Brücken führen, ist nur zur Zeit wenn die Wässer anwachsen bedeutend. Die Berge sind waldig. Man sieht in der Ebene eine beträchtliche Anzahl Häuser, welche von Griechen bewohnt werden. Das Gebieth von Taslizza ist von mittelmäßiger Fruchtbarkeit, da es aber sehr ausgedehnt ist, so erntet man viel Getreide und Heu. So wie man die Drino passirt hat, findet man keine Katholiken mehr, und auch die Anzahl der Türken vermindert sich.

Da hier der Vezir Mehemet den Befehl erhielt, sich in ein anderes Gouvernement zu begeben, so nahm ich Abschied von ihm. Dieser Pascha hatte die liebenswürdigsten Manieren, und schien den Franzosen ergeben zu seyn. Er hoffte sich durch ihre Unterstützung in Bosnien behaupten und sich zu einem unabhängigen Pascha machen zu können.

*) Auf der Karte hat Taslizza 500 Häuser. Der Fluß führt dort den Nahmen Teslizza. A. d. Rd.

7. Weg von Taslizza nach Serajevo.

Von Taslizza bis Grusde ist der Weg so eben beschrieben worden.

Von Grusde an, folgt man der Straße, so von Constantinopel nach Travnik führt. Die Gegend ist gebirgig und waldig. Man muß zwey beträchtlich hohe Gebirgsfüße ersteigen, von wo aus man die Aussicht auf die hohen Gebirge hat. In diesem weiten Umkreis sieht man nichts als Wald, und kaum einige zerstreute Wohnplätze. Der Weg kann kaum schlechter seyn. Fünf Stunden von Grusde liegt Bracsa (Prazza auch Pranza), ein Dörfchen von 12 bis 15 Häusern. Sein Gebieth wird durch einen gleichnahmigen Bach bewässert. Man folgt dessen Thal eine Zeit, übersetzt einen Bergrücken der es von dem Migliaska-Thal absondert, und setzt dann im letztern den Weg bis zur Bosna fort.

Man benutzt die Migliaska zur Zeit ihrer Anschwellung, Brennholz nach Serajevo zu schwemmen. Das Thal ist eng und uncultivirt; außer an einigen Orten, wo es breiter wird und wo man Wohnplätze und Hans findet. Die Gebirgsabfälle sind mit Waldungen bewachsen. Näher gegen Serajevo zu verringert sich das Thal abermahls, die südlichen Abfälle erheben sich mehr als die andern. Die ganze

Gegend ist kahl. Man entdeckt von weitem die Anhöhe, auf welcher Serajevo erbaut ist, und sieht die Gemäuer und Waldungen, so auf dieser Anhöhe liegen. — Diese Anhöhe schließt so zu sagen das Thal. Bevor man nach Serajevo kommt passirt man das Thal mittelst einer schönen kleinen Brücke von Steinen, welches sehr hoch über das Niveau des Wassers erbaut ist. Der Weg führt am südlichen Abhang sehr steil durch 1½ Stunde. Man erstaunt nicht wenig nach Zurücklegung eines so rauhen Thales, wie das der Migliaska ist, plötzlich auf eine Stadt von solcher Größe und Wichtigkeit, als Serajevo ist, zu stoßen. Man zählt 8 Stunden Wegs von Bracsa.

Die Wege von Serajevo bis Travnik und von da nach Dalmatien, welche ich genommen habe, sind schon anderwärts von mir beschrieben worden.

Dieß ist die Beschreibung jener Wege und Gegenden, die ich in Bosnien bereiset habe. Ich hätte sehr gewunschen, daß es mir vergönnt gewesen wäre, noch tiefer in diese Provinz zu dringen. Aber der argwöhnische Geist der Türken hat dagegen unüberwindliche Hinderniſse gelegt. Ich habe ihnen zuviel Mißtrauen erregt; und es beburfte des ganzen Ansehens des Vezirs, um mich respectiren zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Steindruckerey ist schon seit langer Zeit in China bekannt.

Nach einer vom Herrn Professor Klaproth in den Nouv. annales des Voyages, (Liv. XVII. Année 1821. 1. du T. IX. p. 195 mitgetheilten Nachricht, findet man in der 1772 auf Befehl des Kaisers Kiam-Loung veranstalteten neuen Auflage des Spiegels der Mandchur-Sprache, zwey Stellen, welche deutlich beweisen, daß vor diesem Zeitpunct die Chinesen von der Lithographie bereits Gebrauch machten. Nachfolgendes sind die beyden darauf Bezug habenden Stellen, die sich im zweyten Bande des Supplements S. 34 und 35 finden.

Kherghen foloro falga, auf chinesisch Khedsu-tehhu, Nahme des Ortes wo die Arbeit gemacht wird, fac simile in großen und kleinen Schriftzei-

chen auf Stein zu ſtechen, von den auf Befehl des Kaiſers verfaßten Werken.

Beke foloro falga, auf chineſiſch Me-ke-dso, Ort wo man mit Tinte die Steine überſtreicht, auf denen die auf Befehl des Kaiſers verfaßten Edicte und Werke geſtochen, und wo man ſolche auf weißes Papier abdruckt.

Oeffentliche Schulen in Griechenland und in der Türkey.

Adrianopel. Hier hat ſeit Kurzem ein reicher Handelsmann auf ſeine Koſten eine Schule geſtiftet.

Athen. Die dortige Schule blüht fortwährend.

Bucharest. Mit jedem Tage ſchreitet das Lyceum dieſer Stadt vorwärts; es hat den Vortheil dermahlen einen dritten Profeſſor zu beſitzen, der mit großen Nutzen in Deutſchland und Frankreich ſtudiert hat, und ſtreitet bereits um den Vorzug mit der Schule zu Chios.

Einer der erſten Profeſſoren des Lyceums, Herr Stéphanus Kanelos, hielt zu Anfang dieſes Jahres vor einer ſehr zahlreichen Verſammlung eine kraftvolle Rede an die hier ſtudierende Jugend, worin er unter andern ſagte: Ja, meine theuern Kinder eines

geliebten Vaterlandes! immerwährend muß uns die Liebe für das öffentliche Wohl beleben; stets sey das allgemeine Beste der einzige Zweck ihres Sinnen und Trachten, so wie ihrer Anstrengungen. Dann werden ihre Arbeiten die ersprießlichsten Folgen haben. Das Vaterland muntert sie nach allen seinen Kräften auf; machen sie sich ununterbrochen der Liebe desselben würdig und erfüllen sie dessen glänzende Hoffnungen. — Doch was sag' ich? Ich lese auf ihren Stirnen den Ausdruck ihrer edlen Gesinnungen, und vermag meiner Freude keine Worte zu geben, u. s. w.

Die ganze Versammlung ward auf das lebhafteste durch die feurigkraftvolle Rede Kanelos begeistert, und von allen Seiten ertönten Beyfallsbezeugungen.

Chios. Herr Barbaqui hat der Schule zu Chios eine neue Schenkung gemacht, so daß diese Anstalt von ihm allein jetzt schon mehr den 46000 fl. bekommen hat. Dieser ansehnliche Zuwachs an Kapital, hat diese Schule in den Stand gesetzt, zwey junge Leute nach Paris zu senden, um dort ihre Studien zu vervollkommnen; man hofft einen dritten nach der Schweiz auf das berühmte Fellenbergische Institut schicken zu können, um sich dort vorzüglich in der eigentlichen Erziehungskunst zu vervollkommnen. Treten nicht unvorzusehende Unfälle ein, so darf man mit Zuversicht hoffen, daß die Insel Chios für das gegen-

wärtige Griechenland das seyn wird, was im Alterthum die Stadt Milet in Jonien war. Eine Uebersetzung von Thénard's Chemie ist gegenwärtig unter der Presse, auch hofft man hier bald Francoeur's mathematischen Lehrcurs erscheinen zu sehen.

Constantinopel. Hier befindet sich eine Haupt- und zehn kleinere Schulen, die indeß vielleicht thätiger sind als jene. Unlängst ist hier von einem Geistlichen eine Uebersetzung in neugriechischer Sprache von Brugnatelli's Chemie erschienen.

Cydonia (Cunea). Der Erzbischof von Ephesus, Dionysios hat für die Bedürfnisse der Schule dieser Stadt, das Einkommen einiger Kirchen von Cydonien gewidmet.

Epirus. Hier hat leider die Geißel des bürgerlichen Krieges die beyden alten Schulen zu Janina hart getroffen, noch schmerzlicher ist der durch eine Feuersbrunst erfolgte Verlust der beyden Bibliotheken dieser Stadt. Indessen haben die Bewohner eines Bezirkes von Epirus, die Zagorioten, ungeachtet der ihr Vaterland betreffenden Unfälle, den festen Entschluß gefaßt, mitten in ihren Gebirgen eine Schule zu errichten, und deßhalb einem ihrer Landsleute in Paris eine Geldsumme zum Ankauf der nöthigen Bücher überschicket.

Smyrna. Die durch unangenehme Vorfälle bewirkte Schließung einer der dortigen Schulen, hat auf den Fortgang der Wissenschaften keine nachtheiligen Folgen gehabt. Das dortige alte Seminarium hat an dem Herrn Benjamin vormahligen Professor auf der Schule zu Cydonia in klein Asien, eine herrliche Acquisition gemacht; er hat mit großen Nutzen in Italien und Frankreich studiert, auch England besucht.

Druckfehler.

S. 160 Z. 8 v. u. statt Lyubinye (?) lies Gliubigne
» 167 » 3 » » » 4000 » 4co.

Stanford University Libraries
3 6105 013 171 678

U
3
G4
1821
v.3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.